Villiers de l'Isle-Adam

# Das zweite Gesicht

Band 5

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/daszweitegesicht0000vill

Villiers de l'Isle-Adam

# Das zweite Gesicht

Der gesammelten Werke
fünfter Band

Villiers de l'Isle-Adam

# Das zweite Gesicht

und andre Novellen

1920

Thespis-Verlag München

Deutsch von Maria Ewers aus'm Weerth

# Inhaltsverzeichnis


Das zweite Gesicht . . . . . 1
Königin Isabeau . . . . . 31
Der Verkündiger . . . . . 45
Das Recht der Vergangenheit . . . . . 79
Das Paar von Toledo . . . . . 93
Tse-i-las Abenteuer . . . . . 101
Das Ringspiel . . . . . 115
Der Zar und die Nachteulen . . . . . 121
Englischer Sadismus . . . . . 137
Der Wunsch ein Mensch zu sein . . . . . 153
Dieser Mahoin! . . . . . 171
Die beste Liebe . . . . . 181
Höchste Liebe . . . . . 197
Die Räuber . . . . . 219
Der Heroismus des Doktors Hallidonhil . . . . . 231
Appell der Löwen an die Christen . . . . . 241
Ein unerwarteter Genuß . . . . . 249
Die Freuden eines guten Werkes . . . . . 257
Geheimnisvolle Erinnerungen . . . . . 267
Die Begegnung zu Solesmes . . . . . 277
Das himmlische Abenteuer . . . . . 289
Das Geheimnis der schönen Ardiane . . . . . 301
Die Sinnestäuschungen des Herrn Redoux . . . . 315
Moderne Legende . . . . . 331



3.—5. Tausend



Copyright 1920 by Thespis-Verlag, München

# Das zweite Gesicht

Es war an einem Winterabend. Wir saßen mit mehreren Geistesgenossen um ein gutes Feuer und tranken Tee bei einem unserer Freunde, dem Baron Xavier de la V. (einem blassen, jungen Manne, der, kaum erwachsen, schon nach Afrika gegangen war und dort infolge starker militärischer Strapazen und Ermüdungen eine ungewöhnliche Reizbarkeit des Temperamentes und eine gewisse Rauheit der Sitten davongetragen hatte). Die Unterhaltung drehte sich um ein ziemlich düsteres Thema, man sprach nämlich von dem außergewöhnlichen, verblüffenden und geheimnisvollen Zusammentreffen, das in dem Leben einiger Menschen stattfindet.

— „Mir ist da eine Geschichte begegnet," sagte er, „zu der ich keine Erklärung geben kann. Sie ist wahr. Vielleicht werden Sie sie interessant finden."

Wir steckten uns Zigaretten an und lauschten folgender Erzählung.

— Es war im Jahre 1876, in den letzten Herbsttagen, zu jener Zeit, wo die immer wachsende Zahl allzu rasch vollzogener Beerdigungen anfing, die Pariser zu beschäftigen und in Aufregung zu versetzen. Ich hatte an einem gewissen Abend gegen acht Uhr an einer spiritistischen Sitzung teilgenommen und fühlte, als ich von dort heimkehrte, daß ich einmal wieder dem Anfall jenes erdrückenden, vielleicht er-

erbten Spleens erlag, der, wenn er mich überfällt, meine geistige Fähigkeit lähmt und reduziert.

Ich habe die berühmtesten Ärzte konsultiert, um mich davon zu befreien; auf das Gewissenhafteste habe ich alle ihre Vorschriften befolgt und mich ihren Kuren unterworfen. Vergebens! Es hat nichts geholfen. Es scheint, daß ich bestimmt bin, als ein schweigsamer, melancholischer Mensch durchs Leben zu gehen. Und dennoch muß ich trotz meiner nervösen Veranlagung im Grunde eine Natur von Stahl und Eisen haben, da ich trotz allem, was ich durchgemacht habe, noch unter den Sternen wandle.

Als ich an jenem Abend in meinem Zimmer angelangt war und mir an einer der vor dem Spiegel stehenden Kerzen meine Zigarre anstecke, bemerkte ich, daß ich leichenblaß war. Ich warf mich in einen großen Sessel, ein altes, ehrwürdiges, mit granatfarbenem Samt bezogenes Familienstück, in dem ich in meinen langen Träumereien oft den Flug der Stunden vergaß. Mir erschien der Anfall meines alten Leidens heute besonders drückend; meine Erschöpfung war eine so vollständige, daß ich sie beinahe wie eine Krankheit empfand. Da es mir — besonders inmitten der rauschenden Vergnügen der Hauptstadt — unmöglich erschien, sie abzuschütteln, faßte ich den Entschluß, Paris auf einige Zeit zu verlassen, aufs Land zu gehen, mich so viel wie möglich in der frischen Luft zu bewegen und zu versuchen, mir durch körperliche Anstrengungen, vielleicht durch einige Jagdpartien, Zerstreuung zu verschaffen und Genesung zu finden.

Kaum war mir dieser Gedanke gekommen, als plötzlich der Name eines alten Freundes, an den ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte, der des Abbés Maucombe, mir in den Sinn kam.

„Der Abbé Maucombe!" sagte ich mit leiser Stimme.

Meine letzte Begegnung mit dem gelehrten Priester datierte von jener Zeit, da er seine lange Pilgerfahrt nach Palästina antrat. Ich wußte jedoch, daß er jetzt zurückgekommen sei. Er lebte in der bescheidenen Pfarrwohnung eines kleinen Dorfes in der Bretagne.

Maucombe verfügte dort sicher über ein Zimmer, einen anspruchslosen Zufluchtsort für mich. Zweifellos hatte er von seinen Reisen einige alte Bücher mitgebracht, Raritäten vom Libanon. Und ich möchte darauf wetten, daß die Teiche der benachbarten Herrensitze von wilden Enten wimmelten! Das konnte mir passen! Wenn ich die letzten vierzehn Tage des feenhaft schönen Oktobers in den roten Felsen genießen wollte, und ehe der erste Frost eintrat, die herbstliche Pracht der die Höhe krönenden Wälder schauen und genießen wollte, dann mußte ich mich beeilen.

Die Uhr schlug neunmal.

Ich erhob mich und schüttelte die Asche von meiner Zigarre. Dann, da ich einen gefaßten Entschluß stets rasch ausführe, machte ich mich sofort reisefertig. Ich packte einen Handkoffer, ergriff mein Gewehr, setzte den Hut auf, hing meinen Radmantel um und zog Handschuhe an; dann blies ich die Kerzen aus

und verschloß, nachdem ich mein Zimmer verlassen, sorgsam und dreifach das alte Geheimschloß, das der Stolz meiner Tür ist.

Dreiviertel Stunden später brachte mich der nach der Bretagne fahrende Zug nach dem kleinen Dorfe Saint-Maure, in dem der Abbé Maucombe angestellt war; ich hatte sogar noch Zeit gefunden, auf dem Bahnhofe in aller Eile mit Bleistift einen Brief an meinen Vater zu schreiben, in dem ich ihn von meiner Abreise benachrichtigte.

Am andern Morgen war ich in R., das ungefähr zwei Meilen von Saint-Maure entfernt liegt.

Da ich mich danach sehnte, einmal eine Nacht gut zu schlafen, um am andern Morgen beim Anbruch des Tages gleich mit meinem Gewehr losziehen zu können, und da ich fürchtete, ein Mittagsschläfchen nach dem Frühstück würde meine nächtliche Ruhe beeinträchtigen, benutzte ich trotz meiner Müdigkeit den Tag dazu, mehrere Besuche bei meinen in R. wohnenden Studiengenossen zu machen.

Nachdem ich diese Pflichten erfüllt hatte, ließ ich mir um fünf Uhr in der goldenen Krone, wo ich abgestiegen war, ein Pferd satteln und befand mich, als die Sonne schon untergehen wollte, in der Nähe eines Weilers.

Unterwegs hatten sich meine Gedanken unausgesetzt mit dem alten Priester beschäftigt, bei dem ich mich einige Tage aufzuhalten gedachte. Die lange Zeit, die zwischen unserer letzten Begegnung und dem heutigen Abend lag, die ereignisvolle Pilgerfahrt und seine darauffolgende einsiedlerische Lebens-

weise mußten seinen Charakter und seine Person verändert haben. Ich würde ihn sicher gealtert finden — aber ich kannte den lebhaften Geist, die fesselnde Unterhaltungsgabe des gelehrten, alten Herrn, und ich versprach mir viel von den Abenden, die ich mit ihm verleben würde.

„Der Abbé Maucombe," wiederholte ich immer wieder ganz leise, „das war wirklich eine ausgezeichnete Idee."

Als ich die alten Leute, die an den Gräbern entlang ihr Vieh weideten, nach seiner Wohnung frug, hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß der Pfarrer, als richtiger Verkündiger eines barmherzigen Gottes, die Liebe seiner Pfarrkinder erworben hatte. Nachdem man mir den Weg zu der Pfarrwohnung gezeigt, die ziemlich weit von den Häuschen und Hütten des Dorfes Saint-Maure entfernt lag, schlug ich den dahin führenden Seitenpfad ein.

Ich kam an.

Der ländliche Anblick dieses Hauses, die Fenster mit ihren grünen Jalousien, die drei zu der grünumrankten Haustüre führenden Sandsteinstufen, der Efeu, die Klematis, die Teerosen, die bis zum Dache hinaufkletterten, über dessen Schornstein eine leichte Rauchwolke schwebte — alles machte den Eindruck der Sammlung, des Behagens und tiefsten Friedens. Das Laub der im benachbarten Baumgarten stehenden Obstbäume war schon herbstlich gefärbt. Die zwei Fenster des einstöckigen Häuschens waren von der Abendsonne erhellt; zwischen ihnen befand sich eine

Nische mit dem Bilde des Heilandes. Ich stieg ab, band mein Pferd an einem der Fensterflügel an, und nachdem ich mich noch einen Augenblick in den Anblick des Abendhimmels versenkt hatte, ergriff ich den an der Türe befindlichen Türklopfer.

Der Himmel leuchtete so prachtvoll über den fernen Eichen und Föhrenwäldern, über denen die letzten, wärmeren Gegenden zustrebenden Zugvögel in den Abend hineinzogen — die Glut der untergehenden Sonne spiegelte sich so feierlich in dem Wasser eines nahen, schilfumkränzten Weihers — die ganze Natur dieser einsamen Gegend war in diesem Augenblick vor dem Hereinbrechen der Nacht von einer so wunderbaren Schönheit erfüllt, daß ich ganz überwältigt davon war, und ohne den Klopfer niederfallen zu lassen, stumm in all die Herrlichkeit blickte.

Ich war übrigens so übermüdet, und meine Nerven befanden sich in einem Zustande derartiger Überreizung, daß das leichte Geräusch eines niederfallenden Blattes sie zittern machte. Der zauberhafte Horizont dieser Gegend blendete meine Augen. Ich ließ den Türklopfer sinken, ohne zu pochen, setzte mich auf die Stufen des Häuschens und versank in dumpfes Träumen.

Erst nach einer längern Weile, nachdem der Abend herabgesunken und es anfing kühl zu werden, kam ich zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Ich erhob mich rasch, und den Blick auf dem freundlichen Hause ruhen lassend, griff ich abermals nach dem Klopfer.

Wie durch eine höhere Macht gezwungen, hielt ich jedoch inne, und erschreckt die mir eben noch so reizend erschienene ländliche Wohnung anstarrend, frug ich mich, ob ich der Spielball einer Halluzination sei?

War das wirklich dasselbe Haus, das ich eben gesehen? Lange, durch bleiche Blätter gleitende Eidechsen verrieten mir sein Alter! Das ganze Gebäude hatte ein seltsames Aussehen. Die von den letzten Strahlen der Sonne erhellten Fenster strahlten in heimlicher Glut. Die gastliche Tür, zu der die drei steinernen Stufen führten, lud zum Eintritt ein, aber während meine Aufmerksamkeit auf die wohl eben erst frisch gescheuerten, grauen Sandsteinplatten dieser Stufen gelenkt ward, erkannte ich deutlich an den Spuren der darin eingegrabenen Buchstaben, daß es Grabsteine waren, die wahrscheinlich von dem nahen Friedhofe stammten, dessen schwarze Kreuze ich jetzt kaum hundert Schritte von mir entfernt deutlich erkannte. Und das ganze Haus hatte ein so seltsam geheimnisvolles Aussehen angenommen, daß mir graute, und das Echo des Klopfers, den ich endlich niederfallen ließ, hallte in dem Innern der Wohnung nach wie eine Totenglocke.

Diese Art des zweiten Gesichtes, das viel mehr physisch wie körperlich ist, verwischt sich übrigens mit großer Schnelligkeit. Ja, ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich wieder einmal das Opfer dieser seelischen Depression war, der ich zu entweichen gehofft hatte. Ich sehnte mich danach, so rasch wie möglich ein liebes Gesicht zu sehen, das mir helfen sollte, die Erinnerung daran zu verscheuchen; ohne

länger zu warten, stieß ich den Riegel der Türe auf. — Ich trat ein.

Die Türe, in der ein Bleigewicht befestigt war, schloß sich hinter mir von selbst.

Ich befand mich in einem langen Korridor, in dessen Hintergrunde Nanon, die getreue, immer vergnügte alte Dienerin, ein Licht in der Hand tragend, die Treppe herunterkam.

Sie erkannte mich sofort und begrüßte mich fröhlich mit den Worten:

„O, Herr Xavier... sind Sie es wirklich?"

„Guten Abend, meine gute Nanon!" antwortete ich, ihren diensteifrigen Händen meinen Handkoffer und mein Gewehr überlassend.

Meinen Reisemantel hatte ich in meinem Zimmer in der goldenen Sonne vergessen.

Ich stieg die Treppe hinauf. Eine Minute später lag ich in den Armen meines alten Freundes.

Die Aufregung unseres zärtlichen Wiedersehens sowie ein gewisses melancholisches Gefühl übermannte den Abbé sowohl wie mich so sehr, daß wir in den ersten Minuten kaum Worte zu finden vermochten.

Über eine Weile erschien Nanon, um uns eine Lampe zu bringen und zu melden, daß das Abendessen fertig sei.

„Mein lieber Maucombe," sagte ich, meinen Arm unter den seinen schiebend, um herunterzugehen, „die Freundschaft zweier verwandten Seelen gilt doch für alle Ewigkeit, und ich sehe, daß wir beide diese Ansicht teilen."

„Es gibt christliche Geister, deren göttliche Ver-

wandtschaft eine sehr nahe ist, ja. — Die Welt hat weniger vernünftige Glauben, für die sich Anhänger finden, die ihr Blut, ihr Glück und ihre Pflicht dafür opfern. Es sind Fanatiker," schloß er lächelnd. „Erwählen wir den besten und nützlichsten Glauben, da wir frei sind und unsern Glauben zu vertreten haben."

„Tatsache ist," antwortete ich lachend, „daß es schon sehr geheimnisvoll ist, daß zweimal zwei vier machen."

Wir gingen in das Speisezimmer. Während des Mahles machte der Abbé mir zuerst sanfte Vorwürfe, weil ich so lange nichts von mir hatte hören lassen und erzählte mir dann von allem, was in seinem Dorfe vorging.

Er sprach von dem Lande und erzählte mir zwei oder drei Anekdoten über die benachbarten Gutsbesitzer.

Dann berichtete er von seinen persönlichen Jagderlebnissen und von seinen Triumphen beim Fischfang, kurz, er war von einer berückenden Liebenswürdigkeit und offenbar in heiterster, gehobener Stimmung.

Nanon machte die aufmerksame Wirtin, bemühte sich, uns aufs beste zu bedienen, und lief so eifrig hin und her, daß ihre große weiße Haube flatterte, als ob Flügel daran wären.

Als ich mir beim Kaffee eine Zigarette drehte, folgte Maucombe, der früher Dragoneroffizier gewesen war, meinem Beispiele. Nach den ersten Zügen gingen wir beide eine Weile schweigend unsern Ge-

danken nach; dann aber benutzte ich die Gelegenheit, um meinen Wirt aufmerksam zu betrachten.

Der Priester war ein hochgewachsener Mann von vielleicht fünfundfünfzig Jahren. Lange, bereits ergraute Locken umrahmten sein mageres und ausdrucksvolles Gesicht. Sein lebhaftes Auge verriet eine hohe Intelligenz. Seine Züge waren regelmäßig und streng; die elastische schlanke Gestalt erschien noch durchaus jugendlich, und er verstand es, seine lange Soutane mit großem Anstand zu tragen. Der volle Klang seiner wohllautenden Stimme verriet eine gesunde Lunge, und seine Rede trug den Stempel hohen Wissens und reinster Herzensgüte. Er schien eine ausgezeichnete, widerstandsfähige Gesundheit zu haben.

Nachdem wir Kaffee getrunken, führte er mich in sein kleines Bibliothekzimmer.

Ich war infolge der letzten schlaflosen Nacht zum Frösteln geneigt, außerdem war der Abend wirklich sehr kühl. Als aber ein Arm voll dürrer Weinreben die im Kamin aufgeschichteten großen Holzscheite hell entflammen machte, fühlte ich mich bald sehr behaglich.

In unsere zwei bequemen Sessel von gebräuntem Leder ausgestreckt und die Füße am Feuer wärmend, sprachen wir von Gott.

Da ich aber sehr müde war, beschränkte ich mich darauf, zuzuhören, ohne zu antworten.

„Um zum Schlusse zu kommen," sagte Maucombe endlich, sich erhebend, „sind wir hier auf Erden, um durch unsere Werke, unsere Gedanken und Worte und

durch unsern Kampf gegen die Natur Zeugnis dafür abzulegen, daß wir die uns auferlegte Last des Lebens würdig zu tragen wissen."

Und er schloß mit einem Zitat Josefs von Maistre: „Zwischen Gott und dem Menschen steht nur der Stolz."

„Trotz alledem," sagte ich zu ihm, „haben wir — verzogene Kinder dieser Natur, die Ehre, in einem Zeitalter des Lichts zu leben."

„Dem wir aber Ihn, der das Licht aller Zeiten ist, vorziehen sollen," erwiderte er lächelnd.

Wir waren auf dem Treppenabsatz angekommen, unsere Kerzen in der Hand.

Ein langer Gang trennte das Zimmer meines Wirtes von dem, das man mir bestimmt hatte. Er bestand darauf, mich dorthin zu führen. Wir traten ein, und er überzeugte sich selbst davon, ob mir nichts fehle; dann gaben wir uns die Hand und sagten gute Nacht — und dabei fiel der helle Schein meiner Kerze auf sein Gesicht. — Und plötzlich überfiel mich ein Gefühl des Grauens, das mich zittern machte!

War es ein Sterbender, der da an meinem Bette stand? Die Gestalt dort vor mir war nicht, konnte nicht die meines lieben Wirtes sein? Oder wenn ich sie auch ungefähr erkannte, so war es mir doch, als habe ich sie erst in diesem Augenblicke so gesehen, wie sie in Wirklichkeit war. Eine Bemerkung wird mich verständlich machen, der Abbé erweckte in mir die Empfindung des zweiten Gesichtes, das mich im Anblick seines Hauses bereits überwältigt hatte.

Das Antlitz meines Wirtes erschien mir verändert, sehr ernst und von einer wahren Totenblässe, die Augenlider waren gesenkt. Hatte er meine Gegenwart vergessen? Betete er? Seine Person erschien mir plötzlich von einer solchen Feierlichkeit umgeben, daß ich unwillkürlich die Augen schloß. Als ich sie nach ein paar Sekunden wieder öffnete, stand der Abbé immer noch da, aber nun war er wieder der Alte geworden, und sein freundliches Lächeln zerstreute sofort alle Unruhe in mir. Der wunderbare Eindruck, den er plötzlich auf mich gemacht, war zu kurz gewesen, um auch nur eine Frage an ihn richten zu können. Es war eine seltsame, rasch vorübergegangene Halluzination.

Maucombe wünschte mir noch einmal gute Nacht und zog sich dann zurück.

Nun war ich allein. „Schlafen, ich muß ordentlich schlafen, dachte ich, das ist's, was mir nottut."

Mir kamen indessen sofort Todesgedanken — dann aber erhob ich meine Seele zu Gott, und ich ging zu Bett.

Eine der Eigentümlichkeiten eines übermüdeten Zustandes ist die Unmöglichkeit, gleich Schlaf zu finden. Alle Jäger haben diese Erfahrung gemacht. Es ist eine sehr bekannte Tatsache.

Ich hoffte, rasch und tief einzuschlafen. Ich hatte große Hoffnungen auf eine gute Nacht gesetzt. Aber schon nach zehn Minuten bemerkte ich, daß meine nervöse Erregung sich nicht legen wollte. Ich glaubte, ein leises Tick-tack in dem Holzwerk, ein kurzes, gedämpftes Krachen in den Mauern zu vernehmen.

Das waren ohne Zweifel die sogenannten Totenuhren. Jedes noch so kleine zufällige Geräusch durchzitterte meine Nerven wie ein elektrischer Schlag.

Der Wind bewegte die dunkeln Äste der Bäume im Garten. Jeden Augenblick schlugen Efeuranken an mein Fenster. Ganz besonders war es der Gehörsinn, der sich peinlich geschärft hatte, eine Erscheinung, die Menschen, die am Verhungern sind, auch öfters beobachtet haben.

„Ich habe zwei Tassen Kaffee getrunken," sagte ich mir, „das ist es."

Ich richtete mich in meinen Kissen auf und blickte in das Licht der Kerze, die ich nicht verlöscht hatte, und die auf dem Tische neben meinem Bette stand.

Unter halb geschlossenen Lidern sah ich daraufhin mit jener Starrheit des Blickes, die weit abirrende Gedanken dem Auge verleihen.

Über dem Kopfende meines Bettes befand sich ein kleiner Weihwasserkessel, in dem ein Buchsbaumzweiglein steckte. Die heiße Stirn zu kühlen, benetzte ich meine Augenlider mit dem Weihwasser; dann löschte ich meine Kerze und schloß die Augen. Der Schlaf kam. Das Fieber ließ allmählich nach.

Ich war im Begriffe einzuschlafen, als ein dreimaliges kurzes und gebieterisches Klopfen an meine Türe mich aufschreckte.

„Hallo!" rief ich, jäh in die Höhe fahrend.

Nun erst bemerkte ich, daß ich doch wohl schon tief geschlafen haben mußte. Ich wußte nicht, wo ich war. Ich glaubte in Paris zu sein. Es kommt öfters vor, daß man selbst nach einem kurzen Schlafe

sich erst darauf besinnen muß, wo man sich befindet. Ich hatte übrigens auch fast in demselben Augenblicke die Ursache meines jähen Erwachens vergessen und streckte mich behaglich und sorglos aus, in der Hoffnung, bald wieder einzuschlafen.

Dann fiel es mir plötzlich ein, daß es ja doch an meine Türe geklopft habe. „Ach so," sagte ich mir, „nun, was für ein Besuch mag denn da sein?"

Und jetzt erst wurde es mir bewußt, daß ich nicht in Paris sei, sondern mich in einem Pfarrhaus der Bretagne und bei dem Abbé Maucombe befände.

In einem Augenblick war ich mitten im Zimmer.

Das erste, dessen ich mir bewußt wurde, war, daß meine Füße sehr kalt wurden, und daß es ganz hell um mich war. Über der meinem Fenster gegenüber befindlichen Kirche stand der Vollmond am wolkenlosen Himmel, und sein helles, bleiches Licht drang durch die leichten weißen Gardinen und erhellte das ganze Gemach.

Es war gegen Mitternacht.

Meine Gedanken waren krankhaft erregt. Was war das nur? Die scharf abgegrenzten Schatten aller Gegenstände erschienen mir so seltsam! Als ich mich der Türe näherte, glitt ein glutroter Schein durch das Schlüsselloch und irrte einen Augenblick über meine Hand und meinen Ärmel.

Es war also doch jemand hinter der Türe, man hatte wirklich geklopft!

Ich wollte schon öffnen, hielt aber plötzlich inne.

Mich befremdete die Beschaffenheit des durch das Schlüsselloch dringenden Lichtscheines; er glich einem

blutroten und kalten Fleck, der nicht die Kraft hatte, zu erhellen. Seltsam war es auch, daß aus dem Korridor unter der Türe her nicht der kleinste Lichtschimmer sichtbar ward. Wirklich, dieses rot leuchtende Schlüsselloch machte auf mich den Eindruck des phosphorisch glühenden Blicks einer Nachteule.

In diesem Augenblicke schlug die Kirchenuhr zwölfmal.

„Wer ist da?" frug ich mit leiser Stimme.

Der rote Schein verlöschte: — ich näherte mich der Türe, um sie zu öffnen, aber in demselben Augenblick ging sie von selbst langsam und leise weit auf.

Vor mir in dem Korridor stand die hohe und schlanke Gestalt eines Priester mit dem dreieckigen Barett auf dem Kopfe. Der Mond beleuchtete seine ganze Gestalt mit Ausnahme des Gesichtes, das im tiefsten Schatten blieb. Ich sah nur das Feuer seiner Augen, die mich mit feierlicher Unbeweglichkeit anblickten.

Es war, als ob der Hauch einer andern Welt diesen seltsamen Besucher umwehte, seine unbewegliche, starre Haltung bedrückte meine Seele. Starr vor Schrecken, der sich zu einem wahren Angstparoxismus steigerte, blickte ich auf diese trostlose, schweigend vor mir stehende Gestalt.

Plötzlich erhob der Priester langsam den Arm und zeigte mir einen schweren großen Gegenstand. Es war ein weiter, schwarzer Mantel, ein Reisemantel. Er hielt ihn mir hin, als ob ich ihn nehmen solle.

Ich schloß die Augen, weil ich diesen Anblick nicht ertragen konnte. O, ich wollte nichts mehr sehen.

Da flog plötzlich mit einem schrecklichen Schrei eine Eule zwischen uns auf, und der durch das Schlagen ihrer Flügel verursachte Lufthauch berührte meine Augenlider und machte, daß ich sie wieder aufschlug. Ich fühlte, wie der Nachtvogel durch das Zimmer flog.

Vor Angst stöhnend, denn die Kraft zu schreien versagte mir, heftig schlug ich die Tür zu und drehte den Schlüssel um. Seltsamerweise war es mir, als ob dies alles vollständig geräuschlos geschähe.

Es war mehr, als ich ertragen konnte! Ich erwachte. Ich saß mit weit ausgebreiteten Armen auf meinem Bett. Ich war eiskalt, meine Stirn war in Schweiß gebadet, und das Herz klopfte in heftigen Schlägen gegen meine Brust.

„Ach," sagte ich, „welch ein entsetzlicher Traum!"

Und immer noch vermochte ich nicht ein quälendes Angstgefühl zu überwinden. Es dauerte länger wie eine Minute, ehe ich mich so weit erholt hatte, die Hand bewegen zu können, um nach Streichhölzern zu suchen. Mir war, als ob in der Dunkelheit eine eiskalte Hand die meine erfaßte und zärtlich drückte.

Ich zitterte vor Erregung, als ich die Zündhölzer an dem eisernen Leuchter anstrich. Ich steckte die Kerze wieder an.

Auf der Stelle fühlte ich mich dann wohler. Die göttliche Macht des Lichtes zerstreut die nächtlichen Nebel und verjagt böse Träume.

Um mich völlig zu erholen, beschloß ich, ein Glas kaltes Wasser zu trinken und stand aus dem Bett auf.

Als ich am Fenster vorbeikam, bemerkte ich, daß

der Mond genau so stand, wie ich ihn im Traume gesehen hatte, obwohl ich ihn, als ich zu Bett ging, gar nicht bemerkt hatte, und als ich dann mit der Kerze in der Hand das Schloß der Türe untersuchte, stellte ich fest, daß der Schlüssel von innen umgedreht war, was ich vor dem Zubettegehen nicht getan hatte.

Bei diesen Entdeckungen warf ich einen forschenden Blick um mich. Ich fing an, zu finden, daß diese Sache wirklich einen sehr unheimlichen Charakter habe. Ich legte mich wieder zu Bett und suchte mich davon zu überzeugen, daß dies alles ein Anfall von Somnambulismus sei. Aber es gelang mir nicht, mich zu beruhigen. Indessen übermannte meine Müdigkeit mich plötzlich, lullte meine schwarzen Gedanken ein, und trotz meiner Angst schlief ich plötzlich fest ein.

Als ich erwachte, fiel heller Sonnenschein in mein Zimmer.

Es war ein glücklicher Morgen. Meine über dem Bette hängende Uhr verkündete die zehnte Stunde. Was gibt es tröstlicheres, als den hellen Tag und die strahlende Sonne? Besonders wenn draußen alles von frischem Duft erfüllt ist, wenn eine leichte Brise das Laub der Bäume bewegt, wenn die Schlehdornhecken, die mit Blumen bedeckten Gräben feucht vom Morgentau sind!

Ich kleidete mich schnell an und vergaß bald die unheimlichen Erlebnisse der Nacht.

Vollständig erfrischt durch wiederholte Abwaschungen mit kaltem Wasser ging ich hinunter.

Der Abbé Maucombe war im Eßzimmer; er saß vor dem gedeckten Tisch und las eine Zeitung, während er auf mich wartete.

Wir drückten uns die Hand.

„Nun, haben Sie gut geschlafen, mein lieber Xavier," fragte er mich.

„Ausgezeichnet," antwortete ich gewohnheitsmäßig und ohne dem, was ich sagte, die geringste Aufmerksamkeit beizulegen.

Die Wahrheit ist, daß mir plötzlich bewußt ward, einen ganz gewaltigen Appetit zu haben.

Nanon trat ein und brachte uns das Frühstück.

Während der Mahlzeit plauderten wir lebhaft, bald in ernster und bald in heiterer Weise; dieser Mann, der wie ein Heiliger lebte, verstand es, die Heiterkeit zu schätzen und auf andere zu übertragen.

Plötzlich erinnerte ich mich meines Traumes.

„Lieber Abbé," rief ich, „da fällt mir ein, daß ich in dieser Nacht einen ganz eigentümlichen Traum gehabt habe, — von einer Seltsamkeit — ja, wie soll ich mich nur ausdrücken? Dieser Traum war wunderbar, ergreifend und erschreckend — wie Sie wollen. Urteilen Sie selbst darüber."

Und während ich mir einen Apfel schälte, schickte ich mich an, ihm die düstere Halluzination, die meinen Schlummer getrübt hatte, ausführlich zu erzählen.

In dem Augenblick, wo ich ihm die seltsame Geste schildern wollte, mit der der Priester mir den Mantel angeboten hatte, öffnete sich die Türe des Eßzimmers. Nanon trat mit der den Haushälterinnen der Pfarrherren eigentümlichen Vertraulichkeit herein

und unterbrach unser Gespräch ohne weiteres, indem sie mir ein Papier überreichte.

„Es ist ein Eilbrief," sagte sie, „den ein Bote in diesem Augenblick für den Herrn gebracht hat."

„Ein Brief! — Schon?" rief ich, meine Geschichte vergessend. „Was bedeutet das?... Er ist von meinem Vater! Mein lieber Abbé, Sie gestatten wohl, daß ich ihn lese, nicht wahr?"

„Aber gewiß," sagte der Abbé Maucombe, gleichfalls meine Geschichte über dem Interesse vergessend, das er an dem Briefe nahm, „ganz gewiß, lesen Sie ihn schnell."

Ich öffnete also das Schreiben.

Das Eintreten Nanons hatte unsere Aufmerksamkeit vollständig von dem abgelenkt, was ich meinem Wirte zu erzählen beabsichtigte.

„Da haben wir's," sagte ich sehr ärgerlich zu meinem Wirte, nachdem ich den Brief gelesen hatte, „das ist doch wirklich zu schade! Kaum angekommen, sehe ich mich gezwungen, schon wieder abzureisen..."

„Aber warum denn," fragte Abbé Maucombe, seine Tasse niedersetzend, ohne daraus zu trinken.

„Man schreibt, daß ich — und zwar sofort — in einer geschäftlichen Angelegenheit zurückkehren müsse. Es handelt sich um einen Prozeß von größter Wichtigkeit. Ich glaubte, daß diese Sache erst im Dezember vorkommen würde, nun aber schreibt man mir, daß dies schon in vierzehn Tagen geschehen wird, und da ich allein genau orientiert bin und weiß, welche Schritte getan werden müssen, damit wir die Sache

gewinnen, ist es durchaus notwendig, daß ich sofort abreise... Ach, wie ärgerlich das ist."

„Sicher, das ist ärgerlich, sehr, sehr ärgerlich!..." sagte der Abbé. „Wenigstens müssen Sie mir aber versprechen, zu mir zurückzukehren, sobald diese Angelegenheit geordnet ist... Die größte wichtigste Angelegenheit, mit der wir uns beschäftigen sollen, ist unser Seelenheil. Ich hoffte, Ihnen zur Erlangung des Ihren ein wenig behilflich sein zu können — und nun entschlüpfen Sie mir! Ich dachte, daß der liebe Gott selbst Sie zu mir geschickt habe."

„Mein lieber Abbé," rief ich, „ich lasse Ihnen mein Gewehr hier. Ehe drei Wochen vorüber sind, bin ich wieder bei Ihnen, und ich werde dann gleich ein paar Wochen hier bleiben, wenn Sie mich haben wollen?"

„So ziehen Sie denn in Frieden," sagte der Abbé Maucombe.

„Sehen Sie," murmelte ich, „es handelt sich fast um mein ganzes Vermögen..."

„Unser Vermögen ist Gott," meinte Maucombe.

„Aber wovon sollte ich morgen leben, wenn..."

„Morgen lebt man nicht mehr," sagte er.

Bald darauf erhoben wir uns von Tische; mein formelles Versprechen, bald zurückzukehren, hatte uns ein wenig über den Strich durch alle unsere Pläne getröstet.

Wir gingen im Obstgarten spazieren und besuchten alles, was zur Pfarrei gehörte.

Nicht ohne Wohlgefallen zeigte mir der Abbé seine bescheidenen ländlichen Schätze. Während er dann

sein Brevier las, ging ich allein in der Umgegend umher und atmete mit Entzücken die köstlich belebende reine Luft ein. Später erzählte mir Maucombe in fesselnder Weise von seiner Pilgerfahrt ins heilige Land. So verging der Tag nur zu schnell. Der Abend nahte, und die Sonne ging unter.

Nach einem frugalen Abendessen sagte ich zum Abbé Maucombe:

„Mein Freund, der Expreßzug geht pünktlich um neun Uhr ab. Der Weg zum Bahnhofe nimmt beinahe einundeinehalbe Stunde in Anspruch. Eine halbe Stunde brauche ich auch wohl, um meine Rechnung im Wirtshause zu begleichen und das Pferd dort abzugeben, das macht zwei Stunden; es ist jetzt sieben Uhr, ich muß Sie also sofort verlassen."

„Ich gehe ein Stück Wegs mit Ihnen," sagte der Priester, „ein kleiner Spaziergang ist mir sehr gesund."

„Ehe ich es vergesse," antwortete ich ihm, „hier ist die Adresse meines Vaters, bei dem ich in Paris wohne, es ist für den Fall, daß Sie mir schreiben wollen."

Nanon nahm die Karte und steckte sie an den Spiegel.

Drei Minuten später verließen der Abbé und ich das Pfarrhaus und wanderten auf der zur Station führenden Chaussee dahin, selbstredend leitete ich mein Pferd am Zaum.

Die Dämmerung war schon angebrochen, und wir zogen des Wegs wie zwei Schatten.

Wir waren kaum fünf Minuten unterwegs, als sich plötzlich ein schrecklicher Wind erhob, der uns einen durchdringenden, eiskalten Staubregen entgegentrieb.

Ich blieb rasch entschlossen stehen.

„Alter Freund," sagte ich zum Abbé, „nein, gewiß, ich darf es nicht leiden, daß Sie mich noch weiter begleiten. Ihr Leben ist kostbar, und dieser eiskalte Regen ist sehr schädlich. Kehren Sie um! Wirklich, dieses Wetter könnte Ihnen gefährlich werden. Gehen Sie nach Hause, ich bitte Sie darum."

Der Abbé dachte einen Augenblick nach — dann seiner Pfarrkinder gedenkend, gab er meiner Bitte nach.

„Ich habe Ihr Versprechen, mein lieber Freund?" sagte er.

Und als ich ihm die Hand reichte, fügte er hinzu:

„Einen Augenblick. Ich denke daran, daß Sie noch einen weiten Weg vor sich haben, und daß dieser feine Regen wirklich durchdringend ist."

Er schauderte. Wir standen dicht beisammen und blickten einander an.

In diesem Augenblicke ging hinter den die Hügel krönenden Föhren der Mond auf und erleuchtete das Gelände ringsum. Sein ernstes, blasses Licht übergoß die ganze Gegend mit einem bleichen Schein.

Die Silhouetten unserer Schatten und die meines Pferdes zeichneten sich riesengroß auf der Landstraße vor uns ab. Seitwärts aber von den am Wege stehenden verfallenen Steinkreuzen, aus den in diesem

Teile der Bretagne befindlichen alten Ruinen, in denen das lichtscheue Gesindel der Nachtvögel haust, vernahm ich einen schrecklichen, harten Schrei, die häßliche, alarmierende Stimme einer Eule. Und gleich darauf flog aus einer immergrünen Eiche, auf deren Ästen der Schein ihrer phosphorisch glühenden Augen zitterte, eine Eule auf. Sie nahm ihren Weg über die Straße, flog zwischen uns durch und stieß dabei fortwährend ihren durchdringenden, harten Schrei aus.

„Sehen Sie," sagte der Abbé Maucombe in überredendem Tone zu mir, „ich werde ja in ein paar Minuten wieder zu Hause sein, Sie aber haben einen weiten Weg vor sich. Also nehmen Sie — nehmen Sie, bitte, meinen Mantel. Es liegt mir sehr viel daran!... Wirklich sehr viel! —" fügte er in unvergeßlichem Tone hinzu. „Sie können ihn mir ja durch den Burschen des Gasthofes, der alle Tage in unser Dorf kommt, zurückschicken... Ich bitte Sie herzlich, nehmen Sie meinen Mantel."

Als der Abbé diese Worte sprach, hielt er mir seinen langen schwarzen Mantel hin. Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen wegen des tiefen Schattens, den sein dreieckiges Barett darüber warf, und ich unterschied nur seine Augen, die mich mit feierlicher Eindringlichkeit anschauten.

Er warf den Mantel über meine Schultern, knöpfte ihn zu und hüllte mich mit zärtlich beunruhigter Miene hinein, während ich völlig widerstandslos und mit gesenkten Lidern dastand. Mein Schweigen

benutzend, drückte er noch einmal meine Hand und eilte dann rasch seiner Wohnung zu. Bei der Wendung des Weges entschwand er meinen Blicken.

Fast maschinenmäßig bestieg ich mein Pferd, ich war wie versteinert.

Jetzt ritt ich ganz allein des Wegs. Vom Felde her drangen zirpende Geräusche zu mir hin. Als ich die Augen erhob, sah ich, wie über dem durchsichtig klaren Himmel plötzlich ein Heer düsterer Wolken heranstürmte, das den Mond versteckte.

„Ruhig," sagte ich mir, „vor allen Dingen Ruhe! — Ich habe Fieber, das ist alles!"

Aber es lag wie eine schwere Last auf mir, die ich nicht abzuschütteln vermochte.

Dann geschah es, daß ein Zug von Fischadlern mit starkem Flügelschlag und lautem, durchdringendem Geschrei über mich hinzog. Sie ließen sich auf dem Dache des Pfarrhauses und des Glockenturmes der Kirche nieder, und der Wind trug das traurige Geräusch ihrer kreischenden Stimmen zu mir hin. Wahrhaftig, ich hatte Angst. Und warum? Wer vermag es mir zu deuten? Ich bin im Krieg gewesen, mein Degen hat sich wiederholt mit dem mir ebenbürtigen Gegner gekreuzt, meine Nerven sind vielleicht erprobter wie die so manchen ruhigen Phlegmatikers, und dennoch, ich gestehe es ganz demütig, ich hatte Angst! Und ich kann mich darum nicht geringer achten. Wohl dem, der es vermag, derartigen Dingen kalt gegenüberzustehen.

Schweigend gab ich meinem armen Pferde die

Sporen, und die Finger in seine Mähne verkrallend, mit verhängten Zügeln, geschlossenen Augen und wehendem Mantel fühlte ich, wie das gute Tier lief, so rasch es konnte. Es rannte wie rasend dahin, und das dumpfe Stöhnen, das sich so nahe seinem Ohr von Zeit zu Zeit meiner Brust entrang, trug vielleicht dazu bei, es instinktiv ebenfalls mit dem abergläubischen Grauen zu erfüllen, das mich zittern machte.

Wir erreichten in weniger als einer halben Stunde das Ziel. Beim Geräusch der Hufe auf dem Pflaster der kleinen Stadt hob ich den Kopf und atmete tief auf.

Endlich! Ich sah Häuser! Erleuchtete Läden! Gestalten meinesgleichen hinter den Fenstern! Ich sah Leute vorübergehen!... Ich kehrte in das Land der Wirklichkeit zurück.

In dem Wirtshause angekommen, setzte ich mich vor ein gutes Feuer. Die Unterhaltung der Fuhrleute entzückte mich. Mir war, als sei ich dem Tode entronnen. Ich sah dem Spiel der Flammen zu. Ich trank ein Glas Rum, und ich erlangte allmählich wieder den Vollbesitz meiner geistigen Kräfte.

Ich fühlte mich in das wirkliche Leben zurückgekehrt.

Ehrlich gesagt, schämte ich mich ein wenig meiner Panik.

Nachdem ich also wieder ganz ruhig geworden, dachte ich an den Auftrag des Abbé Maucombe. Mit einem etwas überlegenen weltmännischen Lächeln

prüfte ich seinen schwarzen Mantel, als ich ihn dem Gastwirt übergab. Die Halluzination war zerstoben. Ich hätte nun gern, wie Rabelais sagt, den „guten Kameraden" gespielt.

Der in Frage stehende Mantel erschien mir in keiner Weise ungewöhnlich, es sei denn, daß er sehr alt und abgetragen, viel geflickt und mit einer beinahe lächerlichen Peinlichkeit ausgebessert und wieder aufgefrischt war. Zweifellos gab der Abbé Maucombe in seiner großen Herzensgüte zu viel Almosen an die Armen, um sich einen neuen Mantel kaufen zu können. Wenigstens erklärte ich mir die Sache auf diese Art.

„Das trifft sich gut!" — sagte der Wirt, „der Hausbursche wird gleich ins Dorf gehen, er ist im Begriff, aufzubrechen; da kann er schon vor zehn Uhr im Vorübergehen den Mantel im Pfarrhause abgeben."

Eine Stunde später saß ich, die Füße auf der Wärmflasche und behaglich in meinen Reisemantel gehüllt, in meinem Waggon, steckte mir eine gute Zigarre an, und als ich das schrille Pfeifen der Lokomotive vernahm, sagte ich mir:

„Auf jeden Fall höre ich das viel lieber als das Geschrei der Eule."

Ich muß gestehen, daß ich es beinahe bedauerte, versprochen zu haben, schon sobald wiederzukommen.

Dann aber fiel ich in festen Schlaf und vergaß darüber vollständig, länger an dies wunderbare Übereintreffen seltsamer Zustände zu denken.

Sechs Tage hatte ich in Chartres zu tun, um die notwendigen Beweisstücke zu bringen, die dann auch den günstigen Schluß unseres Prozesses herbeiführten.

Mein Kopf war ganz eingenommen von Akten und Rechtshändeln, und ziemlich abgespannt kam ich sieben Tage nach meiner Abreise in das Pfarrhaus wieder in Paris an.

Ich ging direkt nach Hause, es war gegen neun Uhr. Ich stieg die Treppe hinauf. Ich fand meinen Vater im Salon. Er saß vor einem Pfeilertische, auf dem eine brennende Lampe stand, und hielt einen Brief in der Hand.

Nach der ersten Begrüßung sagte er:

„Du weißt sicher noch nicht, welche traurige Nachricht mir dieser Brief bringt! Unser guter, alter Abbé Maucombe ist gestorben, nachdem du ihn kaum verlassen hast."

Mich durchfuhr es bei diesen Worten, als ob ich einen elektrischen Schlag bekommen hätte.

„Was?" stieß ich hervor.

„Ja, er ist tot. Vor zwei Tagen, gegen Mitternacht, drei Tage nach deiner Abreise aus dem Pfarrhause ist er an den Folgen einer Erkältung gestorben, die er sich an einem kühlen Abend zugezogen hat. Dieser Brief ist von der alten Nanon. Die arme Frau scheint den Kopf vollständig verloren zu haben, sie wiederholt in einem Satze ein paarmal dasselbe... eigentümlich... es handelt sich um einen Mantel... Lies doch selbst..."

Er reichte mir den Brief, in dem uns der Tod des frommen Priesters angezeigt wurde — und ich las folgende einfache Zeilen:

„Seine letzten Worte waren, daß er sich unendlich glücklich preise, von dem Mantel umhüllt, zu sterben, den er von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande mitgebracht, und der das Grab des Erlösers berührt habe."

# Die Königin Isabeau

Der Wächter des Palastes erzählt, daß die Königin Nitoeris, „die Schöne mit den Rosenwangen", Witwe Papis I., von der zehnten Dynastie, um den Mord ihres Bruders zu rächen, die Verschworenen eingeladen habe, mit ihr in einem unterirdischen Saale ihres Palastes in Azuak zu Abend zu speisen, daß sie dann aus dem Saale verschwunden sei und plötzlich die Wasser des Niles unaufhaltsam hineingedrungen seien.

## Manetrou

Im Jahre 1404 bewohnte Isabeau, die Gemahlin König Karls VI., die Regentin von Frankreich, das alte Hotel Montagu, ein Palast, der heute bekannter unter dem Namen Hotel Barbette ist.

Von dort aus wurden die berühmten Schifferstechen bei Fackelschein auf der Seine ausgeführt; fast jede Nacht brachte ein anderes Fest: Konzerte, Aufführungen und Bälle folgten einander in ununterbrochener Reihe und zeichneten sich nicht nur durch die Schönheit der Frauen und jungen Kavaliere, sondern auch durch den unerhörten Luxus aus, den der Hof dabei entfaltete.

Die Königin Isabeau hatte soeben eine neue Mode eingeführt: Kleider, deren Leibchen so tief ausgeschnitten waren, daß sie den Busen frei ließen; ein sehr feines, aus mit Edelsteinen besetzten Bändchen

hergestelltes Netz verhüllte ihn kaum. Dazu kamen diese übertrieben hohen Frisuren, die es notwendig machten, die Eingänge der Türen zu erhöhen. Tagsüber war der nahe beim Louvre gelegene Saal und die mit Orangenbäumen geschmückte Terrasse des Herrn Escaballa, des Goldschmieds des Königs, der Ort des Stelldicheins der Höflinge. Es wurde dort sehr eifrig gespielt, und manchmal würfelten die jungen Kavaliere um Einsätze von erschreckender Höhe. Man vergeudete dort die so mühsam von dem ökonomischen Karl V. angesammelten Reichtümer. Wenn dann das Geld anfing, knapp zu werden, legte man dem Volke ohne Gnade und Barmherzigkeit neue Steuern, Subsidien und Abgaben aller Art auf. Man lebte toll in den Tag hinein. — Nur einer war es, der nicht teil an dem am Hofe herrschenden Treiben nahm, und der es nicht duldete, daß in seinen Landen dem Volke neue Lasten auferlegt wurden; das war Julius von Nevers, Graf von Flandern und von Artois, Baron von Réthel, Pfalzgraf von Mecheln, Pair von Frankreich und Vetter des Königs. Das Konzil von Konstanz hatte ihn zum Chef der Armeen ernannt, dem man blinden, unbedingten Gehorsam schuldete, und ihn zugleich als ersten Lehnsherrn des Königs anerkannt. Er war Erbherzog von Burgund und der künftige Held von Nicopolis — des Sieges von Hesbaie —, wo er, obwohl die Flamländer ihn im Stiche ließen, dennoch Frankreich von dem Feinde befreite und sich den Beinamen „ohne Furcht" errang. Es war in jenen Tagen, als der Sohn Philipps des Kühnen und Margaretens II.,

Johann „ohne Furcht" schon daran dachte, sein Vaterland zu retten, und Heinrich von Daby, dem Graf von Hereford und Lankaster, dem Fünften dieses Namens, und König von England, Trotz zu bieten. Als dieser König dann später einen Preis auf seinen Kopf setzte, fand er in Frankreich keinen Schutz, sondern wurde als Verräter erklärt.

In jenen Tagen war es auch, wo man zum ersten Male, freilich noch in etwas linkischer Weise mit den von Odette de Champ-d'Hiver nach Frankreich eingeführten Karten zu spielen begann.

Überall wurden Wetten eingegangen; man trank die aus den besten Lagen Burgunds bezogenen Weine. Die neuen Wettgesänge und Ringellieder (Zweiversgedichte) des Herzogs von Orléans (einer der Sänger der Lilien, denen man die schönsten Poesien verdankte) ertönten überall. Man plauderte über Moden und die Kunst der Waffenschmiede; oft auch ergötzte man sich damit, unzüchtige Couplets zu singen.

Die Tochter des schon erwähnten, reichen Goldschmiedes, Berenice Escaballa, war ein selten schönes und sehr liebenswürdiges Mädchen. Ihr leuchtendes Auge, ihr jungfräuliches Lächeln machte den ganzen Schwarm der im Hause ihres Vaters verkehrenden Kavaliere zu ihren Verehrern. Es war jedoch allgemein bekannt, daß sie keinen von ihnen bevorzugte, sondern allen mit gleicher, kühler Freundlichkeit entgegenkam.

Nun ereignete es sich, daß eines Tages der junge Stiftsamtmann de Maulle, der bevorzugte Liebling

Isabeaus, nach einem Trinkgelage es sich in der Weinlaune einfallen ließ, eine Wette darauf einzugehen, daß es ihm gelingen werde, über die unerschütterliche Tugend der Tochter des Meisters Escaballa zu triumphieren, und daß sie ihm in kurzer Frist angehören werde.

Er hatte diese törichten, prahlerischen Worte in einer Gesellschaft von Lebemännern und Höflingen ausgesprochen, die alle stark gezecht hatten; aber trotzdem es laut und lärmend genug herging, hatte man die vorgeschlagene Wette vernommen und angenommen. Sie sprach sich rund und kam auch zu den Ohren des Herzogs von Orléans.

Ludwig von Orléans, der Schwager der Königin, war in der ersten Zeit ihrer Regentschaft von Isabeau mit einer leidenschaftlichen Liebe ausgezeichnet worden. Er war ein geistreicher frivoler Fürst, dabei aber von düstrer Sinnesart. Zwischen ihm und Isabeau von Bayern bestand eine so überraschende Ähnlichkeit der Naturen, daß ihr Verhältnis beinahe wie ein Inzest erschien. Immer wieder flammte von Zeit zu Zeit die Zärtlichkeit für den Geliebten früherer Tage in Isabeaus Herzen auf. Stets behielt der Herzog einen bestimmenden Einfluß auf sie, übte eine Macht aus, der sie nicht zu widerstehen vermochte, selbst als sie in spätern Zeiten kaum mehr Sympathie für ihn empfand.

Der Herzog überwachte die Günstlinge seiner Schwägerin. Sobald dann die Intimität ihrer Verehrer dem Einfluß, den er selbst auf die Königin ausübte, gefährlich zu werden drohte, wußte er ein rasches

Ende dieser zärtlichen Verhältnisse herbeizuführen. In der Wahl der Mittel dazu war er nicht skrupulös — sie waren fast immer tragisch.

Er trug Sorge dafür, daß der königlichen Freundin des Stiftsamtmannes von Maulle dessen leichtsinnige, in Weinlaune eingegangene Wette schleunigst hinterbracht wurde.

Isabeau lächelte, scherzte darüber und schien der ganzen Sache nicht die geringste Aufmerksamkeit beizulegen.

Die Königin hatte ihre Vertrauten, durch deren Hilfe es ihr gelang, in Besitz jener geheimnisvollen Mittel des Orients zu kommen, vermittels deren sie die Leidenschaft ihrer Liebhaber und das glühende Verlangen nach ihrem Besitz aufs äußerste zu steigern wußte. Eine zweite Kleopatra war sie, mehr dazu geeignet, einem Liebeshofe zu präsidieren und neue Moden zu schaffen, als den Engländern den Boden ihres Landes streitig zu machen. Bei dieser Gelegenheit zog sie jedoch den Rat ihrer Vertrauten nicht ein, selbst nicht den Arnold Guilhems, ihres Alchimisten.

Kurz darauf verbrachte Herr von Maulle die Nacht bei der Königin im Hotel Barbette. Es war schon sehr spät; erschöpft von den Genüssen der Lust schlummerten die Liebenden ein.

Plötzlich schrak Herr von Maulle auf, er glaubte von Paris her den düstern Ton der Sturmglocke zu vernehmen.

Er richtete sich auf.

„Was ist das?“ fragte er.

„Nichts. — Kümmre dich nicht darum!...“ antwortete Isabeau munter und ohne die Augen zu öffnen.

„Nichts, meine schöne Königin? — Ist das nicht die Sturmglocke?“

„Ja... vielleicht. — Was soll das, mein Freund?“

„Es scheint, daß ein Feuer ausgebrochen ist ...“

„Ich träumte grade davon,“ sagte Isabeau.

Ein reizendes Lächeln umspielte die Lippen der schönen Frau und enthüllte ihre weißen Perlenzähne.

„Und in meinem Traume,“ fuhr sie fort, „sah ich, daß du es warst, der das Feuer angelegt hatte! Ich sah es ganz deutlich, mein Liebling, wie du die Brandfackel in die Öl- und Futtermagazine schleudertest.“

„Ich?“

„Ja, du.“ (Sie sprach in schmachtendem, die Worte schleppendem Ton.) „Du steckest das Haus des Herrn Escaballas, meines Goldschmiedes, an, und weißt du, es geschah nur, um Gelegenheit zu haben, die Wette zu gewinnen, die du eingegangen — du erinnerst dich ihrer doch?“

Herr von Maulle riß die Augen weit auf. Er fühlte sich von einer unbestimmten Unruhe ergriffen.

„Welche Wette? Träumst du nicht noch immer, mein schöner Engel?“

„Aber — hast du wirklich vergessen, daß du gewettet hast, der Geliebte der schönen Tochter Escaballas, der kleinen Berenice mit den schönen Augen zu werden? Oh, welch gutes und schönes Mädchen das ist, nicht wahr?“

„Was redest du da, meine liebe Isabeau?“

„Solltest du mich wirklich nicht verstanden haben, mein Herr und Gebieter? Ich träumte also, daß du das Haus meines Goldschmieds in Brand gesteckt hättest, um während der Feuersbrunst hineinzudringen und seine Tochter zu entführen und zu deiner Geliebten zu machen — alles nur, um deine Wette zu gewinnen.“

Der Schein der nicht allzufernen Feuersbrunst erleuchtete die Fenster des Zimmers; er übergoß den Hermelin des königlichen Bettes mit blutroten Tönen, die Lilien der Wappenschilder und die in den Emailvasen welkenden Blumen erschienen von heller Glut übergossen und rot leuchteten auch die zwei auf der mit Wein und Früchten beladenen Kredenz stehenden goldnen Trinkschalen.

„Ach! ich erinnre mich,“ sagte endlich halblaut der junge Mann, „es ist ja wahr — ich versuchte auf diese Weise die allgemeine Aufmerksamkeit von unserm Verhältnis abzulenken! — Aber sieh nur, Isabeau! Das ist wirklich ein großes Feuer, und es scheint ganz in der Nähe des Louvres zu sein.“

Bei diesen Worten richtete sich die Königin halb auf, und ohne zu sprechen blickte sie den Geliebten lange und forschend an. Dann schüttelte sie den Kopf und drückte lächelnd einen leichten Kuß auf die Lippen des jungen Mannes.

„Das alles kannst du dem Meister Cappeluche erzählen, wenn er dich in einigen Tagen auf dem Grèveplatz rädern wird. Du bist ein häßlicher Brandstifter, mein Liebster!“

Und sich völlig bewußt, daß der berauschende Duft ihres mit den köstlichen orientalischen Essenzen durchtränkten schönen Körpers die Sinneslust des Geliebten bis zur Tollheit erregen und seine Denkkraft lähmen mußte, drängte sie sich fest, fest an ihn heran.

Die Sturmglocke fuhr fort zu läuten. Aus der Ferne ertönte das Geschrei des Volkes.

Er antwortete in scherzendem Tone:

„Immerhin müßte man mir das Verbrechen beweisen?"

Und er gab ihr den Kuß zurück.

„Es beweisen, Böser du?"

„Zweifellos?"

„Könntest du die Zahl der Küsse beweisen, die du von mir erhalten hast? Ebensowohl könntest du die durch den Sommerabend gaukelnden Schmetterlinge zählen."

Er verlor sich im Anschauen seiner Geliebten, die so schön und so seltsam bleich aussah, die sich ihm eben erst ganz geschenkt, mit der er in Wollust geschwelgt, und die ihm die wunderbarsten Genüsse der sinnlichen Freuden offenbart hatte.

Er erfaßte ihre Hand.

„Das ist ja doch eine sehr einfache Sache," fuhr lächelnd die junge Frau fort. „Wer anders als du könnte ein Interesse an dieser Feuersbrunst haben, die dir eine so feine Gelegenheit bietet, die Tochter Escaballas zu entführen? Du hast dein Wort in einer Wette verpfändet! Und es würde dir unmöglich sein, dein Alibi zu beweisen. Du begreifst doch, daß diese Umstände völlig genügen werden, dich vor

das Gericht des Chatelet zu bringen. Man stellt zuerst ein kleines Kreuzverhör mit dir an, und dann .." (sie gähnte leicht) „nun, dann tut die Tortur das übrige."

„Warum könnte ich mein Alibi nicht nachweisen?" fragte der Stiftsamtmann.

„Törichter Knabe, weil du bei Lebzeiten Karls VI. zu dieser Stunde in den Armen der Königin von Frankreich gelegen hast."

In der Tat, wenn eine solche Anklage gegen ihn ergehen sollte, würde ihm ein schrecklicher Tod gewiß sein.

„Das ist wahr," sagte Herr von Maulle, sich ganz dem Zauber des sanften Blickes seiner schönen Herrin hingebend.

Und er berauschte sich in der Umarmung dieses jungen üppigen Weibes, dessen herrliches, aufgelöstes Goldhaar sie wie ein Schleier von Sonnenstrahlen umleuchtete.

„Das sind Träume," sagte er. „O du mein süßes Leben!..."

Sie hatten am Abend vorher musiziert; seine Laute lag auf einem Kissen neben dem Bett. Mit grellem Klang zersprang plötzlich ganz von selbst eine der Saiten des Instruments.

„Schlafe wieder ein, mein Engel! Du bist noch müde!" sagte Isabeau und bettete das Haupt des jungen Mannes sanft an ihrem Busen.

Das Geräusch der zerspringenden Saite hatte ihn zittern gemacht; Verliebte sind abergläubisch.

Am nächsten Morgen schon wurde der Stiftsamtmann Maulle verhaftet und in ein Gefängnis des großen Chatelet geworfen. Er wurde der Brandstiftung beschuldigt, und alles vollzog sich genau so, wie die königliche Zauberin es ihm vorher gesagt hatte.

Es war dem Stiftsamtmann von Maulle unmöglich, sein Alibi zu beweisen.

Er wurde zum Tode durch das Rad verurteilt, nachdem man ihn einem hochnotpeinlichen Verhör und danach der Tortur unterworfen hatte.

Alle den Brandstiftern zur Strafe zuerkannte Schmach, der schwarze Schleier usw., nichts, nichts wurde ihm erspart.

An dem zur Hinrichtung bestimmten Tage trug sich indessen ein höchst seltsames Ereignis zu.

Der Advokat des jungen Mannes, dem dieser alles gestanden hatte, hatte eine tiefe Liebe für ihn gefaßt. Da es ihm nicht gelang, die Unschuld Herrn von Maulles zu beweisen, beschloß er, ihn durch eine heroische Tat zu retten.

Am Morgen der Hinrichtung kam er in das Gefängnis des Verurteilten und verhalf diesem dadurch zur Flucht, daß er die Kleider mit ihm wechselte. Der Stiftsamtmann entkam unangefochten, während der Advokat an seiner Stelle im Kerker zurückblieb.

Noch vollständig gebrochen und an allen Gliedern von den Qualen der Tortur verletzt, gelang es dem Herrn von Maulle dennoch, über die Grenze zu entweichen. Er ist im Exil gestorben.

Aber der Advokat wurde statt seiner festgehalten.

Als die schöne königliche Freundin des Herrn von Maulle die Flucht des jungen Mannes erfuhr, empfand sie nur einen sehr lebhaften Ärger darüber.

Sie konnte es dem Verteidiger ihres Freundes nicht vergeben, daß er ihm dazu behilflich gewesen.

Damit aber der Name des Herrn von Maulle aus der Liste der Lebenden ausgestrichen werde, befahl sie, daß die Hinrichtung dennoch vollzogen, und daß der mutige Rechtsgelehrte für den Stiftsamtmann den Tod erleiden solle.

So ist es geschehen, daß der Advokat auf dem Grèveplatz an Stelle des Herrn von Maulle gerädert wurde.

Betet für beide.

# Der Verkündiger

Auf der Höhe der Türme, die schützend die Stadt Jebus umgeben, wachen die Krieger Judas, aufmerksamen Auges nach den Hügeln spähend.

Zu Füßen der Wälle erstrecken sich die unterirdischen Bauten der Makkabäer, die königlichen Begräbnisstätten, daran anschließend die Kirchhöfe der Verurteilten, die mit Bienenstöcken überfüllten Weinberge, die Vorstadt der Nekromanten, die den Berg hinauf nach Jr-David führende Allee.

Es ist Nacht.

Neben den Gräbern der wilden Tiere liegen die unter der Regierung Schaouls erbauten, weißen, viereckigen Gerichtssäle, die auch den Eindruck von Begräbnisstätten machen.

In der Nähe der Kanäle von Siloë spiegeln sich die niedrigen Herbergen mit ihren davor gepflanzten Feigenbäumen in den Teichen, sie erwarten die Ankunft der Karawanen von Elamm und von Phönizien.

Gegen Osten unter den Sykamorenalleen liegen die Wohnungen der Fürsten von Judäa. In der Ferne wiegen Palmbäume ihre großen Wedel über den Zisternen, die den Elefanten zur Tränke dienen.

An der vom Hebron geschützten Seite der Stadt, wo die vom Jordan herkommenden Karawanen einziehen, rauchen die aus Ziegeln erbauten Schornsteine der Waffenschmiede, der Fabrikanten wohlriechender Essenzen und der Goldschmiede. Etwas

weiter, an der Grenze der Weinberge, liegen die Wohnungen der reichen Israeliten, an deren Terassen und Bäder sich frische Baumgärten anschließen. Im Norden liegt das Stadtviertel der Weber, wohin die von den Kaufleuten Asiens berittenen, mit Sandelholz, Purpur und feinem Linnen belasteten Dromedare geführt werden, die gehorsam das Knie beugen, um entlastet zu werden.

Dort leben die fremden Kaufleute, die ihrem Götzendienste treu geblieben sind. Sie versorgen die Marktflecken Magdala, Naim, Schunëin mit dem Luxus des Lebens und haben den Süden der Stadt mit Beschlag belegt.

Sie verkaufen schwere, goldschimmernde Weine, Sklaven, die die Kunst der Toilette verstehen, den die Sinneslust anregenden, aus den Mandragoren des Karmels bereiteten bittern Likör, schön geschnitzte Schmuckkästchen aus Kampherholz, Salben und Narden aus Gilead und kleine Affen, die das Entzücken der Jungfrauen Israels sind, und die durch die Schiffe von Tadmor von den Ufern des Indus importiert werden. Sie handeln mit feinen Gewürzen, mit Glaswaren aus Akko, mit allerlei aus Sandelholz gefertigten Dingen, mit Perlen, aus Blumen filtrierten Essenzen für die Bäder, mit Harzen, um die Toten einzubalsamieren, mit feinen, aus zerriebenen Steinen hergestellten Pasten, um die Haut zu polieren, mit seltenen Gemüsen und bestickten Gürteln. Sie bieten die scheuen Pferde iranischer Rasse und fremdartige, aus Asien importierte Vögel mit saphirfarbenem Gefieder feil; sie verkaufen dressierte

Schlangen aus Susa, Ruhebetten und große, aus Edelmetall gefertigte Spiegel, die mit Ebenholz umrahmt sind.

Jenseits der Verschanzungen von Gräbern und Gräben umgeben und höher gelegen als der Umkreis von Jair, breitet sich die ungeheure Stadt Davids aus. Eintausendzweihundert Kriegswagen bewachen ihre zwölf Tore. Jerusalem ruht im Schatten der Nacht; seine Hauptstraßen sind kreisförmig angelegt, sie werden von den Seitenstraßen quer durchschnitten; die Brücken und Bogen ihrer Aquädukte sind hell erleuchtet, und die ehernen Kuppeln ihrer Kirchen erheben sich bis in die Wolken.

Auf den öffentlichen Plätzen leuchten die Sturmhauben der Nachtwachen. Hier und da verraten noch brennende Feuer die Karawanserein, die Logierhäuser der Wahrsager und die Sklavenmärkte. Aber allmählich verlöscht ein Feuer nach dem andern, und alles verschwindet in der Dunkelheit. Und es ist, als ob der heilige Hauch der Propheten sich in dem Winde offenbare, der durch die Ruinen der Mauer Kanaans weht.

Zion, die Auserkorene, die Zitadelle Gottes, ist in tiefen Schlummer versunken.

Fern am Horizonte, auf der Höhe von Millo, die ganz von einem leuchtenden Dunste verhüllt ist, thront ein wunderbarer Palast mit hängenden Gärten, Galerien und mit priesterlichen Gemächern, deren Balken aus dem köstlichsten, seltensten Holze hergestellt sind, und der von Pavillons aus Olivenholz um-

geben ist. Dicht dabei erhebt das aus Basaltsteinen errichtete große Gestüt, in dem Kriegspferde gezüchtet werden, seine mit Kuppeln von Kupfer gekrönten Türme. Tief unten ruhen die Täler von Bethsaide, umhüllt von der Ruhe der sternenschimmernden Nacht.

Dort wird am heutigen Abend ein Fest gefeiert. Schlanke, äthiopische Sklaven in silberdurchwirkten Tuniken schreiten, Weihrauchgefäße schwingend, die Marmorstufen hinan, die von den Gärten Ethams zu der Spitze der Anhöhe führen. Eunuchen schleppen große, mit Rosen gefüllte Amphoren herbei, durch die Bäume sieht man stumme Sklaven, die die Feuer der Altäre schüren, von denen süße Wohlgerüche aufsteigen. Safranfarbige Zwerge in gelber Kleidung, die angestellten Possenreißer, schwärmen durch die Logen des Vestibüls und lugen hier und dort hinter den tief herabhängenden antiken Teppichstoffen hervor.

Man hat überall Lampen entzündet, und ihr Schein spiegelt sich in dreihundert köstlichen Schildern von Gold, die von den Madianiten im Feuer geschmiedet wurden.

Auf der Esplanade vor der Auffahrt zu den Portalen tummeln lanzentragende Reiter, nomadische Krieger von den Ufern des Toten Meeres, ihre sich bäumenden, schweren, aus Gomorrha stammenden Rosse, deren Sattelzeug mit edeln Steinen besetzt ist.

Über ihnen erhebt sich der geheimnisvolle Zaubersaal, ein Werk der Chaldäer, jener wunderbare Saal, dem tausend Statuen von Jaspis als Fackelträger

dienen, die einen Wald brennender Aloefackeln tragen, jener hohe Festsaal mit seinen geheimnisvollen Säulengängen, die allen Winden ausgesetzt sind. Von zwei Seiten blickt man hinüber auf Moria und auf die im Schatten ihres Tempels ruhende Stadt, der leuchtenden Tochter Zions.

Im Innern des Saales ruht der König Salomon auf einem Sessel von Zypressenholz, der von den entfalteten Schwingen vier goldener Cherubim getragen wird. Er scheint dem aus der Ferne erklingenden Lobgesange der Leviten zu lauschen und ganz in Träume versunken zu sein. Die Nebiim singen die Verse Séphers, in denen die Erschaffung der Welt geschildert wird.

Auf der Mitra des Königs leuchtet der Stern mit den sechs Strahlen, das Sinnbild der Macht und des Lichtes. Er trägt das leinene Obergewand der Leviten und auf seiner Tunika von Byssus das priesterliche Brustschild, weil er als Pontifex berechtigt ist, das die Sünde versöhnende Opfer darzubringen. Über seinen Füßen aber kreuzt sich das bronzene Gewebe der Schlachtsandalen, weil er Krieger ist.

Er feiert das österliche Fest zur Erinnerung an den von Moses geleiteten Auszug der Kinder Israels aus Misraim, dem Hause der Knechtschaft. Es ist der Jahrestag jenes großen Abends, wo die Israeliten dem sie verfolgenden Heer und den Kriegswagen des Feindes trotzend dem gelobten Lande zuflohen, der Jahrestag jenes düstern Mondaufganges, da Jehovah in den Wogen des Roten Meeres Roß und Reiter der Ägypter begrub.

Ja, der König feiert heute Abend ein Fest. Seine Rechte stützt sich auf die Schulter des hundertjährigen Auslegers der Symbole, Helcias, dem in die okkulten Mächte Eingeweihten.

Helcias, der Sohn Schellums und Holdas, der Prophetin, gleicht der Wüste, die nachdem das Manna herabgefallen war, noch unwirklicher wie vorher erschien. Er hat alle Prüfungen bestanden, und er hat sie gesegnet, dem Baume des Berges Libanon gleich, der selbst die Axt, die ihn niederlegt, noch mit süßem Dufte erfüllt, aber er trägt über seinen tiefliegenden, großen Augen das Siegel seines vollendeten Werkes. Die Zeit hat ihn seiner Augenbrauen beraubt — der Augenbrauen, die dem Menschen darum gegeben sind, damit der Schweiß, der von seiner Stirne rinnen soll, nicht in seine Augen dringe und sie erblinden mache.

Leuchtend fällt das Wasser der aufsteigenden Springbrunnen in die goldenen Bassins zurück. Reich mit Ringen und mit Armspangen aus Bernstein geschmückt knien die königlichen Gefangenen und die Sàras, duftspendende Prinzessinnen auf ihren Polstern. Mit feierlichen Gebärden streuen sie Pulver von Myrrhen und Sandelholz, Weihrauch und arabisches Räucherwerk auf ihre kleinen, mit Steinen aus Tharsit emaillierten Räucherpfannen.

Zu beiden Seiten des Thrones stehen die Hauptleute des Heeres, die stets des Ruhmes Davids eingedenk ihre Blicke forschend umherschweifen lassen und deren Auge nur ab und zu auf dem Banner Is-

raels ruht, das der Lade Zebaoths vorangetragen wurde — dieser allen Israeliten heiligen Bundeslade, wo zwei Gesetzesstellen sich unter der von der Hand Bar-Jokabeds, dem Befreier, selbst geschriebenen Gesetzes volle Thora kreuzen. Um die Estrade stehen in Purpurstoffe gehüllte Neger, die mit Onyxsteinen gezierte Fächer von Pfauenfedern hin und her bewegen, von denen lange goldene Schilfblätter herabhängen. Unbemerkt rufen sie ganz leise ihren Gott an: Baal-Zeboub, den Herrn der Fliegen.

Auf den zu dem Throne führenden Stufen bewachen wilde, an ihren Ketten zerrende Luchse den schweren Dreifuß von Onyx, das Werk Adonirams und seiner Ziseleure, auf dem das Zepter des Orients ruht. — Diese Bestien, die geheimnisvollen Wächter des Königs lassen sich weder durch Liebkosungen noch durch ihnen dargebrachte Leckerbissen zähmen.

Zwischen den seitwärts befindlichen Statuen unter den siebenarmigen Leuchtern stehen große, mit Blumen und Früchten aus Hermon gefüllte Porphyrschalen. Ein dort aufgestellter Tisch beugt sich unter der Last der von der Königin Makédeïa dargebrachten Geschenke. Die große Zauberin ist aus Lybien gekommen, um dem König von Juda, Vergleichsvorschläge zu machen, sie hat ihm köstliche Gaben gespendet: herrliche Schalen, kunstvolle Stickereien aus Samaria, bittere Kräuter, Gazellen und Pfauen; ferner Früchte des Zedratbaumes, gebackene Kuchen und Vögel und große, den Wein Kanaans enthaltende Kredenzkannen.

Zu Füßen der leuchtenden, den Thronsessel tragen-

den Cherubime sitzt, von seinem schrecklichen Handwerkszeug umgeben und das Schwert auf dem Schoße haltend, bleich und zusammengekauert, und ohne zu trinken, oder an der Festesfreude teilzunehmen, der Hauptmann der Gardetruppe, Ben-Jehu. Er ist der Henker des Rebellen Adonia, des Bruders seines Herrn, des einstigen Günstlings Abischags der Sultanin. Er ist der Vollzieher aller der Urteile seines Herrn, durch ihn wurde Ebiathar gerichtet und Simei! Joab und der alte Pontifex. Sein Schwert trifft erbarmungslos die auserkorenen Opfer, die an den Ecken des Altares festgebunden flehend die Hände zu ihm erheben.

Neben ihm, von der Fackel einer Statue beleuchtet, stumm und mit verschränkten Armen, als erwarte er ein geheimnisvolles Etwas, steht der Erbe Israels, der illegitime Sohn der ammonitischen Prinzessin Naëma, der schreckliche Rehabeam, dem niemals über Israel zu herrschen bestimmt ist.

Etwas von ihm entfernt liegen zwei sehr junge Mädchen aus Millö auf dem Thronteppich, zwei Schoshannas, deren Amt es ist, in der unterirdischen Krypta vor dem Grundstein Ebën-Schëtiya, der niemals von der Sündflut benetzt wurde, Weihrauch darzubringen. Zwischen ihnen, in ein golddurchwirktes Purpurgewand gekleidet, sitzt ein fremdartig aussehender Jüngling; es ist der Prinz Hayëm, der Balkide mit dem geflochtenen Haare, der rätselhafte Knabe, den die Königin des Südens, nachdem sie nach Lybien zurückgekehrt, dem weisen Salomon, dem Herren der Hebräer, geschickt hat. Im Gefolge dieses

Knaben, den man für ihren Sohn hält, war ein ganzer Zug von reich mit Geschenken beladenen Elefanten angekommen. Sie brachten dem Könige seltene Pflanzen, Stoffe, Essenzen, Räucherwerk und Edelsteine. Hayëm summt leise und mit wohllautender Stimme ein unbekanntes Lied, und wenn während des Singens seine Zähne zwischen den roten Lippen sichtbar werden, dann sind sie ganz wie die der bleichen Gemahlin Sir-Hasirims, sie sind weiß wie aus dem Bade kommende Schafe.

Um einen andern Tisch steht die glänzende Gesellschaft der Sophetim, der Patriarchen der Weisheit, die sich eifrig mit Essen beschäftigen.

Hinter ihnen unterhalten sich die Goldhändler von Ophir, die Gesandten der unzufriedenen Städte Idume und Zour, das Kolleg der Doktoren von Saddoc.

Alle Stämme Israels haben ihre Schätze dargebracht. Granatäpfel vom Berge Sanir, Rosinenkuchen aus Zypern, köstliche Trauben aus Galaad, Datteln und Mandragoren füllen die Schalen und Gefäße.

Unten vor den Stufen der Terrasse, inmitten einer Gruppe von Kriegern aus dem Lande Ezion-Gueber, mit denen er lachend Wein trinkt, steht ein schlank aufgewachsener junger Mann in einer Rüstung von parfümiertem Leder, er trägt die Kleidung eines Hauptmanns der Kavallerie, aber sein Gesicht ist so zart und fein wie das einer Frau. Er plaudert lebhaft und erhebt die Hand zum Himmel. Das ist der Liebling des Palastes von Millo, — und doch der

Feind! — der künftige Zerteiler des Reiches Gottes, der arglistige Jarobëam, der über Israel herrschen wird, und der sich jetzt, ohne sich von dem Feste zerstreuen zu lassen, nach den Grenzen Ephraims erkundigt.

Nun aber naht der Chor der Sängerinnen verbotener Lieder, der Gegnerinnen der Liebe; mit köstlichen Steinen geschmückt, aber bleich und unberührt wie die Lilien an ihrer Brust ziehen sie langsam daher, mit der hebräischen Harfe; mit Pauken und Cymbeln ihren Gesang begleitend. Da verstummen die Loblieder und die Harfen der Sängerinnen aus dem Stamme Isachar.

Mit düstern Stoffen geschmückt und mit einem Perlendiadem über der Stirn, liegen die Kebsweiber mit aufgestützten Armen und in verführerischer Stellung auf ihren Purpurbetten hingegossen, und wenn sie den Duft ihrer Riechkissen einatmen, erklingen die Silberglöckchen, die den Besatz ihrer Oberkleider bilden.

Im Hintergrunde aber tanzen die rothaarigen nephtalischen Zauberinnen, die Jungfrauen aus Palästina, die Hebräerinnen, die weiß sind wie die Narzissen Sharrns, und die heiligen Kurtisanen, die berühmten Schwimmerinnen des Euphrats, die eigens zu diesem Feste aus Babylon gekommen sind. Dort schwingen die Sulamitinnen den Reigen und die Jungfrauen aus Theben, die früheren Gespielinnen der toten Gemahlin des Königs Magus, der Tochter Psousenes, des Pharaonen — auch die Idumenäerinnen fehlen nicht, diese berühmten Töchter der Freude, lebende Blumen jener wilden Gegenden, wo

die Nebel herrschen, die so dicht sind, daß die Sterne mit ihrem Schein sie nicht zu durchdringen vermögen. Es sind der Tänzerinnen mehr als dreitausend. Sie wiegen sich auf und nieder, sie schwingen tyrische Schleier, Girlanden und zahme Schlangen. Sie alle aber tanzen zu Ehren des herrlichen Auserwählten Judäas, des Lieblings Jehovas.

Die dritte Seite des Saales ist offen, man blickt von dort in die verödete Gegend von Josaphat, die ganz in dem Dunkel der Nacht verschwindet.

Da plötzlich zittert die Schulter des Vermittlers unter der darauf gestützten Hand des Königs, denn die Schatten der Plattform werden von Augenblick zu Augenblick feierlicher. Sie verdichten sich und schwanken hin und her, als ob sie unter dem Einflusse von etwas ganz Ungewöhnlichem ständen.

Beim Anblick dieser unheilverkündenden Zeichen wendet der Oberpriester sein marmorbleiches Antlitz den erschrockenen Frauen und den erbleichenden Priestern zu und ruft:

„Ihr Priester, facht die Flammen der siebenarmigen Leuchter an! Man entzünde die sieben Leuchter der Trauerbeschwörungen. Eitle Trugbilder werden uns erscheinen, aber sie werden verschwinden, wenn niemand Notiz von ihnen nimmt. Mögen die Weihrauchdüfte euerer Räuchergefäße euch vor der Anfechtung böser Geister beschirmen, ihr Töchter Judas! Frohlockt und lobet den Herrn, ehe euere Stunde schlägt, die euch in den Schoß der Erde zurückruft."

So spricht er. Und das Fest nimmmt seinen Fortgang.

Man trotzte der Zauberkunst Assyriens; hatten die schwarzen Magier etwa Nebou-Kuddure-Ossur ihren König zu erlösen vermocht, der durch einen Fluch Jehovas dazu verdammt worden war, sieben Jahre lang von der Pracht seines Hofes entfernt und in ein wildes Tier verwandelt durch die vorsintflutlichen Wälder zu irren, die das gewaltige Scheunarr mit seinen vier Flüssen umgeben? — Die Tänzerinnen von Maha-Naïm schütteln ihre mit Blumen umwundenen Palmzweige, ihre Weinschalen funkeln; die Nephtalierinnen schwingen ihre Pfeilnattern, die sich durcheinanderwinden, und auch die um ihren Hals gewundenen Schlangen zischen unruhig; die Fackeln werfen einen blutigen Widerschein auf das Haar der Tanzenden, Liebesrufe und Hymnen erklingen: Da lassen die Hauptleute der Reiter von Sodom in Erinnerung an den Fall Jerichos plötzlich siebenmal ihre eisernen Tubal erschallen; mit Ysop bekränzt und mit langen weißen Gewändern bekleidet, naht der Zug der Rhoïms, der dem Opferpriester zugesellten Gehilfen, hinter denen das österliche Lamm geführt wird.

Da bemächtigt sich eine trunkene Freude der Festgenossen. Man verflucht den Namen jener schrecklichen Statue, die, sobald die Sonne aufging, die Voreltern zu der Arbeit der Pharaonen rief — als sie, durch Drohungen eingeschüchtert und die blutige Geißel über sich fühlend, sich dazu mißbrauchen ließen, in den rosenfarbenen Granit der Pyramiden trotz des

Verbotes der Gesetzestafeln und der Leviten, Bilder des Ibis, des Phönix und des Einhorns einzugraben, oder in Hieroglyphenschrift die Namen und Taten der ihnen verhaßten Dynastien der vergessenen Töchter Menès, des Düstern, darauf zu malen.

Man verflucht das dafür empfangene elende Brot und die Zwiebeln von Memphis. Trotz der Allianz mit dem König Nëchao werden alle Plagen auf die Ägypter herabbeschworen.

Man schlägt die dem Tempelschatze zugehörigen Zymbeln, diese Zymbeln des Triumphes, die einst Miriam, die alte Schwester Aarons, trug, als sie trotz ihres weißen Haares in heiliger Begeisterung am Ufer des Meeres vor der Armee her tanzte. Die Possenreißer werfen den abgesetzten Götzen Hände voller Rosen in das Gesicht. Die Eunuchen stoßen Drohungen gegen die Ägypter aus. Ein Freudengeheul, das dem in der Ferne grollenden Donner ähnlich ist, erhebt sich über Hiérouschalaim.

Helcias jedoch hat zum zweiten Male den Kopf erhoben, und nachdem er Form und Charakter der sich heranwälzenden Schatten aufmerksam geprüft hat, ist er bedenklich geworden.

Die Flammen des auf der Esplanade stehenden siebenarmigen Leuchters haben sich gegen die Versammlung geneigt, die sieben Feuerzungen neigen sich tief, sie zittern und flackern mit seltsamem Geräusch hin und her.

Die Nattern der Nephtalinerinnen sind plötzlich des Spieles überdrüssig geworden. Sie verkriechen sich

ängstlich im Haare der Tänzerinnen. Die Luchse haben sich dicht um den gefürchteten Alten gedrängt, sie betrachten ihn dumpf knurrend und an ihrer Kette zerrend.

Er aber bemüht sich, den Sinn der unheimlichen Vorzeichen zu ergründen: er hat die geweihten Amulette auf den Falten seines hyazinthfarbenen Mantels ausgebreitet und geht mit sich zu Rate. Aber er hat die geheimnisvollen Zeichen vergebens befragt, die die Zukunft enthüllenden Stäbchen zerbrechen plötzlich. — —

Die Hand des Königs ruht immer noch auf der Schulter des Vermittlers. Das Auge Helcias fällt darauf, und er erkennt Salomons Ring, das Bundeskleinod, auf dem der erste Schlüssel leuchtet, der kreuzförmige Schlüssel, das Sinnbild des Abgrundes, das in vier Teile geteilt ist.

Das mächtige Zeichen ist von einer ringförmigen Goldfassung umgeben.

Die Seele Salomons, die göttlichen Ursprungs ist, leuchtet ihm aus diesem siegreichen Zeichen entgegen.

Der Schlüssel Salomons, so heißt das Zauberbuch, in dem der König einen Teil seiner Gedanken und die Summe der Macht niedergelegt hat, die er durch viele triumphierend bestandene Prüfungen errungen, und durch die er nun direkt auf die Mächte des Weltalls einzuwirken vermag.

Der Talisman des sternförmigen Kreuzes, das Helcias jetzt betrachtet, besitzt die Kraft, Herr über die Elemente zu werden. Dieses Zeichen bestimmt und drückt den Wert der Menschen aus, es ist unentbehr-

lich bei der prophetischen Wissenschaft der Zahlen, es enthüllt die Schönheit der Leiden. Es ist das Emblem der Autorität, mit der der Geist heimlich ein Wesen oder eine Sache bekleidet.

Es entscheidet, es erlöst, es schmettert nieder, es erleuchtet! ... Selbst Gottesleugner beben davor. Wer ihm widersteht, wird sein Sklave. Wer leichtsinnig seine Macht verkennen wollte, würde es schwer büßen müssen. Unerkannt von den Kindern der Zeit, erhebt es sich überall.

Das Kreuz hat die Gestalt des Menschen, wenn er die Hände nach dem Gegenstand seines Wunsches ausstreckt, oder wenn er sich in sein Schicksal ergeben hat. Es ist das Symbol der Liebe, ohne die jede Handlung unfruchtbar ist. Denn in der Exaltation des Herzens spricht sich die Natur des Menschen aus. Wenn die Existenz eines Menschen nur durch seinen Verstand begründet wird, wenn er nur die Klugheit seines Kopfes reden läßt, dann wird ihm der Boden unter den Füßen entrissen, und er sinkt unvermutet tief herab, so daß die laszive Erniedrigung seiner Leidenschaften streng genommen nur die Kehrseite des Hochmuts seiner Gedanken ist. Das ist, weshalb der Herr sagt: „Ich kenne die Gedanken der Weisen und weiß, daß sie alle eitel sind."

Kaum hat der Vermittler den unfehlbaren heiligen Ring betrachtet, als sich die sieben Flammen des goldenen Leuchters plötzlich aufrichten, in die Höhe wachsen und grade wie sieben brennende Degen dastehen.

Der Beschwörer erkennt darin ein Zeichen des

Allerhöchsten; sein Antlitz, das unbeweglich wie das eines Götzenbildes ist, wird leichenblaß. Er fühlt, daß ein Bevollmächtigter Jehovahs mit einem unwiderruflichen Befehle naht; sein Kommen ist es, das die Lüfte aufreißt, und der Schatten seiner gewaltigen Flügel ist Ursache des erschreckenden Dunkels. Da plötzlich stürzt auf der Esplanade krachend eine Säule in sich zusammen, und wie eine geheimnisvolle Schrift huscht es leuchtend über die Trümmer.

Helcias aber hat den Mut seiner Seele wieder gefunden. Mit einem Zittern heiliger Freude hat er den Gruß des einigen Gottes erkannt, den Gruß Jehovas, der den Tod besiegt.

— Der aber, der da naht, ist der Erzengel Azraël!

— Die vor Schrecken bleich gewordene Menge jedoch ruft in den Saal hinein:

„Ein Blitz!"

„Der Blitz hat im Tale eingeschlagen."

„Es ist ein Gewitter, das vorüberzieht!"

* * *

Es ist plötzlich stille geworden; es ist um zwölf Uhr in der Nacht. Ein kalter Schauer durchrieselt die Festgenossen, und die österliche Freude verstummt plötzlich.

Die Menge drängt sich den Terrassen zu. Das allgemeine Unbehagen steigert sich.

Der Anblick des Saales ist ein ganz andrer geworden; wie lebende Meereswogen, so stürzt sich die aufgelöste Festversammlung hilfesuchend dem Throne zu:

„Erwache, Hort Israels!"

„Du Goldapfel!“

„Allerhöchster!“

Und die Weiber aus dem Stamme Ruben, die Begleiterinnen Bat-Schébas, der königlichen Mutter, rufen von Grauen erfaßt:

„O König, es ist die Lepra, die von der Wüste her zu uns eindringt!“

Die Frauen der Königin Naëma, die strahlend schönen Ammonitinnen, fügen in ihrem eigentümlichen Dialekte hinzu:

„Sohn der Liebe! Erhebe deine mächtige Rechte gegen das Land der Plagen.“

Auf einen Wink Helcias hat Jarobeam sich auf eins der Pferde des Königs geschwungen, und rasch über die Platten der Terrasse setzend, ist er nach der Richtung Jr-Davids hin verschwunden.

Die ganze Atmosphäre scheint mit Elektrizität geladen zu sein, die Luft wird immer drückender, und die Menschen vermögen kaum noch Atem zu schöpfen.

Wie zur Zeit der Sintflut ergießt sich dann plötzlich draußen ein gewaltiger Regen, der in großen Tropfen klatschend niederfällt; über den tief herabhängenden Wolken aber ist der Horizont klar.

Die Ärzte der untern Stadt, die bis jetzt lächelnd sitzengeblieben sind, erheben sich, und plötzlich in Erinnerung an den großen Gesetzgeber die Worte stammelnd, deuten sie mit ihren Olivenholzstöcken auf die Tänzerinnen aus Nephtali:

„Sie sind es, die uns das Unheil bringen! Sie tragen den Keim der Ansteckung in sich, den sie ihrem eheschändrischen, unzüchtigen Leben verdanken.

Von diesen Frauen geht die Seuche aus, sie bringen uns den Tod. Befragt nur das Buch der Sophetim! An das Kreuz mit diesen Leprakranken. Sie sind es, die die Urnen des Palastes, die alle Trinkschalen Davids vergiftet haben."

Die Necrophantinnen des Landes Moab, die an den schwarzen Rabenflügeln erkennbar sind, die sie als Schmuck über der Stirn tragen, und die auf dem Schlachtfelde ihre einzige Bekleidung bilden, riefen, als sie diese Beschuldigung hörten:

„Helcias! Verurteile diese Unseligen, und möge die Brut des Khamos von der Erde vernichtet werden."

Aber das Auge des Priesters ruht starr auf den Wolken, die sich über Josaphat auftürmen.

Der Prinz Rehabeam wagt es, ein Wort an den mit geschlossenen Augen dasitzenden König zu richten: „Mein Vater," sagt er zitternd, dann aber angstvoll hinausspähend, ruft er: „Welch drohenden Anblick nimmt die Nacht an!"

Die aus dem Stamme Levi — die Sektierer und Wortklauber, die über das, was geschehen soll, hin und her zu disputieren lieben und die selbst vor Angst zittern, bemühen sich dennoch, den Festgenossen Mut zuzusprechen. Sie werden durch das Geschrei der Goldhändler aus Ophir unterbrochen, listige Leute, die sich über jeden Aberglauben erhaben dünken, die aber die Weisheit des Königs sehr wohl zu schätzen wissen.

„Hundert Talente dem, der den Meister erweckt!"

Sie sagen nicht, ob sie Talente von Gold oder

von Silber meinen, und unter der Regierung Salomons ist das Silber, wie gewisse Edelsteine, ganz ohne Wert.

Die Mutlosigkeit wird immer größer.

Die bleichen Musikerinnen aus Lidon, ein Geschenk des Königs Hiram, umarmen sich heimlich und nehmen Abschied voneinander, sie flüstern sich eine monotone Weise zu, ihr Todeslied, in dem unaufhörlich der Name Astarte vorkommt.

Die vor dem Tore liegenden Favoritinnen ringen die Hände und, zu Salomon aufblickend, rufen sie:

„Schläfst du, o Herr? Öffne deine Augen, Sohn Davids!"

„Er verläßt uns," rufen die Amorrhenerinnen klagend.

Und die Führer des Heeres:

„Jehova läßt sich von den Gebeten der Rebellen erweichen, die sich in den Höhlen und in den Bergen verborgen halten und die dich bedrohen —"

„Wache auf, Salomon, und vernichte die Rebellen!"

„Bedenke, was David, der Triumphator, dir sterbend sagte: „Ihre weißen Haare sollen blutbefleckt in die Grube fahren."

Die Kaufleute der zwanzig Städte aber murren:

„Josua würde diese Nacht verkürzt und der Sonne befohlen haben, aufzugehen; hat er es doch einst vermocht, ihren Gang aufzuhalten!... Aber er ist nicht mehr, der Hirt Israels."

Bei Nennung dieses Namens erheben die Hauptleute von Sodom ein furchtbares Geschrei: Sie er-

innern sich der einstigen Siege und für einen Augenblick übertönen ihre Stimmen jedes andere Geräusch des Saales.

„Das war er, der Vorläufer!"

„Er, der in Kanaan wandelte!"

„Der zweiunddreißig Könige getötet und zweihundertundrei Städte verbrannt hat.

Er, der auf den Befehl des allmächtigen Gottes Frauen, Jungfrauen, Krieger, Jünglinge wie Greise, die Gesandten mit den Kindern und den Geiseln, über die Klinge springen ließ."

„Der dann, nachdem seine Zeit erfüllet war, in Ephraim ruhig einschlief und zu seinen Vätern versammelt wurde."

Diesem Ausbruch der Unzufriedenheit folgt ein tiefes schmerzliches Schweigen. Es ist plötzlich so stille geworden, daß man die friedlichen Atemzüge des Prinzen Hayem vernimmt; der junge Prinz und die beiden Schoshannas, zwischen denen er vor dem Throne liegt, sind auf ihren Kissen eingeschlafen. Der Kopf der jungen Mädchen ruht auf dem Schoße Hayems; die Ebenholzknöchel, mit denen sie gespielt, noch in den Händen haltend, gleichen sie Kindern, die der Schlaf im Spiele überrascht hat.

„Zerreißen wir die Kleider," riefen die erschrockenen Hebräerinnen. „Ihr Sklaven bringt Asche, sie über unser Haupt zu streuen!"

Aber der König Salomon ist in Wahrheit weder im Saale noch in Judäa, weder in der sichtbaren Welt, noch in der Welt überhaupt.

Seit länger Zeit schon versteht seine Seele die Kunst, sich von der Last des Körpers frei und unabhängig zu machen. Sie weilt in unerreichbaren Höhen, in anderen Sphären.

Leben? Sterben?... Der Begriff dieser Worte berührt seinen Geist nicht, der sich tief in die Ewigkeit versenkt hat.

Der Magier ist nur zufällig da, wo er zu sein scheint. Er ist allen Wünschen, Ängsten und Freuden, jeder Mühe und allem Leid weit entrückt. Er sieht und durchdringt andere Welten. In unendliche Fernen verloren, ist er der einzige, der frei ist. Er hat den Grad höchster Unpersönlichkeit erreicht, indem er sich mit dem, was er betrachtet, identifiziert und in das Weltall ausstrahlt.

Salomon ist augenblicklich so wenig in dieser Welt, wie der Tag in diesem Gebäude ist.

Was ist aus dem Feste in der Burg der Wollust geworden? Verstummt ist die Musik der Zimbeln, der Klang der Leier. — Ein Hauch hat den Festestraum verweht.

Die Luft ist drückend schwül, man wankt auf den düstern Teppichen, man umlagert den Thron, man umdrängt ihn.

Ben Jehu, der Chef der Leibgarde, hat seinen Getreuen ein Zeichen gegeben, sie erheben ihre ehernen Lanzen, bereit, die Menge zurückzudrängen.

Die Luchse aber, diese furchtbaren Wächter des Thrones, murren; dem Rad eines Pfauenschweifes vergleichbar, bilden die dreiunddreißig Köpfe der

grimmen Tiere eine Hydra, vor der jeder scheu zurückweicht, allen graut.

Verwirrt durch die ungewöhnlichen Ereignisse haben die Festgenossen das, was sich wirklich um sie zugetragen, nicht bemerkt. Aber ein verhängnisvoller, übernatürlicher Einfluß bedrückt alle.

Die Fackeln sind allmählich verloschen. Der den Weihrauchfässern entströmende Duft ist herbe geworden. Ein dumpfes, unheimliches und doch deutliches Murmeln von Tausenden von Stimmen erfüllt die Luft, die zitternde Menge spricht mit leiser, angsterfüllter Stimme.

Die Dunkelheit nimmt zu, sie verschlingt Lampen, Fackeln und Lichter; man stößt aufeinander in dem dichten Nebel, der langsam und unabläßlich den Palast durchdringt, dieser furchtbare gelbe und undurchdringliche Nebel, der, über dem Toten Meere lagernd, von dem Fuße des Berges Nebo aufsteigend, den Palast Salomons von der Basis bis zur Kuppel umhüllt und erfüllt.

Die Gestalten der Menschen erscheinen unwirklich und sind nicht von den Statuen zu unterscheiden.

Plötzlich erscheint in der nebelerfüllten Dämmerung die Vision Azraëls, des himmlischen Gastes mit den das Leben zerstörenden Händen. Er steht auf der Esplanade vor dem siebenarmigen Leuchter. Seine Gestalt leuchtet. Seine kalt wie das Nordlicht blickenden Augen ruhen auf dem Feste; sein langes Haar, das der Wind nicht zu berühren wagt,

hängt über seinen Schultern, wie die Zweige der Trauereschen über den Wassern.

Schon spalten sich die steinernen Platten unter der eiskalten Berührung der Füße des düstern Todesengels, Azraël!! — Durch das schwarze Gefieder seiner ausgebreiteten Schwingen erscheint hier und da ein Stern wie ein roter Punkt, wie eine im Abgrund verlöschende glühende Kohle.

Das elfenbeinerne Täfelwerk schrumpft zusammen, als ob es die Last von Jahrhunderten getragen.

Durch die Öffnung der zwischen den Säulen zurückgezogenen Vorhänge wird ein heller Schein sichtbar.

Der Nebel wird dünner und hebt sich ein wenig. Die Mondsichel gleitet durch die Wolken und beleuchtet die verwirrten Gruppen. Ein Sophist liegt schreckensbleich und lang ausgestreckt in seinen priesterlichen Gewändern am Boden.

Ab und zu leuchtet ein Karfunkel, ein goldenes Zimbal, ein weißer Schleier auf. Es sind die sich fest umschlungen haltenden Sängerinnen, die keinen Klageton ausgestoßen haben.

Zu Füßen der Purpurbetten liegt ihr Geschmeide unbeachtet auf den Kissen.

Unten aber tief im Schatten der Kolonaden heult ein Luchs, der sich losgerissen, und der ein Stück seiner Kette um den Hals auf die Schulter einer Statue gesprungen ist. — Er fällt herab, das Geräusch seines Falles tönt einen Augenblick nach — dann aber wird alles still.

Die feierliche tiefe Nacht umhüllt alles.

Unter dem Schatten Azraëls hat der Saal ein unheimliches Aussehen gewonnen.

An den drei Winkeln unter den tönernen Lampen haben plötzlich die ägyptischen Sphinxe langsam die Augenlider geöffnet und ihre granitenen Augen richten den ewigen steinernen Blick fragend auf den göttlichen Boten.

Dem strahlenden Blitze vergleichbar, der heute Abend die düstern Wolken zerrissen, so ist der verhängnisvolle Cherub plötzlich auf der Terrasse des Palastes Salomons erschienen.

Irdischem Auge unsichtbar, kann das Antlitz des göttlichen Boten nur durch das geistige Auge erfaßt werden. Die Menschen empfinden nur den geheimnisvollen Einfluß, der von dem Wesen des Erzengels untrennbar ist.

Kein Raum vermöchte diesen Geistern Schranken aufzuerlegen, die der Unenthüllte jenseits von Zeit und Stunde schuf. Ein Ausfluß der göttlichen Notwendigkeit sind die Engel Gedanken Gottes, Reflexe der Gottheit, die sich nur in der Ekstase äußern, sie hervorbringend, ein Teil des Allerhöchsten.

Aber wie wenn man einen erzenen Spiegel auf die Erde stellt und sich dann die tiefe Einsamkeit der Nacht und ihrer Sternenwelten auf der Metallscheibe reproduziert, so vermögen die Engel durch eine Vision Eindruck auf die Augäpfel der Auserkorenen, der Heiligen, der Magier zu machen.

Es ist die Erde, die diese dann vergessen, die in

das Nichts versinkt, während die Augen dieser Auserkorenen das ewige Licht schauen.

Daher kommt es, daß das heilige Auge des Königs Salomon die Macht hat, das Antlitz des Erzengels Azraëls zu erkennen.

Aber auch Helcias hat das Nahen des Todesengels gespürt, und er zittert vor Hoffnung. Durch sich selbst zugrunde gerichtet, hofft er, daß das letzte Glied der Kette, die ihn noch an diese Erde fesselt, sich nun endlich lösen wird. Hat er nicht die höchste Stufe der Priesterschaft erklommen, ist nicht sein glorreiches Ziel erreicht?

Sein Schicksal ist erfüllt. Neue Anstrengungen würden unfruchtbar sein und ihn jenen einsamen großen Vögeln gleich machen, die immer nach höheren Sphären strebend, vergebens mit den Flügeln schlagen; ihr Flug trägt sie nicht über jene Höhe, die zu ätherisch ist, ihr Gewicht zu tragen und in denen sie nicht zu atmen vermöchten.

Er erwartet den erlösenden Gruß Azraëls.

Er wartet! Alles beweist ihm, daß der Gesandte Gottes gegenwärtig ist.

Er hat gelitten, hat in frommer Ergebung die Todesangst erduldet, die der letzten, der gesegneten Stunde der Erlösung vorangeht.

Er wird daher den Preis seiner Prüfungen erhalten. Zweifellos kostet er schon jetzt das Vorgefühl jener himmlischen Freuden, die der Preis der Auserwählten des Herrn sind.

Die Hoffnung, bald erlöst zu werden, verwandelt ihn so sehr, daß der leuchtende Blick seiner Augen,

die Tiefe der unter den Gewölben des Saales ruhenden Schatten erhellend, für einen Augenblick den verhängnisvollen Schlummerzustand der Menge aufhält.

Hier und da den Nebel durchdringend, blicken die Augen der Menge voll religiösen Schreckens auf ihn.

Noch eine Sekunde, und er wird allen irdischen Leids entrückt sein — — —

— — Aber woher kommt es, daß, nachdem diese Sekunde vorüber, er sich immer noch nicht mit der himmlischen Vision vereinigt hat?

Woher kommt es, daß die Menge, die sich kaum wieder zu beleben angefangen, plötzlich wieder düster und unbeweglich in der Nacht versinkt?

Es kommt daher, daß der alte Hohepriester plötzlich das Gleichgewicht seiner heitern Ruhe verloren hat.

Er scheint tief erschüttert zu sein, und die seltsame Unruhe seines Blickes verkündet den Aufruhr seiner Gefühle.

Ach! Es kommt daher, weil er plötzlich fühlt, wie das Leben neu in ihm zu pulsieren beginnt!... Die göttliche Botschaft hat sich *nicht* erfüllt! — —

Schon wird er von Zweifeln bestürmt. Er fühlt, wie kalter Schweiß seine Stirn bedeckt und mit verzweifelnder Eifersucht erinnert er sich daran, daß ihn noch Ewigkeiten von dem Zustande höchster Reinheit trennen, den Salomon schon längst erreicht hat.

Das Gefühl des Unterschiedes seiner Vollkommenheit mit der des königlichen Weisen erfüllt ihn mit

Schrecken, dessen Intensivität jeden Augenblick zunimmt, und sein Herz angstvoll pochen macht.

Warum, o warum ist ihm das Grauen dieser qualvollen Augenblicke auferlegt, nachdem er gehofft, in das ewige Licht eingehen zu dürfen?

Er leidet unendliche Qual.

Er ist einem vulkanischen Steine vergleichbar, der von einer übermächtigen Gewalt kraft eines wunderbaren Gesetzes plötzlich am Rande des Kraters zurückgehalten wird und sich durch seine innere Glut verzehrt, ohne zu verwittern oder aufgelöst zu werden.

Langsam, träge und doch unaufhaltbar geht die Stunde vorüber.

Er geht mit sich selbst zu Rate. Aus welchem Grunde vollzieht sich das göttliche Gesetz nicht an ihm?

Tief erschrocken über die Verzögerung des Himmels, verwirrt sich sein Verstand und er wird der Raub einer unnatürlichen und unerträglichen Angst. Der Schrecken lähmt und trübt seine Gedanken.

Der Einfluß Azraëls macht sich bei Helcias durch die furchtbarsten Seelenleiden bemerkbar.

Der Greis gleicht einem Priester, der seine toten Götter überlebt hat. Er vermag es nicht, die fleischliche Hülle abzuwerfen, in die er durch den Willen eines höhern Wesens gebannt ist, und sein Geist ist unfähig, den Sinn des göttlichen Willens zu erfassen. Er ringt nach Atem. Das, was ihn aus seiner Höhe in den Erdenstaub zurückstößt, ist nicht die Gegenwart des Todesengels selbst, sondern das

undurchdringliche Geheimnis, daß ein Wesen solchen Ursprungs hier tatenlos verweilt.

Er scheint verwandelt und um Jahrhunderte gealtert zu sein. Sich in sein trauriges Schicksal ergebend, zieht er einen Zipfel des Mantels über seine Stirn und betet:

„Jehova. Öffne die Augen des Königs mit deinen unsterblichen Händen."

So hatte einst seine Mutter Holda in den unterirdischen Höhlen von Endor, auf ihrem Dreifuß sitzend, ihre Beschwörungen gemurmelt, durch die sie den Schatten Schemonëls zwang, an der Wand zu erscheinen.

Nun endlich hatte Salomon seine Augenlider geöffnet, und sein Blick ruhte forschend auf dem Genius des Todes.

Aber der Engel, dessen Blicke wie feurige Pfeile treffen, richtete sein Auge nicht auf das Antlitz des Königs.

Der himmlische Gesandte blickte mit einem gewissen zaudernden Ausdrucke auf Helcias; es war, als zögre der Engel sich dem Greise zu nahen, als dächte er über den erhaltenen Befehl nach und sei unschlüssig, ob er ihn zu erfüllen habe.

Das ist es, weshalb sich die Stirn des göttlichen Königs verdüsterte, wie sich tausend Jahre später zu derselben Zeit der Stern Ephratas am Tage des Kindermordes über dem blutigen Judäa verfinsterte.

Helcias empfand den auf ihm ruhenden versengenden Blick Azraëls, der seine Seele verbrannte, ohne

sie von dem Körper zu erlösen, und verzweifelnd, zu kraftlos, um sich vor ihm niederwerfen zu können, rief er:

„O König, du Sproß Davids, verbirg mich vor dem Blick dieser Augen.“

Salomon, der Herr der Wunder, schwieg, aber Helcias verstand die stumme Antwort:

„Wohin konnte der Mensch vor der Gegenwart Azraëls fliehen?“

Da, seiner ältesten Erinnerungen gedenkend, erhob Helcias bittend die gefalteten Hände zum König und flehte:

„An den Ufern des Euphrats, mitten im düstersten Walde, ist eine kahle Lichtung, wo während der ersten Nacht nach Erschaffung der Welt die Schlange eine Zufluchtsstätte fand — —

Der König errät den dunkeln Gedankengang des Greises, er berührt seine Stirn mit seinem sternengeschmückten Ringe:

„Geh dahin!“... sagt er.

Helcias verschwand in größter Eile.

Salomon stieg von seinem Throne herab und schritt auf Azraël zu.

Seine mit köstlichen Steinen bestickte Tunika schleifte über das buntscheckige Fell der um seinen Thron gelagerten Luchse, über die Schwerter der ausgestreckt liegenden Krieger.

An der Gruppe seiner weißen Weiber und an den als Wahrsagerinnen berühmten Negerinnen vorbei, die ihre verwelkenden Girlanden bei dem Scheine

der herabbrennenden Fackeln zerrissen, die kaum noch von den Statuen gehalten wurden, durchschritt Salomon langsam den Saal, der jetzt ein unwirtliches, düsteres Aussehen hatte.

Die hohe Gestalt des königlichen Propheten, des im Hohen Liede besungenen Bräutigams, löste sich leuchtend von dem bläulichen, den Weihrauchfässern entsteigenden Wolken ab, denen jetzt ein fader, bitterer Geruch entströmte.

Als der König die Grenze des Saales überschritten hatte, betrat er den einsamen Vorhof, wo der Cherub ihn mit einem Kinderlächeln erwartete.

Der König stützte seinen Arm traurig auf die Trümmer der von dem Blitze zerschmetterten Säule und blickte Azraël lange und forschend an. Ein leichter von dem Meere und den Bergen kommender Wind bewegte leise die Zweige der Ölbäume.

Salomon sprach:

„Azraël! Meine Augen sind der Welt müde. Meine Seele dürstet nach dem Schatten deiner Flügel."

Die Stimme des düstern Engels, die unendlich viel süßer als die der Himmelsjungfrauen ist, vibrierte im Geiste Salomons:

„Im Namen dessen, der gewesen, ehe das Licht war, und dessen Wink über Leben und Tod entscheidet, nimm deine Seele zurück! Die Stunde, die dich mit Gott vereinigen soll, ist noch nicht gekommen."

Da erkannte der Magier die Verlängerung seines

Exils von dem Reiche Gottes; er begriff, daß er, ein Gefangener der Vernunft, weiter zu kämpfen habe, ehe er sich mit dem Urquell des Lebens vereinigen sollte, und tiefer Kummer erfüllte seine Seele.

Der Nebel hatte sich gehoben und der Stern der Hirten schimmerte aus unendlicher Ferne herab. Schweigend senkte der König seinen Blick auf die Hügel der Tochter Zions, die schlafend zu seinen Füßen lag.

„Weshalb denn bist du zu uns gekommen?" fragte Salomon.

Aber schon zerfloß die wunderbare Vision, wie aus weiter Ferne tönte die Stimme des Engels, und Salomon vernahm die die Allwissenheit Gottes kündenden schrecklichen Worte:

„O König," so sprach Azraël. „Durch Zeit und Raum hindurch habe ich die fromme Hingebung deiner Gedanken erkannt, und den Befehl des Allerhöchsten in unbegreiflich geheimnisvoller Weise vergessend, habe ich dich grüßen wollen, o du Liebling des Himmels ... Aber sieh, der alte Vertraute deines lichtverbreitenden Werkes, Helcias, der Fürsprecher, hatte Schutz unter deiner friedenbringenden Hand gesucht. Da erkannte ich das Unverstandene. Es war nicht hier, daß mir die Mission geworden, ihn von der Welt zu erlösen. Ich begriff plötzlich, daß der Allmächtige mich durch seine Gnade mahnte, mich daran zu erinnern, daß der vorgeschriebene Befehl — dessen Ausführung durch meine Heimsuchung

verzögert worden, es mir zur Pflicht machte, diesen Mann mit seinem wahren Namen zu nennen und ihn zu suchen.

An den Ufern des Euphrats, mitten im düstersten Walde, auf jener kahlen Lichtung, wo in der ersten Nacht nach Erschaffung der Welt die Schlange eine Zufluchtsstätte fand.

# Das Recht der Vergangenheit

Es war am 21. Januar 1871, als Paris, bedrängt von dem ungewöhnlich strengen Winter, entkräftet durch den Hunger und ermattet durch die blinden, stets zurückgeschlagenen Ausfälle und den ewigen Anblick der schier uneinnehmbaren Stellungen, von denen aus der Feind ungestraft seine Bomben warf, endlich mit fieberzitternder, blutender Hand die weiße Flagge hißte, die den Kanonendonner sofort verstummen machte. Von einem Hügel aus beobachtete der Kanzler der deutschen Verbündeten die Hauptstadt. Als er plötzlich durch den eiskalten Nebel und den Rauch die Fahne bemerkte, stieß er rauh den Feldstecher ineinander, wandte sich zu dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der neben ihm stand, und sagte:

„Das Tier ist tot!"

Der Gesandte der Regierung der nationalen Verteidigung, Jules Favre, war durch die deutschen Vorposten gekommen. Von einer militärischen Eskorte geleitet, überall mit lärmendem Zuruf empfangen, war er durch die Linien bis zum Hauptquartier der deutschen Armee gelangt. Man erinnerte sich wohl noch jener Zusammenkunft im Schloß von Ferrières in dem von Schutt und Trümmern erfüllten Saale, wo er früher schon eine erste Annäherung versucht hatte.

Heute trafen sich die Bevollmächtigten der beiden feindlichen Nationen in einem düstern Königssaale,

in dem trotz des brennenden Feuers eine eisige Kälte herrschte.

Favre saß nachdenklich vor dem Tische und ertappte sich während der Unterredung dabei, daß er schweigend den Grafen von Bismarck-Schönhausen beobachtete, der hoch aufgerichtet vor ihm stand.

Die kolossale Gestalt des Paladins des Deutschen Reiches, der Generalsuniform trug, warf ihren Schatten auf den Fußboden des zerstörten Saales. Die Spitze seines stählernen, von dem weißen Roßhaarschweif umwallten Helmes funkelte im Lichte des Kaminfeuers. An der Rechten trug er den schweren Siegelring mit dem siebenhundert Jahre alten Wappen der Stiftsamtmänner des Bistums Halberstadt, die später zu Baronen ernannt wurden, das Treff-Kleeblatt der Bistum-Mark mit der alten Devise: „In trinitate robur".

Sein Militärmantel war über einen Stuhl geworfen, und der Widerschein seines weinroten Aufschlages ließ den alten Schmiß auf seiner Wange blutrot erglühen. Er trug lange Stahlsporen mit feingeputzten Kettchen, gegen die ab und zu sein langer Schleppsäbel mit leise klirrendem Klang anstieß.

Hoch auf richtete er sein stolzes Bulldoggenhaupt, der Wächterhund des deutschen Hauses, dessen Schlüssel „Straßburg" er soeben zurückgefordert hatte. Die ganze Persönlichkeit dieses eiskalten Mannes schien eine Verkörperung seines Wahlspruches: „Niemals genug!" zu sein.

Die Faust auf den Tisch gestützt, sah er, ohne auf

den Gesandten vor sich zu achten, durch den bleifarbenen Nebel in die Weite hinaus, als wolle er dort seinen eisernen, mächtigen Willen die Flügel ausbreiten sehen, so wie der schwarze Adler seines Banners tut.

Er hatte gesprochen. Und durch seine Rede klang es von Übergabe der Armee und der Festungen, von ungeheuren Kriegsentschädigungen, von der Abtretung zweier Provinzen — — —

Und im Namen der Menschlichkeit hatte dann der republikanische Minister Apell an die Großmut des Siegers erhoben, dieses Siegers, der nur zu wohl sich erinnerte, wie Ludwig XIV. den Rhein überschritt und auf deutschem Boden von Sieg zu Sieg eilte — wie Napoleon Preußen beinahe von der europäischen Karte gestrichen hatte; dieses Siegers, der an Lützen und Hanau, an das ausgeplünderte Berlin und an Jena dachte.

Fernes Grollen der Artillerie, dem Echo des Donners vergleichbar, übertönte die Stimme des Parlamentärs, dem es plötzlich jäh ins Gedächtnis kam, daß heute ja der Jahrestag des Morgens sei, an dem der König von Frankreich vom Schafott herab an die Großmut seines Volkes appellierte, bis Trommelwirbel das Geräusch seiner Stimme übertönte. Unwillkürlich zitterte Favre über dieses seltsame Zusammentreffen, an das bisher sicher niemand gedacht hatte.

Die Geschichte aber sollte den 21. Januar 1871 als denjenigen Tag bezeichnen, an dem Frankreich kapitulierte und seinen Degen senkte.

Und als ob das Schicksal noch einmal in grausamer Ironie die Zahl des Tages, an dem der Königsmord sich vollzogen, wiederholen wollte, erhielt der französische Gesandte auf seine Frage, wieviel Tage Waffenstillstand bewilligt würden, die feste Antwort des Reichskanzlers:

„Einundzwanzig, nicht einen mehr."

Der Vertreter Frankreichs mit dem Arbeiternamen, dessen Herz von heißer Liebe für sein Vaterland erfüllt war, und der mit eingefallenen Wangen und ernstem Antlitz im Namen des Volkes das Wort führte, senkte zitternd das Haupt. Zwei Tränen — so rein wie die, welche ein Kind beim Anblick seiner sterbenden Mutter vergießen würde, drängten sich aus seinen Augen und rollten langsam bis zu den Winkeln seines fest zusammengepreßten Mundes. Denn wenn es etwas gibt, was das Herz auch des skeptischsten Franzosen erbeben macht, so ist es, wenn der Stolz des Fremden sein Vaterland verletzt.

Der Abend brach an, die ersten Sterne funkelten.

Nachdem die Herren einen eiskalten Gruß miteinander gewechselt, blieb der Vertreter Frankreichs allein in dem denkwürdigen Saale zurück. Er versank in tiefes Grübeln. Und da geschah es, daß eine Erinnerung in ihm erwachte, die ihm das zufällige Übereinstimmen der Daten, das er schon vorher bemerkt hatte, ganz außerordentlich erscheinen ließ.

Es war die Erinnerung an eine seltsame Geschichte, an eine Art moderner Legende, die durch verschiedene Zeugen und Umstände glaubwürdig gemacht wurde,

und in die er selbst auf eine ganz merkwürdige Art hineingezogen worden war.

An irgendeinem Tage des Jahres 1833 war ein Unglücklicher, unbekannten Ursprungs, den man aus einer kleinen Stadt der Provinz Sachsen ausgewiesen hatte, nach Paris gekommen. Er konnte sich nur ganz mangelhaft in der französischen Sprache ausdrücken; abgemagert, verfallen, ohne Obdach und ohne Geldmittel, hatte er den Mut, zu erklären, er sei der Sohn des Mannes, dessen königliches Haupt am 21. Januar 1793 auf der Place de la Concorde unter dem Beile des französischen Volkes fiel.

Er sagte, daß man die Leiche irgendeines Unbekannten untergeschoben und für die des Thronfolgers ausgegeben habe, daß aber, dank der treuen Ergebenheit zweier Edlen, der Dauphin von Frankreich tatsächlich aus den Mauern des „Temple" gerettet worden, und daß er selbst dieser königliche Flüchtling sei. Nach tausend widrigen Zufällen, nach Krankheit und tiefstem Elend sei er nun endlich zurückgekehrt, um seine Identität zu beweisen. Dieser Mann, der in „seiner" Hauptstadt nichts fand als ein elendes Lager — aus Mitleid, den man nicht als einen Wahnsinnigen, sondern als Lügner und Betrüger betrachtete, beanspruchte als rechtmäßiger Erbe die Krone von Frankreich! Niedergebeugt, weil die öffentliche Meinung ihn fast allgemein verurteilte, weil er nirgends angehört, überall zurückgestoßen wurde, verließ dieser Mann im Jahre 1845 Frankreich, um traurig und einsam in Delft in Holland zu sterben.

Wer das Trauerspiel des Lebens dieses Unglücklichen kannte, dem war es, als sei er einer jener Ausgestoßenen, denen das Schicksal zugerufen: „Ich will dein Antlitz mit meinen ehernen Fäusten zerschlagen, so daß deine eigne Mutter dich nicht wieder erkennen soll."

Das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte aber war die Tatsache, daß die Regierung der Niederlande mit der ausdrücklichen Zustimmung König Wilhelms II. plötzlich diesen rätselhaften Fremden mit königlichen Ehren bestatten ließ und offiziell die Erlaubnis gab, daß man folgende Inschrift auf sein Grab setzte:

„Hier ruht Karl Ludwig von Bourbon, Herzog der Normandie, Sohn des Königs Ludwig XVI. und der Marie Antoinette von Österreich, König von Frankreich, der XVII. seines Namens."

Was hatte das zu bedeuten? Dieses Begräbnis, das die ganze Welt und die Geschichte der Lüge zieh, vollzog sich in aller Stille in Holland wie ein düsterer Traum, den man am besten vergißt.

Diese unerwünschte Parteinahme des Auslandes konnte nur das berechtigte Mißtrauen noch verstärken; man fluchte über diese unerhörte Anklage.

Wie sich die Angelegenheit nun immer verhalten mochte: der geheimnisvolle, verbannte und kummerbeladene Mann hatte eines Tages den damals schon sehr berühmten Advokaten, der heute Friedensvermittler des besiegten Frankreichs war, besucht. Der rätselhafte Prätendent hatte den Rat des republikanischen Redners in Anspruch genommen und ihm die

Vertretung seiner Sache übergeben. Und wie durch ein Wunder war die anfängliche Gleichgültigkeit, ja die fast feindselige Stimmung des künftigen Volkstribunen bei der Durchsicht der ihm vorgelegten Dokumente und Papiere gewichen und hatte einem tiefen Interesse Platz gemacht. Erschüttert, tief ergriffen und — ob mit Recht oder Unrecht, was tut's? — vollständig von dem Rechtsanspruche seines Klienten überzeugt, hatte Jules Favre die Sache desselben vertreten; er hat sie dreißig Jahre lang geführt und mit ganzer Energie und vollster Überzeugung dafür gekämpft. Und von Jahr zu Jahr waren seine Beziehungen zu dem Geächteten inniger geworden, so daß, als eines Tages der Verteidiger seinen seltsamen Klienten in England besuchte, dieser, der sein nahes Ende wohl ahnte, ihm als Zeichen seiner Freundschaft und Dankbarkeit einen alten, mit Lilien geschmückten Ring schenkte, über dessen Ursprung er nichts weiter sagte.

Es war ein goldener Siegelring. Auf einem großen Opale, der einen rubinartigen Glanz hatte, war ursprünglich das Wappen der Bourbonen, drei goldene Lilien auf azurblauem Felde, eingraviert.

Damit aber der Republikaner ohne Skrupel dies Pfand der Freundschaft tragen könne, hatte der Geber so viel wie möglich das königliche Wappen verwischen lassen. Das Bild der Bellona, die den Bogen spannt, verdeckte die ursprüngliche Gravierung.

Wie nun die Biographen berichten, hatte dieser nebelhafte Kronprätendent von Zeit zu Zeit Vi-

sionen, ja, er glaubte, göttliche Eingebungen zu empfangen. Ganz besonders aber soll er mit einem ungewöhnlichen Ahnungsvermögen für kommende Dinge begabt gewesen sein.

Mit seltsamer Betonung, und das Auge tief in das des Freundes versenkend, sprach er, als er an jenem Abende Abschied von ihm nahm, folgende merkwürdigen Worte:

„Herr Favre, Sie sehen auf diesem Opal die Bellona wie eine Statue auf einem Leichensteine. Sie erklärt — — — was sie verhüllt! Im Namen Ludwigs XVI. und eines ganzes Geschlechts von Königen, deren verzweifelte Erbschaft Sie verteidigt haben, tragen Sie diesen Ring! Mögen die beleidigten Manen meiner Vorfahren diesen Stein mit ihrem Geiste durchleuchten! Er soll Ihr Talisman sein und eines Tages in einer verhängnisvollen Stunde Zeugnis ablegen von ihrer unsichtbaren Gegenwart!"

Favre hat oft erklärt, daß er damals kaum Wert auf diese Worte gelegt, vielmehr geglaubt habe, der Prätendent habe sie in einer durch die lange, schwere Leidenszeit nur zu erklärlichen Aufregung gesprochen. Sie seien ihm damals ganz unverständlich gewesen. Er habe aber dem Wunsche gerne Folge geleistet und den Ring an den Ringfinger der rechten Hand gesteckt. Von jenem Abende an hat Jules Favre den Ring Ludwigs XVII. getragen. Mit einer ihm selbst ganz rätselhaften Sorgfalt hat er stets darauf geachtet, daß er den Ring niemals verlor oder auch nur ablegte. Er erschien ihm fast wie eines jener eisernen Kettchen, welche die Ritter sich um den Arm

schmieden ließen, um sie bis zum Tode zu tragen als ein Zeugnis des Schwures, mit dem sie sich der Verteidigung irgendeiner Sache weihten.

Verfolgte die Vorsehung einen geheimnisvollen Zweck damit, daß sie ihm die seltsame Gewohnheit auferlegte, sich niemals von der geheimnisvollen königlichen Reliquie zu trennen?

Mußte gerade er, der erklärte Republikaner, dieses Zeichen an seiner Hand tragen, ohne zu wissen, wohin es ihn einmal führen sollte?

Er beunruhigte sich nicht darüber.

Aber wenn es einer versuchte, in seiner Gegenwart über den deutschen Namen seines toten Dauphins zu spotten, dann wurde er sehr nachdenklich! „Naundorf — Frohsdorf," sprach er leise vor sich hin — —

Heute war dieser Bürgeradvokat der Repräsentant Frankreichs. Um das fertig zu bringen, hatte Deutschland mehr als hundertfünfzigtausend Franzosen mit ihren Kanonen, Waffen und Fahnen, mit ihren Offizieren und Marschällen, mit dem Kaiser, ja mit der Hauptstadt selbst gefangen nehmen müssen! — Und das war kein Traum!

In diesem öden Saale nun, in dem Favre soeben die ersten Friedensbedingungen mit Bismarck durchberaten hatte, überfiel ihn die Erinnerung jener seltsamen Geschichte.

Tieftraurig saß er sinnend da, und ohne sich dessen bewußt zu sein, fiel plötzlich sein Blick auf den Ring an seinem Finger. Da schien der durchsichtige Opal auf einmal von einem hellen Lichte durchleuchtet zu sein, und ganz deutlich sah er unter dem Bilde der

rächenden Bellona die drei Lilien des bourbonischen Wappens, die jahrhundertelang auf dem Schild des heiligen Ludwig gestrahlt hatten.

Acht Tage später, nachdem die Friedensbedingungen von seinen Ministerkollegen angenommen waren, begab sich Jules Favre mit allen Vollmachten ausgerüstet nach Versailles, um endgültig den Waffenstillstand zu unterzeichnen, der die Übergabe der Stadt zur Folge hatte.

Die Beratung war beendet. Herr von Bismarck und Herr Jules Favre hatten den Vertrag nochmals durchgelesen und fügten zum Schluß noch den Artikel 15 hinzu, dessen Wortlaut folgender ist:

„Artikel 15. Zur Beglaubigung dieses haben die Unterzeichneten ihre Namensunterschrift hierunter gesetzt und mit ihrem Siegel die vorliegenden Verträge besiegelt.

Geschehen zu Versailles, 28. Januar 1871.

Gezeichnet: Jules Favre. Bismarck."

Nachdem Herr von Bismarck sein Staatssiegel aufgedrückt, bat er Jules Favre um dieselbe Formalität, um den Vertrag rechtsgültig zu machen, der jetzt in Berlin im Kaiserlichen Archiv liegt.

Herr Jules Favre erklärte, daß er über all den Sorgen des Tages vergessen habe, das Petschaft der Französischen Republik mitzubringen, er wolle es sofort aus Paris holen lassen.

„Das würde eine ganz unnütze Verzögerung ver-

ursachen," meinte Bismarck, „Ihr Siegelring wird uns vollständig genügen."

Und als ob er gewußt hätte, was er damit tat, deutete der eiserne Kanzler langsam auf den Ring, den der Unbekannte unserm Gesandten geschenkt hatte.

Bei dieser unerwarteten Aufforderung erinnerte sich Jules Favre ganz deutlich der prophetischen Worte, die der Prätendent bei Übergabe des Ringes ihm gesagt hatte. Ein Schauer durchrieselte ihn, und wie von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, starrte er den undurchdringlichen Kanzler an.

In diesem Augenblick war die Stille so groß, daß man in den benachbarten Sälen das kurze Aufstoßen der Morseapparate vernahm, die die große Neuigkeit durch Deutschland und die ganze Welt verbreiteten. Man vernahm das Schnauben der Lokomotiven, die schon die ersten Truppenzüge nach der Grenze zurückbeförderten. — — —

Jules Favre starrte wieder auf den Ring —!

Ihm schien es plötzlich, als seien die Geister der Könige von Frankreich in diesem alten Saale gegenwärtig als Zeugen des Gottesurteils, das sich hier vollstreckte. Von einer höheren, zwingenden Macht getrieben, wagte er es nicht, die Aufforderung des Feindes abzulehnen.

Es war, als zöge der Ring seine Hand mit geheimnisvoller Macht zu dem Vertrage.

Ernst verneigte er sich.

„Sie haben recht!" sagte er. Und unten auf die Seite des Blattes, das seinem Vaterlande soviel Blut, zwei herrliche Provinzen, die brennende Haupt-

stadt und eine ungeheure Kriegsentschädigung gekostet hatte — — auf den roten Siegellack, der noch brannte, und dessen Feuer die goldenen Lilien des Ringes an der Hand des Republikaners deutlich erkennen machte — drückte Jules Favre tief erbleichend das geheimnisvolle Siegel ein, auf dem unter der Figur der alten, rätselhaften Kriegsgöttin in dieser verhängnisvollen Stunde plötzlich, gegen seinen Willen, das Königshaus von Frankreich seine Gegenwart bekundete.

# Das Paar von Toledo

Ein orientalischer Sonnenaufgang färbte die granitnen Skulpturen an der Front des Gerichtsgebäudes zu Toledo, besonders den Hund, der eine brennende Fackel in der Schnauze trägt, das Wahrzeichen des geistlichen Gerichtshofes, mit glühendem Rot.

Zwei Feigenbäume beschatteten die bronzene Pforte, von deren Schwelle seitwärts gelegene Stufen in das Innere des Palastes führten, der einem fast unentwirrbaren Labyrinth glich. Die Gänge stiegen bald, bald senkten sie sich, zweigten sich ab und waren geradezu darauf berechnet, die Sinne zu verwirren. Diese irreführenden Wege gingen in den Ratssaal, in die Zellen der Inquisitoren, in die geheime Kapelle, die hundertzweiundsechzig Kerker, die Geißelkammer und in die Schlafsäle der geistlichen Richter; wieder andere führten durch endlose kalte Gänge zu verschiedenen Schlupfwinkeln, zu dem Refektorium, der Bibliothek und anderen Sälen.

In einem dieser Räume, der mit seinen reichen Möbeln, den kostbaren Tapeten aus Cordova, den Topfgewächsen, vergoldeten Gittern und seltenen Gemälden gar seltsam von der Nacktheit der andern Gemächer abstach, stand an jenem Morgen mitten auf dem rosenfarbenen Grunde eines byzantinischen Teppichs ein hochgewachsener Greis. Seine nackten Füße waren nur mit Sandalen bekleidet, die Hände

waren gefaltet und die großen Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Der alte Priester war von riesenhaftem Wuchs, er war mit einem weißen Talar mit eingewirktem rotem Kreuz bekleidet; der lange schwarze Mantel hing über seinen Schultern; er trug ein schwarzes Barett und als Gürtel einen eisernen Rosenkranz. Er schien wenigstens achtzig Jahre alt zu sein. Leichenfarben, aufgerieben von Kasteiungen und zweifellos blutend unter dem härenen Büßergewande, das er niemals ablegte, blickte er aufmerksam auf einen Alkoven, in dem ein mit Blumenkränzen umhangenes, reichgeschmücktes, üppiges, weiches Bett stand. Dieser Mann war Thomas von Torquemada.

Um ihn herrschte in dem weiten Palast eine tiefe, ergreifende Stille; sie schien von den hohen Gewölben herabzufallen und lagerte wie ein Rauhfrost über dem steinernen Fußboden.

Plötzlich zog der Groß-Inquisitor von Spanien an dem Ring einer Schelle, deren Klang man nicht vernahm. Ein ungeheurer Granitblock, der mit Tapeten behangen war, setzte sich langsam in Bewegung, und ein dunkler Eingang erschien in der dicken Mauer. Drei Inquisitoren mit heruntergezogenen Kapuzen erschienen in der Öffnung. Sie stiegen eine enge Treppe hinauf, die aus dem Dunkel kam; hinter ihnen schloß der Block sich wieder. Es dauerte nur zwei Sekunden, einen Blitzschlag lang! Aber diese zwei Sekunden reichten dazu aus, daß ein roter Schein aus irgendeinem unterirdischen Saale das Zimmer erhellte, und daß ein furchtbares Durcheinander herz-

zerreißender Jammertöne, so grell und schrecklich, daß es unmöglich war, das Alter und Geschlecht der Schreienden zu unterscheiden, das Gemach erfüllte; es war, als ob plötzlich die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte.

Dann wieder tiefe Stille ringsum.

Ein kühler Hauch wehte durch die weiten Gänge des Palastes, über deren Steinplatten nur hie und da ein verlorener Sonnenstrahl huschte oder ein Inquisitor auf leisen Sandalen daherschritt.

Torquemada sprach ein paar Worte mit leiser Stimme.

Einer der Inquisitoren ging hinaus und ließ gleich darauf zwei junge Menschen vor sich eintreten; fast Kinder, ein Jüngling und ein junges Mädchen, er achtzehn, sie höchstens sechzehn Jahre alt.

Die feine Bildung ihres Gesichtes und ihre aristokratischen Züge bezeugten ihre vornehme Abkunft; auch ihre kostbare Kleidung, die höchste Eleganz mit größter Einfachheit verband, bekundete, daß sie aus vornehmen Familien stammten. Man glaubte das berühmte Paar von Verona, Romeo und Julia, vor sich zu sehen. Mit naiv erstauntem Lächeln und offenbar etwas verlegen und errötend, sich einander hier gegenüberzustehen, blickten beide auf den heiligen Greis.

„Meine lieben, guten Kinder," sagte Thomas von Torquemada, indem er ihr Haupt segnend mit den Händen berührte, „ihr liebt einander nun über ein Jahr; für eure Jugend bedeutet das schon eine

lange Zeit! Ihr liebt euch mit einer so keuschen und innigen Liebe, daß ihr, wenn ihr euch mit niedergeschlagenen Augen in der Kirche begegnet, einander kaum anzusehen wagt. Da ich dies weiß, habe ich euch heute morgen zu mir beschieden, um euch durch die Ehe zu verbinden, wie dies von euren Familien längst beschlossen ist. Euere mächtigen und vornehmen Familien sind davon in Kenntnis gesetzt, daß ich euch mit dem heiligen Sakrament der Ehe segnen werde. Ein Palast, euer künftiges Heim, erwartet euch und wird zu euerem Hochzeitsfeste hergerichtet und geschmückt. Bald werdet ihr dort sein, euerm Rang entsprechend glücklich darin leben, und ohne Zweifel werden liebliche Kinder, Blumen des Christentums, um euch erblühen.

Oh, ihr tut wohl daran, euch zu lieben, ihr auserkorenen jungen Herzen! Auch ich kenne die Liebe, ihr Hangen und Bangen, ihre Tränen, ihre Angst, ihr seliges Entzücken! Mein Herz verzehrt sich in Liebe, denn die Liebe allein ist das Gesetz des Lebens, das Siegel der Heiligkeit. — Wenn ich es daher übernommen habe, euch schon jetzt zu vereinigen, so geschieht dies, damit der Urquell der Liebe, der in Gott selbst ist, nicht durch zu fleischliche Gelüste, durch unlautere Begierde in euch getrübt werde; durch zu lange Verzögerung des rechtmäßigen Besitzes entflammen die Sinne junger Verlobten oft zu unheiliger Glut! Schon fingen euere Gebete an, zerstreut zu werden. Die stete Wiederholung euerer Wünsche fing an, ihre Reinheit zu trüben. Ihr seid zwei Engel, die, um sich der Wirklichkeit ihrer Liebe

bewußt zu werden, danach dürsten, sie zu befriedigen, ihre Genüsse auszukosten, sich zu besitzen!

Es sei so! Ihr seid hier in dem Zimmer des Glücks! Ihr werdet nun die ersten Stunden eurer Ehe hier verleben, dann werdet ihr mich hoffentlich dafür segnen, daß ich euch, euch selbst, d. h. Gott zurückgegeben habe, und ihr werdet zurückkehren in die Welt, um ein würdiges Leben zu führen in dem hohen Stande, für den Gott euch bestimmt hat."

Auf einen Wink des Großinquisitors entkleideten die Inquisitoren rasch das reizende Paar, das so bestürzt, vielleicht auch so entzückt über diese plötzliche Wendung des Geschickes war, daß es auch nicht den kleinsten Widerstand leistete. Wie zwei herrliche Statuen standen die zwei einander gegenüber. Dann fühlten sie sich von duftenden, weichen Lederbanden umschlossen, die sie sanft gegeneinanderpreßten, und so — Herz an Herz und Lippe an Lippe wurde das junge Paar, dessen Bewegungen durch die elastischen, aber starken Bande gehemmt waren, aufgehoben und auf das eheliche Bett getragen.

Im nächsten Augenblicke hatte man sie allein gelassen, zu ihrer großen Freude, die bald ihre Verwirrung besiegte. So groß war das Entzücken, das sie empfanden, daß sie unter heißen Küssen einander zuflüsterten:

„Oh, könnte es nur in alle Ewigkeit so bleiben!"

— — Aber nichts hienieden dauert ewig, ihre zärtliche Umarmung währte nur — — 48 Stunden!!!

Dann kamen die Inquisitoren wieder, öffneten die nach den Gärten zu gelegenen Fenster und ließen die reine Luft herein. Die Fesseln der Liebenden wurden gelöst, ein Bad, dessen sie sehr bedurften, belebte sie etwas. Als sie wieder angekleidet waren und leichenblaß, stumm und ernst, mit eingesunkenen Augen, kaum imstande, sich aufrecht zu erhalten, dastanden, erschien Torquemada, der düstere Greis. Er segnete sie und zischte ihnen ins Ohr:

„Jetzt, meine Kinder, nachdem ihr die schwere Prüfung des Glücks durchgemacht habt, gebe ich euch dem Leben und eurer Liebe zurück! – Ich glaube, daß eure Gebete zu Gott jetzt weniger zerstreut sein werden als vorher!“ – —

Ein feierliches Gefolge führte sie in ihren festlich geschmückten Palast, wo ihre Familien sie mit freudiger Aufregung erwarteten.

Aber während des Hochzeitsfestes bemerkten die Festgenossen nicht ohne Erstaunen ein gewisses gequältes Benehmen zwischen den beiden jungen Ehegatten, sie sprachen nur wenig, ihre Blicke wandten sich voneinander ab.

Fast voneinander getrennt, lebte jeder von ihnen in seinen eigenen Gemächern; sie starben ohne Nachkommenschaft, und niemals wieder umarmten sie einander — aus Furcht . . . aus Furcht — — — das noch einmal zu erleben! — —

# Tse-i-la's Abenteuer

Vom Norden Tonkins bis tief in das Innere des Reiches der Mitte erstreckt sich die Provinz Kwang-si. Das Land ist mit Reisfeldern bedeckt, und in den Städten mit den aufgestülpten Dächern herrschen noch halbtartarische Sitten.

In diesen Gegenden ist es der heitern Lehre Lao-Tseus noch nicht gelungen, den Glauben an die Poussahs, die Schutzgeister des chinesischen Volkes, zu verdrängen. Dank dem Fanatismus der Bonzen hat sich dieser Glaube hier fester erhalten als selbst in den entlegensten Gebieten des großen Reiches. Er weicht insofern von dem Glauben der Mandschu ab, als er eine persönliche Teilnahme der Götter an den Angelegenheiten der Menschen anerkennt.

Der vorletzte Vizekönig dieses ungeheuren kaiserlichen Gebietes, Tse-Tang, stand in dem Rufe, ein sehr kluger, aber auch geiziger und grausamer Despot zu sein. Wir teilen hier das seltsame Geheimnis dieses Fürsten mit, durch das es ihm gelang, unbeirrt von aller Mißgunst, ohne Sorge und Gefahr das Ende seiner Tage zu erreichen, obwohl er von dem Volke gehaßt wurde und viele nach seinem Leben trachteten.

Es war an einem Sommertage, ungefähr zehn Jahre vor dem Tode Tse-Tangs. Die Mittagssonne war so glühend heiß, daß sie die Teiche austrocknete, das Laub welken machte und die Staubwolken, die

ein heißer Wind aufwirbelte, rötlich färbte. Sie warf ihre heißen Strahlen auf die terrassenförmig aufgebauten Kioske des Häusergewirres, das sich Nan-Tsang nennt. Tse-Tang befand sich in dem kühlsten Saale seines Palastes. Er ruhte auf einem schwarzseidenen Polster, das mit Perlmutterblumen und goldenen Winden bestickt war. Er stützte das Haupt auf die Hand, das Zepter lag auf seinen Knien. Hinter ihm stand die Kolossalstatue Fos, des unaussprechlichen Gottes. Auf den Stufen seines Thrones standen seine Leibwachen in schwarzen Lederkleidern, mit Pfeil und Bogen und scharfen Äxten bewaffnet. Zu seiner Rechten stand sein Lieblingshenker und fächelte ihn.

Die Blicke Tse-Tangs irrten über die Mandarinen, die Prinzen seines Hauses und die Würdenträger seines Hofes. Der König wußte, daß er gehaßt wurde; er glaubte sich von Mördern umgeben und betrachtete mißtrauisch die verschiedenen Gruppen, die miteinander plauderten. Er wußte nicht, wem er trauen könne; er wunderte sich eigentlich nur darüber, daß er noch am Leben war. Schweigend und düsterer Miene träumte er vor sich hin.

Ein Vorhang wurde zurückgezogen und ein Offizier trat ein, der einen unbekannten jungen Mann am Zopfe hereinführte. Der Jüngling hatte ungewöhnlich helle, klare Augen und ein schönes Gesicht. Er trug ein Gewand von roter Seide und einen silbergestickten Gürtel. Er verneigte sich tief vor Tse-Tang.

Auf einen Wink des Königs sagte der Offizier: „Sohn des Himmels! Dieser junge Mann erklärt,

ein gemeiner Bürger der Stadt zu sein und Tse-i-la zu heißen. Er behauptet, daß die unsterblichen Poussahs ihn mit einer geheimen Mission an dich gesandt hätten und will dir den Beweis davon liefern oder den ‚langsamen Martertod' sterben."

„Sprich!" sagte Tse-Tang.

Tse-i-la richtete sich hoch auf. „Herr," sagte er mit ruhiger Stimme, „ich weiß, was mich erwartet, wenn ich mein Wort nicht halte. In dieser Nacht haben die Poussahs sich mir in einem schrecklichen Traume offenbart, sie haben mir ein inhaltsschweres Geheimnis anvertraut. Wenn du dich herablassen willst, mir zuzuhören, so wirst du erkennen, daß es nicht irdischer Herkunft ist, denn es wird einen vollständig neuen Sinn in dir erwecken. Sein Besitz verleiht dir sofort eine geheimnisvolle Kraft. Wenn du nämlich deine Augen schließest, wirst du in dem Raume, der zwischen deinen Augen und den Lidern liegt, deutlich die Namen derjenigen lesen können, die sich gegen deine Herrschaft auflehnen oder nach deinem Gelde trachten, und zwar in demselben Augenblick, in dem sie den endgültigen Plan dazu fassen. Es wird also in Zukunft ganz unmöglich sein, dich zu überrumpeln oder einen Staatsstreich auszuführen. Dein Alter wird ungetrübt, deine Herrschaft unbestritten sein. Ich, Tse-i-la, schwöre dir hier bei dem großen Fo, dessen Bild seinen Schatten über uns wirft, daß es sich mit der Zauberkraft meines Geheimnisses genau so verhält, wie ich dir sagte!"

Bei dieser verblüffenden Mitteilung lief ein Zittern durch die Versammlung, alles schwieg. Jeder blickte

prüfend auf den jungen Unbekannten, der ohne zu beben sich als Träger und Mitwisser eines göttlichen Geheimnisses bekannte. Einige versuchten zu lächeln, wagten jedoch nicht, einander anzusehen, und mancher erblaßte bei den Worten Tse-i-la's. Tse-Tang bemerkte diese verräterische Verwirrung sehr gut.

Um seine Unruhe zu verbergen, rief der eine der Prinzen: „Wir haben es hier mit einem Unsinnigen zu tun, der von Opium berauscht ist!"

Die Mandarinen schöpften Mut, sie meinten:

„Die Poussahs offenbaren sich nur sehr alten Bonzen, die als Einsiedler in der Wüste leben."

Einer der Minister aber erklärte: „Uns kommt es zu, hier zu entscheiden, ob das sogenannte Geheimnis dieses Jünglings es wert ist, der hohen Weisheit des Fürsten unterbreitet zu werden."

Worauf die Offiziere zornig riefen:

„Vielleicht ist er selbst einer derjenigen, deren Dolch nur auf einen unbewachten Augenblick wartet, um die Brust des Herrn zu treffen. Man soll ihn verhaften!"

Tse-Tang streckte sein Zepter schützend über den Jüngling und sagte ruhig: „Fahre fort!"

Tse-i-la fächelte sich mit einem kleinen Fächer aus Ebenholz, dann sagte er: „Wenn es möglich wäre, Tse-i-la selbst durch die schrecklichsten Folterqualen dazu zu zwingen, sein Geheimnis jemand anderem als dem Könige zu verraten, dann bin ich sicher, daß die Poussahs, die uns hier unsichtbar umgeben, ihn nicht zum Träger ihrer Botschaft gewählt hätten. Nein, ihr Fürsten, ich habe keinen Opiumrausch, ich

bin nicht von Sinnen, und ich trage keine heimlichen Waffen. Aber vernehmt, was ich sage! Wenn ich für den Fall, daß mein Geheimnis zu leicht befunden würde, mich bereit erklären will, den langsamen Martertod zu sterben, so fordere ich dagegen, wenn es sich wirklich so verhält, wie ich Euch sage, eine Belohnung, die meiner würdig ist. Du allein, o König, sollst nach Recht und Billigkeit entscheiden, ob ich den Preis verdiene, den ich von dir fordere. Wenn du, und zwar in demselben Augenblicke, wo ich zu dir gesprochen, in deinen geschlossenen Augen die verheißene Kraft verspürst, wenn das Wunder sich also an dir erfüllt, dann wirst du mir, den die Götter dadurch, daß sie mich mit ihrer Weisheit erfüllt haben, dir ebenbürtig gemacht haben, deine Tochter Li-Tien-Se zum Weibe geben, wirst mir die Würde eines Mandarinen verleihen und noch dazu 50 000 Goldstücke auszahlen lassen!"

Als er das Wort „Goldstücke" sagte, stieg eine verräterische Röte in Tse-i-la's Wangen, die er jedoch geschickt durch das Spiel seines Fächers zu verbergen wußte. Die ungeheure Belohnung, die er forderte, verursachte ein Lächeln bei den Höflingen und ärgerte besonders den König, dessen Geiz und Hochmut sie verletzte. Ein grausames Lächeln spielte um seine Lippen, als er den Jüngling ansah, der ruhig und unbeirrt fortfuhr:

„Ich erwarte dein königliches Versprechen, Herr! Schwöre bei Fo, dem unaussprechlichen Gott, der den Meineid rächt, daß du, je nachdem du mein Geheimnis kostbar oder wertlos befunden, mir die geforderte

Belohnung gewähren oder mich sterben lassen wirst, auf welche Art es dir gefällt."

Tse-Tang erhob sich:

„Ich schwöre es!" sagte er. „Nun folge mir."

Einige Augenblicke später befanden sich der König Tse-Tang und Tse-i-la ganz allein in einem der unterirdischen Kerker des Palastes. Der Jüngling war mit festen Banden an eine Säule gefesselt. Eine vom Gewölbe herabhängende Lampe warf ihren Schein auf die jugendliche Gestalt. Der König stand etwa drei Schritte vor ihm; er lehnte sich an die Türe des Gewölbes; seine rechte Hand stützte sich auf die Stirn eines bronzenen Drachen, dessen einziges Auge Tse-i-la anzusehen schien. Der Schein der Lampe fiel hell auf Tse-Tangs grünes Gewand und ließ die Edelsteine funkeln, mit denen sein Halsband geschmückt war.

Hier, tief unter der Erde konnte niemand sie belauschen.

„Ich höre zu!" sagte Tse-Tang. „Herr," begann Tse-i-la, „ich bin ein Schüler des wunderbaren Dichters Li-Tai-pe. Die Götter haben mir Talent verliehen, wie sie dir die höchste Macht geschenkt haben. Sie haben zu ihrer Gabe noch die Armut hinzugefügt, damit ich meine Gedanken gebrauchen lernte. Ich dankte ihnen täglich für so viel Gunst und friedlich und wunschlos lebte ich dahin. Da sah ich eines Abends auf der erhöhten Terrasse deines Palastes über deinen Gärten Li-Tien-Se, deine schöne Tochter. Der Mond beleuchtete sie und zu ihren Füßen dufteten die bunten Blüten der Bäume, die der leise

Nachtwind ihr zuführte. Von diesem Abende an hat mein Pinsel aufgehört, Buchstaben zu malen und ich fühlte in mir, daß auch sie von dem Feuer ergriffen war, das in meiner Brust glühte. — Aber das nutzlose Sehnen und Schmachten verzehrte mich; lieber wollte ich den schmerzlichsten Tod erleiden! So beschloß ich, durch eine kühne Tat, durch eine fast göttliche List mich dir und deiner Tochter ebenbürtig zu machen."

Tse-Tang drückte mit einer ungeduldigen Bewegung auf das Auge des Drachen. Die beiden Flügel einer Türe öffneten sich geräuschlos vor Tse-i-la und ließen ihn in einen zweiten vor ihm liegenden Kerker sehen.

Drei Männer in Lederkleidern waren dort an einer Kohlenpfanne beschäftigt, Marterinstrumente glühend zu machen. Vom Gewölbe fiel eine sehr dicke, seidene Schnur herab, die sich unten in feine Flechten auflöste, und unter derselben bemerkte man einen feinen Drahtkäfig, der eine kleine runde Öffnung hatte.

Das, was Tse-i-la da sah, waren die Vorbereitungen zu dem langsamen Foltertod. Nachdem der Verurteilte von den Henkern in grausamster Weise mit glühenden Zangen gekniffen und gemartert worden, wurde die seidene Schnur um die rechte Hand geschlungen und das Opfer daran in die Höhe gezogen. Darauf wurde der Daumen der linken Hand an der großen Zehe des rechten Fußes gefesselt, der Drahtkäfig über den Kopf gestülpt und eng um den Hals befestigt, nachdem man zwei ausgehungerte Ratten hineingesetzt hatte. Die Henker schaukelten das un-

glückselige Opfer noch einige Male hin und her und ließen es dann allein in der Dunkelheit, um erst nach zwei Tagen wieder nach ihm zu sehen.

Bei diesem Anblick, der auch den kaltblütigsten mit Grausen erfüllt hätte, sagte der junge Dichter ganz ruhig:

„Du vergißt, daß außer dir niemand hören darf, was ich dir zu sagen habe."

Die Flügeltüren schlossen sich wieder.

„Nun heraus mit deinem Geheimnis," brummte Tse-Tang.

„Mein Geheimnis, Tyrann! Das ist, daß mein Tod unfehlbar noch heute Abend auch deinen Tod herbeiziehen wird," sagte Tse-i-la mit leuchtenden Augen. „Mein Tod? Verstehst du es nicht, daß alle, die da oben zitternd deiner Rückkehr harren, darauf hoffen? Würde nicht mein Tod das Zugeständnis der Wertlosigkeit meines Versprechens sein? Welche Freude, über deine betrogene Leichtgläubigkeit zu spotten! Mein Tod ist das Signal zu deinem Verderben! Wütend über die ausgestandene Angst und nun erst recht angespornt zu ihrem geheimen Wunsch würde ihr Haß, wenn deine Hoffnung so getäuscht worden, sogleich zum Ausbruche kommen! Rufe deine Henker herbei: ich werde gerächt werden! Denn das sage ich dir, von dem Augenblicke an, wo du mich sterben läßt, wirst du dein eigenes Leben nur noch nach Stunden zählen. Und wie das so der Brauch ist, deine Kinder gehen mit dir unter, selbst Li-Tien-Se, deine holde Tochter, wird von den Mördern hingeschlachtet werden!

Ja, wenn du wirklich ein weiser Fürst wärest! Nehmen wir einmal an, du würdest mit strahlendheiterem Gesichte, die Hand auf meine Schulter gestützt und von deinen Leibwachen umgeben, in den Thronsaal zurückkehren. Du würdest mich mit fürstlichen Gewändern bekleiden und dann Li-Tien-Se, deine holde Tochter, das Licht meines Lebens, zu dir bescheiden lassen! Und nachdem du uns miteinander vermählt, würdest du deinem Schatzmeister befehlen, mir 50000 Goldstücke auszuzahlen! Ich schwöre dir, daß bei einem solchen Anblicke deine Höflinge, deren Dolch jetzt im Dunkeln gegen dich gezückt ist, zitternd zu Boden fallen und es niemals wieder wagen würden, auch nur einen feindlichen Gedanken gegen dich zu hegen. — Denke also nach! Man weiß wie klug und umsichtig du im Staatsrate bist. Man wird es für unmöglich halten, daß ein eitles Hirngespinst in wenig Augenblicken den bisher so sorgenvollen Ausdruck deines Gesichtes in eine heilige, siegreiche Ruhe verwandeln könnte. — Man weiß, du bist grausam, — — und du läßt mich leben; du bist hinterlistig — und du hältst mir deinen Eid; du bist geizig — und du gibst mir soviel Gold! Man weiß, daß du mit Recht stolz auf deine Tochter bist — und du gibst sie mir, dem Unbekannten, zum Weibe, nur um einer Mitteilung willen!! Welcher Zweifel könnte da noch bestehen? Das ist der einzige wirkliche Wert des Geheimnisses, daß deine Umgebung fest davon überzeugt ist, daß du es kennst! Es handelt sich wirklich nur darum, diese Überzeugung zu schaffen! Und das habe ich getan! Sieh, ich habe die hohe Gold-

summe, sowie die Würde, die ich verachte, nur deshalb gefordert, um durch die Größe des Preises die furchtbare Wichtigkeit meines Geheimnisses zu zeigen.

König Tse-Tang! Ich, der arme Tse-i-la, der durch deinen Befehl an diese Säule gefesselt ist und einem schrecklichen Tode entgegensieht, ich singe das Lob meines herrlichen Meisters Li-Tai-pe, der mich mit Lichtgedanken erfüllt hat! Ich erkläre dir, wie du handeln mußt, wenn du weise handeln willst. Kehre mit erhobener Stirn und mit strahlendem Antlitz auf meinen Arm gelehnt, zu deinem Hofe zurück. Bekenne laut, daß dir eine göttliche Gnade widerfahren ist und daß du darum auch Gnade üben und für diesmal deinen Widersachern vergeben willst. Aber warne sie, sage ihnen, daß du in Zukunft ohne Gnade und Barmherzigkeit die Schuldigen treffen wirst! — Befiehl, daß deinem Volke Feste veranstaltet werden und bestelle Dankesopfer zu Ehren Fos, des großen Gottes, der mir diese göttliche List eingegeben hat. Ich aber werde morgen verschwinden. Dank deinem Golde werde ich mich mit der Auserkorenen meines Herzens an irgendeinem entfernten Orte niederlassen. Von der Würde eines Mandarinen, die deine Großmut mir verleihen wird, werde ich niemals Gebrauch machen. Ich verzichte gern darauf, einer deiner Würdenträger zu sein, denn es ist mein einziger Ehrgeiz, ein Fürst im Reiche der Gedanken zu sein. Du weißt es nun, daß Gott mir ein ebenso tapferes Herz und ebenso viel Klugheit gegeben, wie den Edelsten deiner Umgebung. Und deshalb kann ich so gut wie einer deiner Gro-

ßen mein Auge auf eine Königstochter werfen. Du aber wirst unter dem Schutze dieses Geheimnisses herrschen und wenn du gerecht und weise sein wirst, so wird es dir leicht sein, den Haß, mit dem man dich bis jetzt verfolgt, in Liebe zu verwandeln und deinen Thron neu zu befestigen! Dies ist mein Geheimnis, o König, ich kann dir kein anderes mitteilen. Erwäge nun selbst, wähle, entscheide! Ich bin zu Ende!"

Tse-i-la schwieg.

Unbeweglich stand Tse-Tang und schien in Nachdenken verloren.

Dann näherte er sich dem jungen Manne, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm, ein Raub unbeschreiblicher Gefühle, lang und fest in das Auge.

Endlich zog er sein Schwert, zerschnitt die Banden Tse-i-la's, warf ihm seine reich mit Edelsteinen geschmückte Halskette um den Hals und sagte: „Komm mit!"

Und sich auf den Arm des Jünglings stützend, stieg er langsam die Stufen des Kerkers hinauf.

Tse-i-la, den der Triumph seiner List und sein plötzliches Glück ein wenig verwirrte, betrachtete das Geschenk des Königs.

„Was, auch noch diese Steine," murmelte er, „warum denn hat man dich verleumdet und gesagt, daß du geizig bist? Das ist mehr, als du mir versprochen! Was will der König mit diesem Halsbande bezahlen?"

„Deine Beleidigungen!" antwortete verächtlich Tse-Tang, indem er die Türe zum Lichte des Tages öffnete.

# Das Ringſpiel

Die Goldfackeln der Abendsonne warfen — wie Herbstesrosen — mitten durch mattviolette Flockenwölkchen glitzernde Edelsteine auf die Blätter einiger alter Bäume, die, noch feucht vom Gewittersturm, den Rasenplatz umkränzten. Der Garten lag zwischen den efeubewachsenen Mauern zweier Häuser in diesem stillen Stadtteile von Paris; ein Gitter mit vergoldeten Spitzen trennte ihn von der Straße. Die wenigen Leute, die dort vorbeikamen, konnten am Ende des Gartens das Wohnhaus sehen mit seiner hübschen Fassade und der unter der Markise im Halbschatten liegenden Freitreppe.

Da, auf dem Rasen, einsam im Abendleuchten, warfen drei blonde Kinder ihre Reifen — vierzehn, zwölf und zehn Jahre — o Blütenunschuld! — Eulalie, Bertrande und Cäcilie Rousselin, ein wenig drollig in ihren schwarzen Kleidchen. Lachend vor Lust — — und in tiefer Trauer — — so ist die Jugend! — werfen sie sich mit den leichten Mahagonistäben die roten, goldumwundenen Ringe zu.

Ja, die schöne Frau Rousselin hatte ihren verstorbenen Gatten geliebt — der übrigens im Handel mit Kunstbronzen ein hübsches Vermögen erworben hatte — und die zärtliche und verführerische Hausfrau, diese Perle eines guten Bürgers, hatte sich nun hierhin mit ihren Töchterchen seit den zehneinhalb Monaten ihrer Witwenschaft, die ihr eine Ewigkeit dünkten, zurückgezogen.

In der Tat, nie war ihr Mann ihr so „ernsthaft" vorgekommen, seitdem er nun tot war. Das hatte ihn in den tränenden Augen der schönen Witwe verklärt. So fand sie in ihrer traurigen Zärtlichkeit ein Vergnügen daran, alle vierzehn Tage mit ihren drei kleinen Mädchen zum Kirchhof zu gehen, um an den weißen Mauern, die sie vorsorglich von oben bis unten mit Nägeln hatte versehen lassen, große Kränze aufzuhängen. Auf diesen Kränzen las man in Perlenbuchstaben „Meinem lieben Väterchen" oder „Meinem teuersten Gatten". Manchmal bei besondern Gelegenheiten ging sie allein zum Friedhof und hing dann mit schwermütigem, unbeschreiblichem Lächeln einen andern Kranz auf, der die Worte trug: „Denke daran!" Ja, selbst gegenüber Verstorbenen haben die Frauen noch Zärtlichkeiten, die die rohere Phantasie des Mannes nie verstehen kann, — für die aber die Toten gewiß nicht unempfindlich sind.

Trotzdem hatte die schöne Frau Rousselin, als tüchtige Hausfrau, bei der das Gefühl nicht die Berechnung ausschloß, schon nach den ersten drei Monaten herausbekommen, wie teuer ihr diese Kränze, die sie einzeln kaufte, kamen, und wie schnell sie verwelkten. Als sie daher in der Zeitung eine Annonce las, die künstliche Totenkränze anpries — hoch modern! galvanisierte! unzerstörbar! — da hatte sie sich gleich ein paar Dutzend davon gekauft, die sie kühl im Keller aufbewahrte und von denen sie alle vierzehn Tage einige dem teueren Verstorbenen brachte.

Die drei Kinder, deren goldene Locken auf den schwarzen Blusen hin und her hüpften, hörten plötz-

lich auf zu spielen, denn in der offenen Türe erschien ihre schöne, ernste Mama, ganz in schwarz und bleich in ihrer Verlassenheit. Sie hielt drei von den neuen Kränzen in der Hand, die sie, wie um den feierlichen Eindruck ihrer Worte noch zu erhöhen, auf den Gartentisch legte.

„Nun sammelt euch ein wenig, Fräuleinchen! Ihr habt genug gespielt: vergeßt ihr denn, daß wir morgen gehen werden zu dem, der nicht mehr ist?"

Gewiß, daß man ihr aufs Wort gehorchen würde, trat die schöne Frau Rousselin wieder ins Haus, jedenfalls, um in der Einsamkeit ihres Zimmers noch mehr ihren stillen Träumen nachgehen zu können.

Eulalie, Bertrande und Cäcilie Rousselin, deren fröhliches Gelächter eben noch wie Vogelgezwitscher zum Himmel geflogen war, traten still und nachdenklich an den Tisch heran.

— „Ja, es ist wahr - armer Papa!" sprach leise und träumerisch Eulalie, die hübsche Älteste. Sie nahm einen Kranz und las zerstreut: „Meinem heißgeliebten Gatten".

„Wir hatten ihn so lieb!" seufzte Bertrande, die mit den Blauaugen, in denen Tränen glänzten. Und achtsam nahm sie einen zweiten Kranz und blickte auf die Inschrift: „Meinem teuern Väterchen!"

„Aber gewiß! Sehr lieb!" rief Cäcilie, die Jüngste, und noch glühend vom Spiel nahm sie den dritten Kranz — „Gedenke mein!" — und warf ihn, wie um ihre Worte zu bekräftigen, hoch in die Luft.

Glücklicherweise fing ihn die Älteste, die noch ihren Stab in der Hand hielt, wieder auf. Der Kranz

drehte sich um den Stab, flog — dank einer unwillkürlichen Bewegung Eulaliens — wieder in die Höhe und wurde nun von Bertrande aufgefangen. Wieder flog er auf — „Gedenke mein!“ — und kreuzte sich in der Luft mit dem „Meinem teuren Väterchen“ und dem „Meinem heißgeliebten Gatten“, die Cäcilie, gegen ihren Willen, auch in die Luft hatte werfen müssen.

Und so kam's, daß einen Augenblick später die drei unschuldigen Kinder wieder auf dem Rasenplatz waren und sich statt der Reifen die Kränze zuwarfen — träumerisch, in den letzten Strahlen der Abendsonne.

# Der Zar und die Nachteulen

1880

Die bevorstehende Krönung des neuen Zaren erinnert mich an eine Reihe von Umständen, deren geheimnisvoller Zusammenhang bei manchem vielleicht das Gefühl jener seltsamen „Sympathien" erwecken dürfte, von denen Swedenborg spricht. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die Wirklichkeit manchmal in einem phantastischen Spiel merkwürdig zusammentreffender Umstände die äußerste Grenze des Wunderbaren überschreitet.

Im Frühsommer 1870 gab der Großherzog von Sachsen-Weimar dem Zar Alexander dem Zweiten ein kunstvoll geleitetes Fest. Mehrere Fürsten Deutschlands waren dazu eingeladen. Es sollte, wenn ich nicht irre, die Verlobung einer sächsischen Prinzessin mit dem Großfürsten Wladimir, dem Bruder des Zarewitsch, in die Wege geleitet werden.

Das Programm umfaßte ein Fest in Eisenach und die Aufführung der Hauptwerke Wagners in dem kleinen, aber sehr guten Theater in Weimar.

Ich kam am Vorabende des Festes im Hotel „Zum Erbprinzen" an und saß abends an der Table d'hôte Liszt gegenüber, der inmitten seines weiblichen Hofes Champagner trank und sein geistliches Kleid bequem genug zu tragen schien. Zu meiner Linken plauderte eine junge Stiftsdame vom österreichischen Hofe, die ein kleines Stumpfnäschen hatte, was damals sehr beliebt war — die aber im Gegensatze dazu so streng tugendhaft war, daß man sie „Sainte Roxelane"

nannte. Um den Tisch herum lief Olga de Janina, die phantasievolle Kunstschützin. Wir waren ganz unter Künstlern, man gab sich ohne allen Zwang.

Zu meiner Rechten saß dick und breit ein Kammerherr des Zaren, Graf Phedro, ein Fünfziger, der mehr als sechs Fuß hoch war, übrigens ein berühmtes Original.

Nachdem wir zwei oder drei höfliche Worte gewechselt hatten, waren wir schon näher bekannt miteinander geworden.

Er war ein alter Pole, der sich jedoch zu praktischen Ideen bekehrt hatte, ein vollendeter Höfling, vor dessen liebenswürdigem Lächeln sich die schwierigsten Fragen leicht lösten. Ich erfuhr später, daß seine Stellung eine Sinekure sei, die die Gnade des Kaisers für ihn besonders geschaffen hatte. Sein Anzug zeigte eine etwas vernachlässigte Eleganz, auf dem Kopfe trug er einen unmöglichen Hut, ein Ding von unbestimmter Form, wie der Hut eines Trunkenboldes, der schon zwanzigmal hin- und hergeworfen war. Und gerade darauf war er stolz. Das schien der bedeutendste Punkt seiner Persönlichkeit zu sein, die übrigens schon ein wenig aus den Angeln gegangen war. Im übrigen war er ein liebenswürdiger Plauderer, ein feiner, sehr gebildeter Kenner. — Warum erzähle ich eigentlich von ihm? — Wie oberflächlich auch unsere Bekanntschaft war, er hat sich nun mal meinem Gedächtnis eingeprägt.

„Sie sind hier in Begleitung Seiner Majestät?" frug ich ihn.

„Nein," antwortete er, „ich bin nur privatim in Weimar, ein Liebhaber der Kunst."

Auf eine allgemeine Frage über die moderne Bewegung in seinem Adoptivvaterlande antwortete er:

„In unsern Tagen wird der Zar nur von den tausend Augen der kleinen russischen Aristokraten, von dem stets unzufriedenen Hochadel schief angesehen. Eure Freiheitsideen sind dort ohne Spitze. Die freigelassenen Leibeigenen kommen von selbst, um sich wieder zu verkaufen. Alle sind für den Kaiser! Nicht zu Füßen des Zaren, nein, nur in seiner nächsten Umgebung leuchten ihm Unglückssterne."

Wir tranken Kaffee und rauchten eine Zigarre. Währenddessen gab mir Phedro gute Ratschläge, wie man im Leben vorankommen könne, und ich lauschte den Worten des gewandten Hofmannes mit jener traurigen Verachtung, die sich nur hinter tiefem Schweigen verbergen kann.

Man erhob sich; mein Reisegefährte, der Dichter Catulle Mendès, kam auf mich zu.

„Der Großherzog wird heute abend bei Liszt erscheinen; er wünscht, daß ihm dort die französischen Gäste vorgestellt werden. Liszt schickt mich zu dir, um dich zu bitten, ganz freundschaftlich eine Tasse Tee bei ihm zu trinken. Bring eines deiner Manuskripte mit!"

„Gut!" antwortete ich.

Gegen 9 Uhr, nach einer halb offiziellen Vorstellung bei Liszt, bat mich der Großherzog, ein schlanker Mann von 38—40 Jahren, irgend etwas

vorzulesen; ich setzte mich unter einen Kandelaber an ein Pfeilertischchen. Er saß mir gegenüber und stützte die Ellenbogen auf. Ungefähr zwanzig Freunde des Weimarer Hofes, sowie einige Fremde saßen um mich herum, und ich las etwa zehn Seiten aus einem tollen und unheimlichen, aber zeitgemäßen Possenstück „Tribulat Bonhommet".

Es gibt Abende, an denen alles zur Fröhlichkeit aufgelegt ist. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich einen solchen getroffen, ich hatte einen ungeheuren Erfolg, überall wütendes Gelächter.

Diese fast krampfhafte Lustigkeit bemächtigte sich auch der ernstesten Zuhörer, so daß sie die Etikette darüber ganz vergaßen. Unter anderm bemerkte ich, daß der Großherzog buchstäblich Tränen in den Augen hatte. Ein ernster Offizier vom Gefolge des Zaren lachte zum Ersticken und mußte sich zurückziehen; wir hörten im Vorzimmer die kolossalen Ausbrüche seines Lachens, dem er sich dort ganz ungeniert hingab. — Es war ganz toll, und ich bin überzeugt, daß, wenn S. K. Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar morgen diese Zeilen lesen wird, er sich eines Lächelns nicht erwehren wird, wenn er jenes Abends gedenkt.

Am andern Morgen strahlte die Sonne hell über dem köstlichen, von waldbesetzten Höhen umkränzten Tal von Eisenach und beleuchtete die Zinnen der stolzen Wartburg. Die fünfzehn- oder zwanzigtausend Untertanen unseres ehrwürdigen Schloßherrn überließen sich überall harmlosester Fröhlichkeit. Bierzelte mit bunten Wimpeln, Hanswurstbühnen, Musikbanden -- ein großes Fest im Freien! -- Dieses

Volk war stolz auf seine Vergangenheit und hielt sich einer großen Zukunft für würdig.

Der Großherzog, der wie ein Freund von allen geliebt und verehrt wurde, spazierte in modernem Paletot ganz allein unter den Leuten umher, überall wurde er mit freundlichstem Lächeln begrüßt.

Ich hatte morgens die Wartburg besucht. Man zeigte mir dort den schwarzen Fleck auf der Mauer, der vom Tintenfaß Martin Luthers stammte, das dieser würdige Gottesmann dem Teufel, den er seinem Schreibtisch gegenüber zu sehen glaubte, an den Schädel warf. Man zeigte mir den Gang, in dem die heilige Elisabeth das Rosenwunder vollbrachte, und den Saal des Landgrafen, wo die Minnesänger Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach durch den Sang des Venusritters besiegt wurden.

Das Fest gab uns ein Neuaufleben vergangener Jahrhunderte, die die alte Wartburg wieder in Erinnerung brachte.

Als der Großherzog mich in dem Tale bemerkte, kam er mir mit großer Liebenswürdigkeit entgegen. Während wir plauderten, grüßte er mit der Hand eine alte Dame, die fröhlich zwischen zwei hübschen Studenten daher kam. Letztere führten sie am Arme, den Hut in der Hand.

„Die da," sagte er zu mir, „ist die Künstlerin, die das Gretchen im Faust in Deutschland creiert hat. Sie wird morgen hundert Jahre alt."

Einige Augenblicke später fuhr er lächelnd fort: „Sagen Sie mal, haben Sie auf der Wartburg

auch den Bären, den Luchs, das Renntier, den Tigerwolf, den Adler, kurz die ganze Menagerie gesehen?"

Als ich bejahte, fügte er ein Wortspiel hinzu, das nur im Französischen möglich und verständlich ist, einen Kalauer, den der Großherzog gern seinen Gästen vortischte.

Er sagte: „Nun, jetzt sehen Sie auch einen Grand-Duc*) vor sich. Es gibt deren Tausende in dem Park von Weimar. Da ist das Stelldichein aller Nachtvögel Deutschlands. Ich lasse sie dort so lange leben, wie sie wollen."

Ein Kammerherr näherte sich uns; er begleitete einen Kurier des Zaren, der eine Botschaft überbrachte. Ich entfernte mich. Einen Augenblick später meldete Graf Phedro mir, daß der russische Kaiser am Abend nach Weimar kommen und der Vorstellung des Fliegenden Holländers beiwohnen werde.

Die Sonne senkte sich hinter den Hügeln und den Laubvorhängen der Eschen und Eichen, deren Blätter rotgold erschienen. Die ersten Sterne leuchteten über dem Tale hoch oben am tiefblauen Himmel. Alles rings umher war still. Dann plötzlich hörte man in der Ferne einen unsichtbaren Chor von mehr als achthundert Stimmen, der den Gesang der Pilger aus dem Tannhäuser anstimmte. Bald erschienen die Sänger selbst; in lange, braune Kutten gehüllt und auf Pilgerstäbe gestützt, schritten sie langsam den Venusberg hinauf; ihre Gestalten lösten sich deutlich

*) Grand-Duc = Großherzog; Grandue = Nachteule.

von der Dämmerung ab. Wo anders, als in diesen durchaus künstlerischen Gegenden Deutschlands sind solche phantastischen Spiele möglich? Als nach dem mächtigen Schlußsatze der Chor schwieg, erhob sich eine Stimme, zweifellos die von Betz oder Scaria, und sang das herrliche Lied Wolframs von Eschenbach an den Abendstern.

Der Minnesänger stand auf dem Gipfel des Venusberges ganz allein, wie eine Vision aus der Vergangenheit hoch über der schweigenden Menge. Die Wirklichkeit verwandelte sich in einen wunderbaren Traum. Die Wirkung war eine so gewaltige, daß der Gesang verhallte, ohne daß jemand auch nur die Idee gehabt hätte, Beifall zu klatschen. Es war wie nach einem Abendgebet.

— — Kanonenschüsse, die von der Feste herabdonnerten, zeigten an, daß das Fest vorüber sei. — Gegen acht Uhr saß ich wieder in dem großherzoglichen Zug und fuhr nach Weimar zurück. — Dort war der Zar angekommen.

Am andern Abend bekam ich einen Theaterplatz neben der witzsprühenden Frau de Monkhanoff, der Chopin die meisten seiner Mondscheinwalzer gewidmet hat, diese Geistermusik, die man abends hinter den Gittern eines verlassenen Herrenhauses zu hören glaubt. — „Sainte Roxelane“ war auch da. — Aus dem Hintergrunde der Loge warf Phedro seinen großmeisterlichen Schatten über uns.

Die doppelte Galerie, ja der ganze Saal strahlte in dem Feuer von Myriaden Diamanten, von einer

Überfülle von Orden mit kostbaren Steinen auf blauen Uniformen oder schwarzen Hoffracks. Dazwischen die feinen weißen Profile fremder Damen, die sich matt von dem roten Sammet der Logen abhoben — auch scharfe, hochmütige Blicke, die wie Degenklingen sich kreuzten.

Im Mittelpunkt — in der Loge des Großherzogs und an seiner Seite — saß der Großfürst Wladimir. Neben diesem jungen Fürsten eine Prinzessin von Sachsen-Weimar. Links in der Loge der König von Sachsen.

Rechts war die Loge des abwesenden Königs von Bayern. In der rechten Proszeniumsloge stand kalt und hoch aufgerichtet in sächsischer Uniform, das Malteserkreuz um den Hals, die Stirn von der dem Hause Romanoff eigentümlichen Melancholie umdüstert, Alexander der Zweite.

Der Klang einer Glocke ertönte, eine sofortige Dunkelheit erfüllte den Saal mit tiefem Schweigen. Die Ouvertüre zum „Fliegenden Holländer" rauschte durch den Saal. Der Trauerruf des Holländers ertönte auf den schwarzen Wogen der hohlen See, wie das alte Lied des ewigen Juden der Meere. Alle horchten. Ich blickte auf den Zaren, er lauschte ebenfalls.

Mein Geist war noch ganz eingenommen von dieser triumphierenden Musik, als ich am Ende des Abends in das Hotel „zum Erbprinzen" ging, um etwas zu essen. Dort war alles voll heller Begeisterung.

Da ich jedoch die Einsamkeit der begeistertsten Besprechung vorziehe, entschloß ich mich, allein in den

Park zu gehen, um mich durch eine Zigarre zu zerstreuen.

Ich ging hinaus und überließ die Reden den Musikkennern.

War die Nacht schön! Und erst der Park von Weimar in dieser herrlichen Nacht! — Ich ging hinein. In der Ferne links vom Gitter schimmerte ein Licht unter einem Dome von Laub. Dort war das Goethehaus, das ganz allein, einsam und verloren in dieser Einsamkeit liegt. Der Mond warf einen breiten Lichtstreifen über den Rasen, der Goethes Sterbezimmer gegenüber liegt. „Mehr Licht!" dachte ich. — Ich verlor mich in den hundertjährigen Bäumen einer Allee, deren Äste und Zweige so ineinander verwachsen waren, daß sie das Dunkel der Nacht noch mehr verfinsterten. Ich war ganz allein. —

Ich ging ungefähr eine Stunde aufs Geratewohl voran, ohne auf den Weg zu achten.

Dann bemerkte ich, daß etwa in Manneshöhe über mir, da, wo die ersten Äste der Bäume ansetzten, jeden Augenblick leise in dem Dickicht etwas rauschte, als ob sich eine Menge lebender Wesen darin bewegte.

Als ich das Dunkel der Zweige zu durchdringen suchte, erkannte ich unzählige, runde, blinzelnde und phosphorn glühende Augen. Es waren die „granducs", von denen mir der „Grand-Duc" von Weimar (mit Reverenz gesagt) erzählt hatte.

Sicher, die fühlten sich hier zu Hause! Niemand beunruhigte sie; sie wurden durch einen alten Aberglauben geschützt. Die Förster des Fürsten respektierten sie, und so saßen sie in langen Reihen auf

dicken Ästen und überließen sich ganz ihren düstern Gedanken. Manchmal durchkreuzte eine der Nachteulen in langsamem, schwerfälligem Fluge mit dumpfem Schrei die Allee. Außer diesen seltenen Flügen störte sie nichts in ihren tiefen Träumen.

Mein nächtlicher Spaziergang hatte mich zu einer Lichtung geführt, in deren Grunde ich das erleuchtete herzogliche Schloß sah. Sollte das Abendessen der Fürsten noch immer dauern? — Nun stieß ich gegen ein Hindernis, ich sah, daß es eine Bank war. Ich ließ mich ganz gefangennehmen von der Ruhe und Schönheit dieser Nacht; ich streckte mich lang aus, stützte den Ellbogen auf und ließ meine Augen über die Lichtung gleiten. Es mochte so ungefähr halb zwei Uhr sein.

Plötzlich erschien jemand vom Ausgang einer der kleineren Alleen, die zum Schlosse führen, und schritt, die Zigarre in der Hand, gerade auf mein Versteck zu.

Gewiß irgendein sentimentaler Offizier, dachte ich, während der Spaziergänger langsam auf mich zukam.

Als er jedoch in meine Allee eintrat, wurde er plötzlich ganz vom Mondlicht übergossen — ich zitterte —

„Halt, das muß der Zar sein!“ sagte ich zu mir selbst.

Einen Augenblick später erkannte ich ihn ganz genau. Ja, er war es. Dieser Mann, der aufs Geratewohl durch die dunkeln Laubgänge schritt, in denen ich allein wachte, er, den ich jetzt schon nicht mehr sah, von dem ich nur wußte, daß er noch da war und dessen Schritte ich durch die Nacht mitten in der Allee

hörte, war der mächtige Zar, Alexander der Zweite! Das seltene Ungefähr, durch das ich mich plötzlich ganz allein mit ihm befand, machte tiefen Eindruck auf mich.

Niemand folgte ihm! Kein einziger Offizier. Wahrscheinlich hatte es auch ihn gedrängt, allein zu sein und in der Stille der Nacht aufzuatmen. Ich hörte, wie seine Schritte sich mir näherten; er konnte mich nicht sehen. Ungefähr drei Schritte von mir entfernt leuchtete seine Zigarre plötzlich auf, und ihr Widerschein auf seinem vergoldeten Kragen erhellte für einen Augenblick seinen leicht ergrauten Bart, sowie das weiße Malteserkreuz. Es war wie ein Blitz, der flüchtig, aber in unvergeßlicher Weise die tiefe Dunkelheit durchschnitt. Ohne mich zu bemerken, ging er an mir vorbei, und ich sah ihn sich nach einer seitwärts gelegenen Lichtung entfernen, die ungefähr dreißig Schritte von meiner Bank entfernt lag. Da sah ich, wie der Zar plötzlich anhielt und einen langen Blick nach Osten warf, wo bald die Morgendämmerung herannahen mußte. Heftig riß er mit beiden Händen das Gezweige des hohen Unterholzes auseinander, und die Augen in die Ferne gerichtet, blieb er, ab und zu an seiner Zigarre ziehend, unbeweglich stehn.

Aber das Geräusch der auseinander gedehnten und geknickten Zweige hatte Lärm hinter ihm verursacht! Aus dem tiefen dunkeln Laub blickten zahllose leuchtende Augen ernst auf ihn nieder. Die Worte Phedros fielen mir bei diesem Anblick plötzlich wieder

ein: „Ganz nahe um ihn herum leuchten die Unglücksaugen."

Also selbst hier, mitten in einer kleinen deutschen Stadt, wurde wie in seinem eignen Lande dieser ernste Spaziergänger, der Herrscher über mehr als hundert Millionen Seelen, er, dessen Schatten eine Seite des Erdballs bedeckte, von tausend und abertausend drohenden Augen, die ihm übel wollten, beobachtet!! — Dieser Mann konnte sich nicht in der Nacht ergehen, ohne daß die Erinnerung an Peter den Großen und seine maßlosen Wünsche durch eines andern Gemüt zog, und wäre es auch nur das eines unbekannten Träumers. — Nach wenigen Augenblicken kehrte der Kaiser in die Allee zurück, verfolgt von den glühenden Augen dieser verborgenen Nachtvögel, durch deren Reihen er, ohne es zu wissen, daherschritt. Bald fühlte ich, daß er an der Bank vorbeistreifte, auf der ich mich ausgestreckt hatte.

Er entfernte sich nach der Lichtung zu, erschien noch einmal im vollen Mondschein, dann wieder bei einer Biegung der Allee und verschwand schließlich.

—— Morgen, wenn in Moskau unzählige Stimmen ihr „Bogë Tzara Krani" rufen, wenn der Donner der mächtigen Kanonen der frommen Hauptstadt des Kaiserreichs, vereint mit den gewaltigen Glocken des Kreml, der Welt die Thronbesteigung des jungen Nachfolgers Alexander II. verkünden — dann wird sich der Träumer des Parkes von Weimar jenes einsamen Wanderers erinnern, dessen Schritten er

eines Nachts gelauscht hat. Er wird sich des Spaziergängers erinnern, der mit ermüdeter Bewegung die Zweige auseinanderriß, die ihm Blick und Gedanken beengten. Er wird der Gestalt des Vorgängers des jungen Zaren gedenken, die im Schatten verschwand, verfolgt von den in geheimnisvoller Stille unheimlich leuchtenden Augen, unter denen er mit ernster, verächtlicher Miene daherschritt.

# Englischer Sadismus

Verschiedene in letzter Zeit in den französischen Zeitungen erschienene Artikel wollen wissen, daß der Mädchenhandel bei uns immer noch stark im Schwunge ist, und daß namentlich die armen, nach England verschleppten Kinder dort in sträflicher Weise mißbraucht werden, daß man sie systematisch verdirbt und von Stufe zu Stufe sinken läßt, bis sie in einem Elend untergehen, dessen Schrecken jeder Beschreibung spotten.

Wenn man den in London zirkulierenden Gerüchten Glauben schenken darf, so scheint es sogar, daß einige dieser armen jungen Wesen ein noch schrecklicheres Los getroffen hat. Wenn nicht durch von höherem Orte ausgehende Bestimmungen die ganze Affäre unterdrückt werden sollte, ist es nicht unwahrscheinlich, daß bald dies schändliche Treiben aus Licht gezogen wird, das zu erforschen sich ein Untersuchungskomitee gebildet hat, welches schon fünf Fälle plötzlich verschwundener junger Mädchen aufgespürt hat. Wir werden dann schaudernd erfahren, bis zu welchen Exzessen jenseits des Kanals die perverse Grausamkeit einer großen Zahl hysterischer alter Lebemänner und sogar eines Teiles der jungen Leute es gebracht hat.

Da die Pall Mall-Gazette nach sehr geheim geführten Untersuchungen das Resultat derselben nicht bekannt gibt und sich vorläufig in tiefes Schweigen

hüllt, kommt es uns nicht zu, die Initiative zu ergreifen. Wir beschränken uns daher heute — gleichsam als Vorbereitung für die uns mehr oder weniger nahe bevorstehenden Enthüllungen — ein gewisses Gespräch zu veröffentlichen, das wir eines Abends in den Champs-Elisées mit zwei jungen und berühmten englischen Literaten führten, denen dort zu begegnen wir das Vergnügen hatten. Es fand gegen das Ende des Frühlings dieses Jahres statt, also ein paar Wochen, ehe sich das Gerücht der in London stattgefundenen Skandalgeschichten bei uns verbreitete.

Die Namen dieser Herren zu nennen, wäre eine Indiskretion, die man uns nicht zutrauen wird.

Das, was sie uns im natürlichsten Plauderton erklärten, stimmt so überein mit dem, was man uns von anderer wohlunterrichteter Seite mitteilt, daß wir es für unsere Pflicht halten, es zur Kenntnis des Lesers zu bringen, daß die beiden durchaus einwandfreien Herren sich nachdrücklich für die Wahrheit der in unserer Unterhaltung dargelegten traurigen Sittenschilderungen gewisser Kreise verbürgten.

Da der eine wie der andere sich in bizarren Klagen über die Frivolität der Laster unserer dekadenten Nation beschwerte, antwortete ich ihnen:

„Oh, man weiß, daß die Fremden, sobald sie in Frankreich sind, eine Reinheit und Sittenstrenge heucheln, die es ihnen gestattet, Paris für ein Babylon, ein Gommorra und Capua zu erklären, während sie doch im geheimen sich alle Genüsse zu verschaffen wissen, die sie öffentlich verdammen."

„Es ist die Qualität eurer Ausschweifungen, die einige dieser Fremden verachten," antwortete darauf der eine dieser Gentlemen, „und es geschieht nur aus Neugierde, wenn ein ernster Engländer im Vorübergehen eure, ihm allzu gering erscheinenden Vergnügen streift. Die unsern übertreffen die euern bei weitem:

Hören Sie nur..."

Und nun begannen sie uns in großen Zügen jene heute bekannt genug gewordene Organisation des Mädchenhandels zu schildern: Sie behaupteten, daß nicht nur erwachsene Mädchen, sondern auch minderjährige verhandelt würden, und daß durchschnittlich dreißig bis fünfzig Kinder im Alter von acht bis dreizehn Jahren verschleppt und der aller menschlichen Scham baren Geilheit sadistischer Lebemänner ausgeliefert würden. Sie ergingen sich in gelehrten Auseinandersetzungen über die Notzüchtigung und die Mittel, deren man sich jenseits des Kanals, sei es in gewissen Häusern Londons oder in alten, im Nebel verlorenen englischen Schlössern, bedient, um sie ungestört auszuführen. Ausgepolsterte Zimmer, unauffindbare Verließe, Narkosen und Sicherheitswagen — waren Worte, die ihnen mit einer so düstern Geläufigkeit über die Zunge glitten, daß sie selbst eine Anna Radcliffe verblüfft haben würde. Sie meinten, daß die scheinheilige Geilheit ihrer Landsleute Tausende von Opfern forderte, und seltsam genug! war es nur diese Scheinheiligkeit, über die sie sich zu entrüsten schienen.

„Bah!" antwortete ich, ein wenig überrascht, —

„das ist doch wohl eine dichterische Übertreibung. Derartige Ausschweifungen finden ja allerdings statt, nicht nur in London, sondern auch in Petersburg, Neuyork, in Wien, kurz, in allen großen Städten. Es ist das Recht der Herren, das überall dasselbe bleibt, das der Arbeitgeber über seine kleinen Arbeiterinnen, der Gutsbesitzer über seine Mägde, der Vorübergehende über die am Wege harrende hungernde Dirne ausübt. Der Hunger, die Isolierung, schlechte Behandlung von seiten der Familie, Faulheit, das Umherstreifen auf der Straße, das schlechte Beispiel, die Hoffnung, die eigenen Lumpen mit schönen Kleidern, ihr elendes Dasein mit einem besseren Leben zu vertauschen — all dieses sind Faktoren, mit denen man rechnen muß, sie ersparen es den Wüstlingen, Gewalt anzuwenden.

Diese Zustände sind aber so tief eingewurzelt, daß es sehr schwer sein dürfte, da eine Besserung zu erzielen. Ich versichere Ihnen, daß es in Paris nicht nötig ist, Zimmer auszupolstern oder bei gewissen Gelegenheiten Orgel unter den Fenstern spielen zu lassen, um etwaiges Schreien zu übertönen, da es im entscheidenden Moment den Pariserinnen nicht einfällt, wegen solcher Kleinigkeiten zu schreien. Wenn sie den ausbedungenen Preis in der Tasche haben, gehen sie „Il bacio", „Die Kirschen" oder eine andere lustige Melodie trällernd, ganz ruhig nach Hause! Das ist alles. Ich sehe daher durchaus nicht ein, daß Sie Paris einen Vorwurf daraus machen wollen, daß es Ihnen Gelegenheit bietet, so ohne alle Mühe Ihre Lust zu befriedigen."

Mit mattem ermüdeten Lächeln schüttelte einer der Herren den Kopf.

„Sie sagen, daß in Paris die jungen Mädchen, die noch nicht erwachsenen Kinder, nicht schreien?... Ach! Das ist es ja eben, was mehrere Kenner und ich selbst ihnen vorwerfe!... Daran erkennt man so recht die Franzosen mit ihrem Vogelhirn! Um einiger unschuldiger Vertraulichkeiten, kindischer Spiele, banaler Gunstbezeugungen willen, glauben sie Fürsten der Wollust zu sein! Wahrhaftig, da nehmen wir die Dinge... doch ernster."

„Wieso?" antwortete ich.

Nach einem Augenblicke des Schweigens fuhr er ruhig fort:

„Um wirklich die von einem Volke bevorzugten Leidenschaften, seine Natur, das innerste Wesen seines Organismus verstehen und richtig würdigen zu lernen, glaube ich, daß es unumgänglich notwendig ist, den Eindruck zu studieren, den die Werke seiner Lieblingsautoren und Nationaldichter auf den Geist dieses Volkes machen. In der Tat führt es das aus, wovon sein Dichter singt — oder es träumt doch davon, es auszuführen.

„Hier in Frankreich zum Beispiel haben Sie Ihren Viktor Hugo, dessen Werke von Gesundheit strotzen, und die erfüllt sind von konventioneller Moral und feierlichen Langweiligkeiten. Nun, der Grundton allen Hanges zu sinnlichen Genüssen bei der Majorität des französischen Volkes ist in seinen Werken ausgedrückt, und die ganz primitive Einfachheit eurer Ausschweifungen legt Zeugnis dafür ab.

„Bei uns ... steht es ganz anders. Wir haben nur einen wirklich nationalen Dichter, Algernon Charles Swinburne, dessen Genie wirklich unvergleichlich ist. Seine Werke erscheinen jedes Jahr in neuen Auflagen von zwanzig- bis dreißigtausend Bänden, die immer wieder gleich vergriffen sind. Man kann wohl sagen, daß er in England der meistgelesene und beliebteste Autor ist. Nun, und der Grundton seiner sinnlichen Träume stimmt genau mit der Sensualität der meisten Engländer überein.

„Glauben Sie mir, daß mein Urteil über diese Dinge ein durchaus richtiges ist; um es Ihnen aber besser begreiflich zu machen, welcher Art die verbotenen Freuden der Wollust sind, von denen wir träumen, und die wir allen andern vorziehen — und wie die Sensualität eines großen Teiles der englischen Nation beschaffen ist — weiß ich kein besseres Mittel, als Ihnen einige Stellen aus den Gedichten Swinburnes zu rezitieren. Ich prüfe dabei nicht lange, sondern wähle das erste beste Gedicht — (unter Tausenden, die alle denselben Eindruck hervorrufen). Sie werden dann sofort begreifen, was wir bedauern in Paris nicht finden zu können.

Hören Sie: ich zitiere Verse, die einem seiner letzten Gedichte entnommen sind, das ‚Anactoria' betitelt ist. Es ist ein junges, verliebtes Mädchen, das spricht, und es wendet sich an seine Freundin, ein junges Mädchen derselben Insel.

Und mein Begleiter rezitierte mit weicher, schmeichelnder Stimme die folgende Stelle aus dem Werke des großen englischen Dichters.

Die wörtliche Übersetzung lautet:

„Ich wollte, daß meine Liebe dich tötete: ich bin deines Lebens überdrüssig und verlange nach deinem Tod. Oh! Wenn es mir doch gelänge, die schmerzlichsten Mittel zu finden, um dich zu töten! Ich möchte dich unerhörte Schmerzen und namenlose Qualen erdulden lassen! Ich liebe dich, und deshalb möchte ich dich foltern, das flackernde Leben von deinen Lippen küssen, deine Seele befreien.

Oh, warum kann ich nicht ganz eins mit dir sein, aufgelöst in dir den Tod erleiden, der meine Freude ist. Würde ich nicht die raffinierteste, qualvollste Todesart für dich ersinnen? Würde ich es nicht verstehen, dich aufs äußerste zu quälen, dir die bittersten Leiden aufzuerlegen, dich mit einer Angst zu erfüllen, die deinen Augen blutige Tränen entlocken sollte? Wie in der Musik sich ein Ton an den andern reiht, so möchte ich einen Schmerz dem andern folgen lassen, möchte den Seufzer in deiner Kehle ersticken, deine lebenden Glieder zu einer Leier umgestalten, von deren Saiten nur verzweifelnde Klagen erklingen sollten. Ich möchte dich im Fieber schmachten, dich Hunger und Durst leiden sehen, möchte Zeuge sein, wie dein schöner, so vollkommen gebildeter Mund sich in namenlosen Qualen krampfhaft verzerrt — möchte dich vor Kälte erschaudern und vor innerer Glut verzweifeln sehen, und dir die Seele aus deinem Leibe reißen!

Grausamer, sagst du? Aber die Liebe macht die, welche lieben, klug wie den Himmel und grausamer wie die Hölle. Mich aber hat die Liebe zu dir grau-

sam gemacht, grausamer wie der Tod gegen die Menschen ist.

Ach, wenn es doch den Göttern gefallen wollte, mir zu vergönnen, meine Lippen fest an die zerstörten Reize deiner durch Geißelhiebe verletzten weißen Brust zu drücken! Anstatt von himmlischer Milch genährt zu werden, würden sie die süßen Bluttröpfchen trinken, die deinen kleinen Wunden entfließen! Warum kann ich diese Wunden nicht mit meiner Zunge berühren, warum nicht die von deiner Brust bis in den Gürtel gleitenden roten Tröpfchen trinken! Ach, warum kann ich nicht den in deinen Adern fließenden Lebenssaft trinken wie Wein, und deine Brüste essen wie Honig!... Warum kann ich dein Fleisch nicht dem meinen einverleiben!"

„Ich bitte Sie nun, mich wohl zu verstehen. Ich meine, daß der ungeheure Erfolg, den derartige Verse in allen Klassen der englischen Gesellschaft finden, nur zu deutlich beweist, welcher Art die von unsern Sinnen bevorzugten Bilder sind, die unsere Einbildungskraft uns vorzaubert und welche Art von Genüssen unserm nationalen Temperament am meisten liegen: mit andern Worten, so ist es, daß wir... lieben, und die Freuden der Liebe verstehen; es ist folglich natürlich, daß wir sie zu verwirklichen suchen — wenn unser Vermögen es uns erlaubt."

„Was, ist das Ihr Ernst?" rief ich.

„Aber zweifellos," vollendete ruhig der junge Gentleman seine Rede. „Warum denn nicht? Diese Tausende von Kindern und ganz jungen Mädchen,

die überall geraubt und nach England verschleppt werden, dienen nur dazu, die sadistischen Gelüste zu befriedigen, von denen unser Nationaldichter singt, diese jungen Wesen werden oft genug in raffiniertester Weise gequält; man ist erfinderisch in der Art der Marter, die man ihnen auferlegt, und wenn dann der Tod endlich ihren Leiden ein Ende macht, weiß man die armen Überreste unbekannter Geschöpfe verschwinden zu lassen.

Das berauschende Schauspiel ihrer Leiden und ihrer Schönheit verschafft uns einen Hochgenuß, der euch ein verschlossenes Buch ist, der aber, wenn man ihn einmal genossen hat, uns völlig gleichgültig gegen die sexuellen Freuden macht, die euch genügen.

Wenn Sie glauben, daß ich scherze, so bitte ich Sie, die in den Versen unseres Nationaldichters Swinburne ausgesprochenen Ideen in Verbindung mit den Vorsichtsmaßregeln zu bringen, von denen ich Ihnen vorhin sprach. Ich meine die ausgepolsterten Zimmer, die einsam gelegenen Schlösser, die düstern Häuser Londons, die man nicht ohne lange Umwege erreicht, und Sie werden ohne Mühe begreifen, daß es sich nicht darum handelt, wie in Paris, Kindereien, Notzüchtigungen und ähnliche Lappalien zu verheimlichen, sondern daß einige unserer Lebeleute, besonders auch unserer blasierten Großindustriellen, guten Grund haben, sich die Unkosten zu machen, derartige Verstecke herzurichten. Sie übersetzen eben ihren Swinburne in das wirkliche Leben, denn sie sind praktische Leute und teilen durchaus die Ansicht des Dichters Carlyle, der erklärt, daß ein erlebtes Ge-

dicht jederzeit einem geschriebenen Gedicht vorzuziehen sei."

„Tatsache ist," antwortete ich ihm, nachdem ich meine durch diese Worte hervorgerufene Verblüfftheit überwunden hatte, „Tatsache ist, daß Ihre Landsleute sich allerdings nur sehr schwer derartige Freuden in Paris oder in Frankreich verschaffen könnten. Wenn sich hier ein derartiger Fall ereignete, würde man ihn vor das Schwurgericht bringen, und wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich sagen, daß wir deshalb nicht zu tadeln sind. Übrigens hat bei alledem England nicht das Monopol dieser Art — — von Liebe. Wer die Welt bereist hat und ein wenig bewandert in der alten Geschichte ist, weiß, daß diese Art von Exzessen heute noch traditionell und bei manchen Völkern an der Tagesordnung ist. In Persien, Indien, der asiatischen Türkei, in Rußland, dem ganzen Orient und zahlreichen Gegenden Amerikas sind diese traurigen Ausschweifungen nicht unbekannt, gehören so sehr zu den Volkssitten, daß wenn ein zivilisierter Mensch sich darüber aufregen wollte, man ihn nicht verstehen würde. Sie liegen, wie es scheint, in der menschlichen Natur, und selbst hierzulande würde eine gute Zahl von Moralisten, die sich aufs äußerste über diese Gräuel aufregen und sie verdammen, ohne sich dessen bewußt zu sein, dennoch durchschimmern lassen, daß sie es bedauern, nicht selbst einmal ein wenig den Genuß sadistischer Freuden gekostet zu haben, und zwar nur deshalb, weil ihnen die notwendigen Mittel dazu fehlten. Dieses Bedauern wirft ein etwas seltsames Licht auf den

Unwillen und die sittliche Entrüstung, die sie gegen die englischen Nabobs empfinden.

Aber ein Gedanke tröstet über diese krankhaften und empörenden Schandtaten: das ist, daß die Wissenschaft es bewiesen hat, daß alle, die sich solchen Exzessen hingeben, schwer dafür büßen müssen. Eure Millionäre, deren Mittel es gestatten, sich die sadistischen Genüsse der Zäsaren, Radjahs und Sultane zu verschaffen, altern rasch, verlieren dann oft den Gebrauch ihrer Glieder, werden epileptisch, krank und völlig hilflos. Oft auch werden sie von den Krallen des Wahnsinns ergriffen und enden wie die Tiere. Lassen Sie mich glauben, daß die Zahl solch pervers angelegter Naturen immerhin nur eine geringe ist, und daß jenseits des Kanals wie hier sich die meisten reichen Leute damit begnügen, die kleinen Mädchen zu verführen — ohne sie zu martern."

„Glauben Sie das ... wenn es Ihnen angenehm ist," erwiderte der andere Gentleman; „aber all diese Dinge erscheinen mir nicht so empörend wie Ihnen, und ich bleibe bei der Behauptung, daß in diesem Punkt Paris zurückgeblieben ist. Ich wiederhole Ihnen, daß das einzige, was mich in London bei meinen Landsleuten irritiert und was ich gerne geißeln möchte, wenn ich die Muße dazu hätte, nur diese puritanische Scheinheiligkeit ist, mit der diese Herren eines schönen heidnischen Verses willen ihr ‚shoking!' heulen, um sich dann ganz heimlich in ihre düstern und unauffindbaren Schlupfwinkel zu verkriechen, wo sie ungestört den Leidenschaften fröhnen können, denen einst euer Marschall von Rais ergeben

war. Ja, es ist nur ihr Mangel an aller Aufrichtigkeit, der mir shoking! erscheint; Swinburnes Verse beweisen es. Um also zum Schlusse zu kommen: das was wir verdammen, ist weniger die Sache selbst, als die Art, in der sie ausgeführt wird."

„Ach, meine Herren," rief ich aus, „was Sie da behaupten, ist wirklich überraschend. Sehen Sie denn nicht ein, daß die Scheinheiligkeit dieser Ungeheuer obligatorisch ist, und daß sie außerstande sein würden, Ihre Schandtaten auszuführen, wenn sie sich dabei in die Karten blicken ließen? Wollten Sie etwa, daß sie ihre geilen Belustigungen coram populo in Szene setzten? ... Mir ist der Gedanke höchst sympathisch, daß man sie in solchem Falle einfach totschlagen würde wie tolle Hunde."

„Da haben Sie wirklich vollkommen recht!" gab man mir zur Antwort.

„Meine Herren," fuhr ich fort, „wenn es wirklich wahr ist, daß diese entsetzlichen Fälle sich in Ihrem Lande so oft wiederholen, wie Sie es sagen, bin ich der Ansicht, daß man mit unnachsichtlichster Strenge dagegen vorgehen sollte. Das von Lord Salisbury vorgeschlagene Gesetz zum Schutze der Kinder müßte vom Parlamente angenommen werden, und wer immer sich dagegen versündigt, die härtesten Strafen erdulden."

Meine Begleiter fingen an zu lachen.

— Kein Gesetz in der Welt vermöchte es, eine Änderung in diesen Handel mit Menschenfleisch zu bringen. Die Mädchen, die sich selbst verkaufen, wissen nicht, was ihrer harrt; die armen Wesen, die

geraubt oder von ihren Angehörigen verhandelt werden, wissen es ebensowenig. Die Zahl unserer Zwischenhändler ist groß, sie sind sehr schlau, ihre Helfershelferinnen sind gewandte Matronen . . . Sie verstehen es ausgezeichnet, das Gesetz zu umgehen . . ."

„Warten wir die Sache ab," antwortete ich ruhig, „heute läßt man diese Dinge hingehen — aus Sorglosigkeit — aber morgen schon, sobald man aufmerksam auf diese Greuel geworden, wird sich das ändern.

Ganz gewiß gibt es kein Mittel, durch das man irgendwelches Verbrechen absolut verhindern könnte. Die Falschmünzer weichen ja auch immer wieder von der geraden Ebene ab, aber doch wirklich viel seltener, als dies ohne das Gesetz geschehen würde, das sie, wenn man sie überführt, zu langer Gefängnisstrafe verurteilt. Und sehen Sie, ich halte es für ausgemacht, daß, wenn man diesen erbärmlichen Menschen, deren Lust es ist, unschuldige Kinder zu martern, regelmäßig und ausgiebig die Lenden mit eurer neunschwänzigen Katze liebkosen wollte, sie außerdem mitsamt ihren Helfershelfern zu zehn bis zwanzig Jahre Zwangsarbeit (zu labor pedestris, verstehen Sie wohl) verdammen wollte, doch wohl viele von ihnen den Geschmack an solchen Scheußlichkeiten verlieren und auch ihre Helfer sich in Zukunft hüten würden, sadistischen Gelüsten Vorschub zu leisten. Und ich glaube, daß dies keinem Menschen zum Nachteil gereichen könnte: im Gegenteil."

Darauf trennten wir uns.

Bis heute habe ich diese vertraulichen Mitteilungen doch immer für sehr übertrieben gehalten. Aber

in letzter Zeit dringen wieder die Gerüchte unerhörter Skandale von London zu uns herüber, und man spricht von okkulten Gräueln, die die Geilheit sadistischer Lebemänner Englands an so vielen unschuldigen Kindern und blutjungen Mädchen verübt haben soll; ich gestehe, daß in Erinnerung meines vor sechs Monaten geführten kurzen Gesprächs mich dies sehr nachdenklich gestimmt hat.

# Der Wunsch, „ein Mensch“ zu sein

Herrn Catulle Mendès zugeeignet

Er ist einer jener Menschen, auf die die Natur mit Stolz zeigen und sagen kann: „Das ist ein Mensch!“
Shakespeare, Julius Cäsar

Von der Börse schlug es zwölf Uhr. Die Nacht war klar, der Himmel mit Sternen übersät. Zu jener Zeit, wo über Paris der Belagerungszustand verhängt war, wurden die polizeilichen Vorschriften sehr streng gehandhabt, alle Vergnügungslokale mußten um Mitternacht geschlossen sein, und die Kellner der noch erleuchteten Etablissements beeilten sich daher, diese so rasch wie möglich zu schließen.

Auf den Boulevards und im Innern der Cafés wurden rasch die Gasflammen der Kronleuchter verlöscht. Man vernahm von draußen das Geräusch der Stühle, die von den Kellnern immer je zu vier auf die Marmortischchen gesetzt wurden. Es war jener psychologische Augenblick, wo jeder Limonadenverkäufer es für an der Zeit hielt, den letzten seiner Besucher mit determinierter Miene und mit über den Arm geschwungener Serviette darauf aufmerksam zu machen, daß es Zeit sei, das Lokal zu verlassen.

An jenem Sonntage fegte ein scharfer Oktoberwind durch die Straßen. Er jagte die letzten gelben und staubbedeckten dürren Blätter, die Erinnerung schönerer Tage durch die Straßen; die verschwanden dann wie Fledermäuse in der Dunkelheit.

Die Theater des Boulevards Krimm, wo sich während des Abends alle Medici, die Salviati und die Montefeltre nach Herzenslust erdolcht und ermordet hatten, lagen nun mit ihren geschlossenen, von Karya-

tiden bewachten Türen, in Schweigen und Dunkelheit versunken da. Der Wagen, wie der Fußgänger wurden von Augenblick zu Augenblick weniger. Hier und da leuchteten schon die Stocklaternen der Lumpensammler über den phosphoreszierenden Abfallkisten.

Vor der Laterne eines in der Straße Hauteville gelegenen Cafés ziemlich luxuriösen Aussehens stand ein großer Mann mit finsterer Miene, glattrasiertem Kinn und träumerischem Ausdruck. Sein langes, stark ergrautes Haar quoll unter einem Filzhut aus der Zeit Ludwigs XIII. hervor. Er trug schwarze Handschuhe, einen Stock mit Elfenbeinknopf und war in einen alten blauen Überrock gehüllt, der mit ziemlich zweifelhaftem Astrachan besetzt war. Er war ganz plötzlich hier stehengeblieben, als zögere er, die Straße zu überschreiten, die ihn vom Boulevard Nouvelle trennte.

Hatte dieser einsame Mann sich auf dem Heimwege verspätet? Oder war er nur durch Zufall bei einem nächtlichen Spaziergang hierhin geraten? Es war schwer, dies zu entscheiden! Gewiß ist, daß, als er unentschlossen dastand, er plötzlich zu seiner Rechten eine jener schmalen hohen Spiegelscheiben entdeckte, wie man solche zuweilen vor feineren Restaurants findet — und die so hoch war, daß er sich von Kopf bis zu den Füßen darin spiegeln konnte. Er wandte sich, richtete sich stramm auf und musterte sein Spiegelbild aufmerksam. Dann nahm er plötzlich seinen Filzhut ab und begrüßte sich selbst mit theatralischer Gebärde und größer Höflichkeit. Nun, da er den Hut abgenommen, erkannte man in ihm den

berühmten Tragöden Esprit Chaudval, geborener Lepeinteur, genannt Monauteuil, den Abkömmling einer sehr ehrbaren Pilotenfamilie aus St. Malo. Ein geheimnisvolles Schicksal hatte ihn dem Berufe seiner Väter untreu gemacht. Er war Schauspieler geworden, hatte sich einen ganz bedeutenden Ruf erworben und war ein oft sehr glücklicher Rivale unseres Frederik Lemaitre.

Während er so sein eigenes Konterfei auf das angelegentlichste betrachtete, halfen die Kellner des benachbarten Cafés den letzten Stammgästen in ihre Überzieher und reichten ihnen die Hüte; andere schüttelten geräuschvoll die Büchsen mit dem Nickelgelde aus und stapelten den Erwerb des Tages auf, um ihn nachzuzählen. Die ängstliche Hast, mit der sich jeder bemühte, so rasch wie möglich Schluß zu machen, war offenbar durch das Erscheinen zweier Sergeanten verursacht, die mit gekreuzten Armen auf der Schwelle des Lokales standen und den kalten, drohenden Blick auf dem Wirte ruhen ließen, der sich so verzögert hatte.

Schnell wurden die Rolläden über den Fenstern heruntergelassen, mit Ausnahme nur jener einen Spiegelscheibe, die in der allgemeinen Überstürzung durch einen Zufall vergessen worden war.

Es wurde dann rasch sehr stille auf dem Boulevard. Chaudval war der einzige, der, ohne Notiz von seiner Umgebung zu nehmen, an der Ecke der Straße Hauteville auf dem Trottoir stehengeblieben war und der in theatralischer Stellung sein Auge fest auf der vergessenen Spiegelscheibe ruhen ließ.

Dieser von dem bleichen Mondlichte beleuchtete Spiegel erweckte in dem Künstler ein Gefühl, als ob er in einem kalten Teiche badete; ihm schauderte.

Ach, dieses grausame, rücksichtslose Kristall verriet dem Schauspieler die unerbittliche Wahrheit, daß er altere!

Er zeigte ihm, daß sein noch vor kurzem pfeffer- und salzfarbiges Haar nun von einem Silberschimmer umflossen war. Es war also vorbei! Man würde ihn nicht mehr hervorrufen, es galt Abschied zu nehmen von den Rosen, die Thalia und den Lorbeeren, die Melpomene ihm bot. Es hieß Abschied nehmen von seinen Kollegen und Rivalen, von den Tragödinnen, den ersten Liebhaberinnen und den jugendlich Naiven.

Er mußte wohl oder übel von dem Thespiskarren herabsteigen und zusehen, wie dieser sich rasch mit seinen Kameraden entfernte. Tränenden Auges würde er seinem Flitterwerk und Rauschgold nachschauen, seinen Wimpeln und Fähnlein, die fröhlich im Winde flatterten, bis sie bei der nächsten Wegwendung in der Dämmerung verschwanden.

Chaudval wurde sich ganz plötzlich bewußt, daß er sechzig Jahre alt sei, und er seufzte tief. Es legte sich wie ein Nebel über seine Augen, ein eiskalter Schauer schüttelte ihn, seine Augensterne erweiterten sich und eine seltsame Halluzination umfing seine Sinne.

Die hartnäckige Ausdauer, mit der er so lange in den Spiegel gestarrt, verlieh seinen Pupillen die Eigenschaft, die Gegenstände zu vergrößern, und sie mit einer gewissen Feierlichkeit zu umgeben, eine

Eigenschaft, die die Physiologen öfters bei Menschen angetroffen haben, die unter dem Eindrucke einer sehr starken Emotion standen.

Der hohe Spiegel schien sich unter dem starren Blick seines von wirren Bildern erfüllten Auges zu verwandeln; Erinnerungen an die Kindheit, an das Meeresgestade, an die silbernen Wogen, gaukelten durch sein Gehirn. Es war zweifellos, weil der sich darin abspiegelnde Himmel seine Oberfläche tiefer erscheinen ließ, daß dieser Spiegel in ihm die Idee an das schlafende Wasser seines heimatlichen Golfes erregte.

Und je länger der alte Mann in das Glas hineinstarrte, um so mehr wurde er der Gegenwart entrückt, er glaubte einsam in stiller Nacht am Meere zu stehen, und tiefe Seufzer hoben seine Brust.

Eine Zeitlang berauschte er sich an dieser Vision, dann erweckte das von diesem schrecklichen Spiegel zurückgeworfene Bild der hinter ihm durch den Staubregen rötlich schimmernden Straßenlaterne eine neue Halluzination; er glaubte das blutrote Licht des Leuchtturms seines Heimatortes zu erkennen, der den Untergang des Schiffes seiner Zukunft beleuchtete.

Es gelang Chaudval jedoch wieder, Herr seiner Sinne zu werden, er richtete sich hoch auf, streckte sich und brach in lautes Lachen aus, das so hart und bitter klang, daß es die beiden Sergeanten zittern machte. Glücklicherweise für den Künstler glaubten sie jedoch, daß irgendein Betrunkener oder auch ein getäuschter Liebhaber seiner Stimmung Ausdruck verliehen, und sie setzten ihren offiziellen Spaziergang

fort, ohne Chaudval irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken.

„Nun wohl, verzichten wir," sagte er einfach mit leiser Stimme — ungefähr so wie ein zum Tode Verurteilter, wenn er, vom Schlafe erwacht, zum verhängnisvollen Gange abgeholt wird, zum Henker sagt: „Ich folge Ihnen, Freund."

Dann hielt der alte Kandidat folgendes Selbstgespräch:

Es war weise gehandelt, daß ich neulich abends meine gute Kameradin, Fräulein Pinson, die einflußreiche Freundin des Ministers, damit beauftragte, sich für mich zu verwenden, mir die Stellung des Leuchtturmwärters in meiner Heimat zu verschaffen, die gerade frei ist. Von altersher hat in diesem Turme an der atlantischen Küste einer aus meiner Familie gehaust. Halt! Nun verstehe ich plötzlich die bizarre Wirkung, die der Widerschein der Straßenlaterne in dem Spiegel in mir hervorrief! ... Es war mein Hintergedanke. Pinson wird schon dafür sorgen, daß ich mein Anstellungsdiplom erhalte, das ist ganz sicher. Dann werde ich mich in meinen Leuchtturm zurückziehen, wie die Ratte in den Käse. Ich werde das Licht darin unterhalten und den im Ozean irrenden Schiffen den Weg weisen. Ein Leuchtturm, damit ist stets der Begriff von etwas sehr Anständigem verbunden. Dort bin ich ganz allein in der Welt: es ist das beste Asyl, das ich mir für meine alten Tage erwählen könnte."

Chaudval hielt inne, ein plötzlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Ach," sagte er dann, nach der Brusttasche seines Überziehers tastend, „ich vergaß, daß der Briefträger mir gerade, als ich aus dem Hause kam, einen Brief brachte, am Ende enthält der schon die erwünschte Antwort. Ich wollte nicht zurück und nahm mir vor, in das Kaffeehaus zu gehen, um ihn dort zu lesen, und nachher habe ich es dann vergessen. Wirklich, es geht abwärts mit mir. Gut, da ist er."

Chaudval zog ein großes Briefkuvert aus seiner Tasche, aus dem, nachdem er es geöffnet, ein ministerielles Schreiben fiel, das er mit fieberhafter Ungeduld erfaßte und beim Scheine der Straßenlaterne durchflog.

„Mein Leuchtturm! Mein Anstellungsdekret und —" fügte dann gewohnheitsmäßig und mit theatralischem Pathos hinzu: „Gerettet, o mein Gott." Aber seine Worte hatten einen unnatürlich harten Klang, der dem seiner eigenen Stimme so wenig ähnlich war, daß er unwillkürlich um sich blickte, weil er glaubte, daß ein anderer gesprochen habe.

„Vor allem ruhig," meinte er dann, „es gilt, ein Mensch zu sein."

Aber bei diesem Worte hielt Esprit Chaudval Lepeinteur, genannt Monauteuil, plötzlich inne und stand starr und bewegungslos da, als ob er in eine Salzsäule verwandelt worden wäre.

Nach längerer Pause murmelte er dann: „Was? Was habe ich eben gewünscht? — Ein Mensch zu sein? Nun ja, und warum nicht?"

Er kreuzte die Arme und stand in tiefes Sinnen verloren.

„Es ist nun schon beinahe ein halbes Jahrhundert, daß ich die Leidenschaften anderer darstelle und spiele, ohne sie selbst jemals empfunden zu haben — denn im Grunde habe ich selbst dabei niemals etwas empfunden — ich bin also tatsächlich nur das Scheinbild anderer Menschen! Ich bin nur ein Schatten! Leidenschaften, Gefühle, Handlungen und Taten, das ist es, was den wahren Menschen macht. Nun also, da das Alter mich zwingt, meinem Scheinleben zu entsagen, und mich der Menschheit anzuschließen, muß ich mir Leidenschaften oder doch irgendein wirklich intensives Gefühl zu verschaffen suchen, weil das die Bedingung sine qua non ist, ohne die man keinen Anspruch auf den Titel eines Menschen machen kann. Das ist durchaus richtig gedacht, und der gesunde Menschenverstand lehrt es mir. — Aber nun gilt es, sich zu entscheiden, welche Leidenschaft wohl am besten zu meiner Natur paßt."

Er dachte lange nach und meinte dann melancholisch:

„Die Liebe?... zu spät. — Der Ruhm?... Oh, den kenne ich! — Der Ehrgeiz?... Ach was, lassen wir dieses Hirngespinst den Staatsmännern."

Plötzlich stieß er einen Schrei aus.

„Jetzt weiß ich es," sagte er. „Gewissensbisse, das ist, was am besten zu meinem dramatischen Temperamente paßt."

Wieder betrachtete er sich aufmerksam in dem Spiegel, und sein Gesicht nahm ein verzerrtes, qual-

volles, wie von unnatürlichem Grauen zeugendes Aussehen an.

„Das ist das Richtige," schloß er dann. „Nero! Macbeth, Orestes, Hamlet, Herostrat! Die Gespenster! O ja, ich werde nun auch wirkliche Gespenster sehen, so gut wie alle jene Leute, die so glücklich waren, keinen Schritt machen zu können, ohne daß ihnen ein Gespenst begegnete."

Er schlug sich vor die Stirn. „Aber wie, wie soll ich das nur anstellen, ich, der ich so unschuldig bin wie ein neugeborenes Lamm?"

Dann nach einer Weile: „Ach — ja — das würde vielleicht gehen; der Zweck heiligt die Mittel. Ich denke, daß ich wohl das Recht habe, um jeden Preis das zu werden, was ich sein möchte. Ich habe ein Recht darauf, mich als Mensch zu fühlen! —"

„Freilich, um Gewissensqualen empfinden zu können, muß man Verbrechen begangen haben. Sei es darum, was tut es, sobald es zu einem guten Zwecke geschieht?"

Und nun hielt er einen Dialog mit sich selbst.

„Ich muß etwas ganz Schreckliches anstiften! —"

„Wann?"

„Sogleich. Ich darf nichts auf morgen verschieben."

„Was willst du begehen?"

„Oh, nur ein Verbrechen, aber ein großes! Ein Verbrechen von unerhörter Ruchlosigkeit, das so kraß und schrecklich ist, daß alle Furien der Hölle dadurch gegen mich entfesselt werden."

„Aber welches, welches?"

„Zum Teufel, das fürchterlichste! Bravo. Nun habe ich es! Ich werde eine Feuersbrunst entzünden. Ich habe noch grade Zeit, das Feuer anzulegen, dann meine Koffer zu packen, mich in eine Droschke zu werfen, durch deren Fenster ich mein Werk betrachten, mich meines Triumphes erfreuen und mitten durch die erschrockene Menge zum Nord-West-Bahnhofe zu fahren. Was ich auf diesem Wege sehen und hören werde, wird genügen, mich mit Gewissensbissen zu belasten, die für den Rest meiner Tage ausreichen. Dann aber werde ich mich an das Meer und in meinen geliebten Leuchtturm zurückziehen, wo die Polizei selbstverständlich mich niemals entdecken wird. — Dort werde ich Zeit haben, alle Qualen des Gewissens durchzukosten.“

Hier richtete sich Chaudval hoch auf und improvisierte mit theatralischer Gebärde den Vers:

„Denn des Verbrechens Größe schützt mich vor dem Verdacht.“

„Es ist also beschlossen und jetzt,“ schloß der Künstler, einen Stein aufraffend und vorsichtig um sich schauend, um sich zu vergewissern, daß niemand in der Nähe sei, „und jetzt soll nach mir niemand mehr sein Bild in dir erschauen.“ Er schleuderte den Stein in die Spiegelscheibe, die in tausend schimmernde Scherben zerbrach.

Nachdem er diesen Akt vollzogen, floh Chaudval so rasch er nur konnte; er eilte den Boulevards zu, wo er den ersten leeren Wagen, dem er begegnete, heranwinkte, rasch hineinsprang und davonfuhr.

Zwei Stunden später brach in den Petroleum-,

Öl- und Zündhölzermagazinen ein großes Feuer aus, das alle Fenster der Vorstadt des Tempels rot erglühen machte. Die Feuerwehr mit ihren Wagen und Löschapparaten eilte sofort von allen Seiten herbei, der Lärm ihrer Trompeten und ihre lauten Rufe erweckte die Bürger dieses volksreichen Viertels jählings aus dem Schlafe.

Der eilige Schritt unzähliger Fußgänger tönte von dem Trottoir. Das Volk strömte auf dem großen Platze von Chateau-d'Eau und in den benachbarten Straßen zusammen. Man bildete Ketten. In weniger als einer Viertelstunde hatte ein Detachement der Truppen ein Kordon um das von dem Feuer bedrohte Revier gezogen. Vom blutroten Schein der Fackeln und der Flammen beleuchtet, bemühten sich die Polizisten, die Ordnung unter dem Publikum aufrecht zu erhalten.

Die Wagen standen wie eingekeilt und konnten nicht weiterfahren. Alles schrie wild durcheinander. Durch das Knistern und Prasseln der Flammen vernahm man lautgellende Hilferufe. Die im Schlafe von dem Feuer überraschten Opfer, die der Höllenglut nicht zu entschlüpfen vermochten, stießen ein verzweifelndes Geschrei aus. Die Dächer der Häuser stürzten über ihnen zusammen, erschlugen und begruben sie unter brennenden Trümmern. Über hundert Arbeiterfamilien, deren Werkstätten vom Feuer verzehrt wurden, waren obdach- und mittellos geworden.

Ganz unten auf dem Platze Chateau d'Eau, hinter der vielköpfigen Menge, stand ein mit zwei schweren

Koffern beladener Fiaker. Und in diesem Wagen saß Esprit Chaudval Lepeinteur, genannt Monauteuil.

Von Zeit zu Zeit hob er den Vorhang des Fensters hoch und betrachtete sein Werk.

„Oh,“ sagte er ganz leise, „ich fühle es, daß ich ein vor Gott und den Menschen verfluchtes Verbrechen begangen habe. Ja, das ist die Tat eines von der Menschheit ausgestoßenen, verruchten Bösewichts.

Das Gesicht des alten Komödianten strahlte vor Freude.

„O ich Elender,“ murmelte er, „welche Reihe schlafloser Nächte, in der die Geister meiner Opfer mich verfolgen werden, steht mir bevor! Ich fühle wie Nero, als er Rom anstekte, um sich an der Schönheit der gewaltigen Feuersbrunst als Künstler zu begeistern, wie Herostratus, der den Tempel zu Ephesus anstekte, um seinen Namen unsterblich zu machen oder wie Rostopschin, der Moskau aus Patriotismus anzündete, und wie Alexander, der Persepolis aus Galanterie für seine unsterbliche Thais zum Raub der Flammen werden ließ. Ich, ich habe Brand angelegt, weil ich mir dies selbst schuldig zu sein glaubte, da ich kein andres Existenzmittel habe.

Jetzt endlich werde ich leben, werde fühlen und empfinden lernen wie andre Menschen auch; ich werde es erfahren, was es heißt, von Gewissensbissen gefoltert zu werden. Welch köstliche Nächte voll unendlicher Qualen werden mir beschieden sein, ich werde

sie voll genießen. Ach, ich atme auf, ich fühle mich wie neugeboren, ich lebe!! Wenn ich bedenke, daß ich bisher mein ganzes Leben lang nur Schauspieler gewesen bin! Jetzt aber, da ich für die groben Augen der Menschheit nichts anderes mehr bin als ein dem Schafott verfallener Verbrecher — jetzt will ich schnell wie der Blitz von hinnen fliehen! Ich eile, mich in meinem Leuchtturme zu verschließen, um dort in Frieden die Qualen meines Gewissens zu genießen."

Am Abend des nächstfolgenden Tages hatte Chaudval schon ohne jeden Unfall das Ziel seiner Reise erreicht. Er nahm sofort Besitz von seinem alten verlassenen Leuchtturm, der an der nördlichen Küste gelegen ist. Dieser Turm, der halb zerfallen war, wurde schon seit langer Zeit nicht mehr benutzt. Nur der Gunst und dem Mitleid des Ministers, der ihm eine kleine Sinekure zuwenden wollte, verdankte es Chaudval, daß man dort wieder ein Wachtfeuer angesteckt hatte. Die von diesem Turme aus gegebenen Signale hatten keine praktische Bedeutung für die Schiffahrt. Der Turm bedeutete kaum mehr wie ein Gnadenpöstchen, eine freie Wohnung mit einem Feuer darauf, das alle Menschen entbehren konnten, außer Chaudval selbst.

Nachdem also unser würdiger Tragöde sich ein Bett, einen Vorrat von Lebensmitteln und einen großen Spiegel, um den Ausdruck seines Gesichtes zu studieren, in dieses Asyl hatte schaffen lassen, verschloß er sich darin und war nun wirklich vor jedem Verdacht geschützt.

Um ihn ertönte das Klagen des Meeres, in dem

sich die Gestirne des Himmels abspiegelten. Teilnahmlos wie der Säulenheilige die Sandstürme betrachtet, die der Wüstenwind ihm entgegenweht, blickte er auf die wilden Wogen, die, wenn der Sturm sie aufwühlte, tosend seinen Turm bedrohten.

Ganz in der Ferne kündete aufsteigender Rauch die Nähe von Fischerdörfern, ab und zu tauchten die Segel von Fischerbooten an dem Horizonte auf, aber sein Blick glitt gedankenlos darüber hin.

Jeden Augenblick vergaß dieser Träumer seiner Feuersbrunst — er stieg die steinerne Treppe seines Turmes hinauf und herunter. —

Am Abend des dritten Tages saß Lepeinteur in seinem 60 Fuß über den Meereswogen gelegenen Zimmer und las eine Pariser Zeitung, in der die Geschichte des vor einigen Tagen ausgebrochenen Feuers ausführlich berichtet wurde.

Ein unbekannter Verbrecher hatte einige brennende Zündhölzer in die Petroleumkeller geworfen. Es war dann ein ungeheures Feuer ausgebrochen, das die Feuerwehr und die Bewohner der angrenzenden Stadtviertel die ganze Nacht auf den Beinen erhalten hatte.

Beinahe hundert Menschen waren verunglückt, viele Familien brotlos geworden und dem äußersten Elend preisgegeben.

Das ganze Stadtviertel trauerte, und die Unglücksstätte rauchte noch immer.

Man wußte den Namen des elenden Mordbrenners nicht, und die Polizei bemühte sich vergebens, seine Spur zu entdecken.

Als Chaudval diese Zeilen las, rieb er sich vergnügt die Hände und rief:

„Welch ein Erfolg! Welch glücklicher Verbrecher bin ich! Nun werde ich doch unfehlbar von Gespenstern heimgesucht werden! Oh, wie viele werden mich verfolgen! Ich wußte es wohl, daß ich ein Mensch werden würde. Ach, das Mittel, das ich angewandt, war ein verzweifeltes, das gebe ich zu — aber es mußte sein, es mußte sein. —"

Er las den Zeitungsbericht noch einmal aufmerksam durch, und als zum Schlusse erwähnt wurde, daß eine Extra-Theatervorstellung zum Besten der Abgebrannten stattfinden sollte, murmelte Chaudval:

„Schade! Da hätte ich just zum Wohle meiner Opfer mitwirken können. Es würde meine Abschiedsvorstellung gewesen sein. Ich würde Orestes deklamiert haben. Ich würde sehr naturalistisch gewirkt haben."

Dann begann Chaudval sein einsames Leben in dem Leuchtturme.

Ein Tag folgte dem andern, eine Nacht nach der andern sank herab.

Aber da ereignete sich etwas ganz Verblüffendes, etwas, was der Künstler nicht für möglich erachtet hatte.

Trotz seiner Vermutung und Hoffnung, empfand er keine Gewissensqualen. Kein Gespenst zeigte sich ihm. Er empfand nichts, aber absolut nichts.

Er konnte es nicht begreifen und verstehen.

Manchmal, wenn er sich im Spiegel betrachtete, bemerkte er staunend, daß sein gutmütig und jovial

aussehendes Gesicht seinen Ausdruck nicht im geringsten verändert habe. Dann sprang er wütend auf seinen Turm und gab falsche Signale, in der tollen Hoffnung, dadurch irgendein Fahrzeug in das Verderben zu locken und dadurch vielleicht die rebellischen Gewissensqualen und die ersehnten Gespenster heraufzubeschwören. Vergebene Mühe! — —

Unnütze Versuche! Vergebliche Anstrengungen! Er empfand nichts, kein drohendes Phantom suchte ihn heim. Er schlief kaum noch, so sehr wurde er von der Verzweiflung und der Scham darüber gequält. Eines Nachts wurde er in seiner strahlenden Einsamkeit von einer Kongestion des Gehirnes erfaßt und druch das Toben des Meeres, durch das Brausen des Sturmes rief er in Todesangst in die Unendlichkeit hinein:

„Gespenster! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Wäre es auch nur für ein einziges Mal, o Herr, laß mich ein Gespenst sehen! Ich habe es wohl verdient."

Aber der Gott, den er anrief, gewährte ihm diese Gunst nicht — der alte Histrione starb bis zum letzten Augenblicke nach dem Erscheinen eines Gespenstes jammernd, ohne zu begreifen, daß er selbst das war, was er suchte.

# Dieſer Mahoin!

Ach! Dieser Mahoin! Dieser gefährliche und allgemein gefürchtete Straßenräuber! Dieser zu jeder Schandtat bereite, perverse Missetäter! Er war ein Wegelagerer allerschlimmster Art, mit einem richtigen Verbrechergesicht, tückischen, trüben Augen, fahler Gesichtsfarbe, der sich das Ansehen eines schlechten groben Priesters zu geben wußte: aber wehe jedem, der das Unglück hatte, ihm zu begegnen! Die Bauern der Umgegend waren allgemein der Ansicht, daß schon ein paar zufällig mit ihm gewechselte Worte genügten, ein Unheil heraufzubeschwören, daß er eine Art von Hexenmeister sei, in dessen Hand es liege, Unwetter, Dürre, Viehseuchen und Feuersbrünste hervorzurufen. Seine unerhörte Muskelkraft bewirkte, daß, wer seinen Weg kreuzte — er trieb sich im belgischen Lande in der Nähe von Ixelle umher — ihn stets respektvoll grüßte, ja die nachsichtigen Schulmeister und Dorfärzte gingen so weit, ihm freundlich zuzulächeln, während sie ihn im stillen verwünschten und am liebsten gesehen hätten, wenn die unvergeßlichen Folterknechte der Inquisition noch einmal aus ihrer Vergessenheit hervorgetreten wären, um alle Künste der Tortur an ihm zu erschöpfen und ihn endlich unschädlich zu machen. — Das Sündenregister dieses Mahoin war aber auch ein endloses und bildete das Tagesgespräch aller ehrsamen Bürger. Da die belgischen Polizisten Furcht vor ihm hatten, und dar-

auf verzichteten, ihn außerhalb seiner, allen unbekannten, Schlupfwinkel zu überraschen, kam es bald dazu, daß dieser Elende zum Schrecken der Gegend wurde, und daß auf zwanzig Meilen in der Runde die Bewohner der Hütten, Häuser, Klöster, Villen und Schlösser vor ihm zitterten.

Sehr junge Mädchen aus Dorf und Stadt, die noch in der Entwicklungsperiode standen, fanden ihn höchst interessant und begehrten ihn, um, wenn sie zur Vernunft gekommen, sich darüber zu wundern, wie es nur möglich gewesen, solch ekelhaften Gelüsten Raum zu geben. Aber das Schlimmste war, daß dieses Ungeheuer die Zeit solcher Krisen genau zu kennen schien, und daß es ihm gelungen war, in der Zeit von zehn Jahren mehr als dreißig dieser armen Kinder zu sich in Gräben, Wälder oder Kleefelder zu locken, um seine Lust an ihnen zu kühlen und sie ins Unglück zu stürzen. Man behauptete ferner, daß er mehr als ein Dutzend Mordtaten auf dem Gewissen habe, die alle unter erschwerenden Umständen begangen seien und von einer wahrhaft barbarischen Grausamkeit zeugten. Einbruchsdiebstähle von unerhörter Keckheit, Straßenraub, Notzüchtigungen verschiedenster Art wurden ihm zur Last gelegt, und die Akte der Wollust, die er begangen, waren von so empörenden Quälereien begleitet, daß selbst die Herren des Gerichtshofes, die mit Ausschluß der Öffentlichkeit die Verhandlungen darüber geleitet, nichts davon erzählen wollten, — während es doch nur zu bekannt ist, daß in aller Herren Länder die Juristen besonders erpicht auf lüsterne und zotige Ge-

schichten sind. Was aber die Schale des allgemeinen Borns zum Überfließen brachte, das waren die in letzter Zeit wiederholt von ihm ausgeführten Kirchendiebstähle, wobei er nicht nur die heiligen Gefäße entwendet und das Tabernakel zertrümmert, sondern auch die Küster erdrosselt und ihre Leichen in scheußlichster Weise verstümmelt und geschändet hatte.

Das war nicht mehr zu ertragen! Das Maß war voll, und es mußte ein Ende gemacht werden. Es wurde also eine förmliche Treibjagd auf ihn veranstaltet.

Die mit Mistgabeln und Karabinern bewaffneten Landbewohner, begleitet von ihren Hunden und vereint mit dem Gendarmeriekorps, zogen also aus, den gefährlichen Menschen zu fangen, und dieses Mal gelang ihnen dies auch wirklich. Man fand Mahoin auf dem Speicher eines ausgebrannten Bauernhauses zwischen den verkohlten Leichen zweier Feldarbeiter, und als er gerade im Begriffe war, an einem dreieinhalbjährigen Kinde ein scheußliches Verbrechen zu begehen.

Man hatte ihn von allen Seiten umzingelt, und sechs der stärksten Polizisten des Landes waren notwendig, das stinkende und sich verzweifelt wehrende Ungeheuer zu überwältigen, festzubinden und auf einen Karren zu schaffen, um es dann in den tiefsten Kerker des Gefängnisses von Ixelles zu werfen.

Die Untersuchungsverhandlungen dauerten nicht lange, die Geschworenen brauchten auch nicht viel Zeit, sich über ihren Spruch einig zu werden. Wie dies selbstverständlich ist, wurde dieser Mahoin „mit

erhobener Hand und einstimmig" zum Tode verurteilt — sein Gnadengesuch wurde von Rechts wegen in den Papierkorb geworfen, wie dies auch nicht anders zu erwarten war.

Bis hierher ging alles den vorgeschriebenen Weg, und es ereignete sich durchaus nichts Ungewöhnliches. Aber am Tage der Hinrichtung trug sich ein Ereignis zu, dessen Seltsamkeit der Erwähnung verdient.

Zur bestimmten Zeit wurde die Guillotine auf einem großen Schafott auf dem Marktplatze von Ixelles aufgestellt.

Dank der Höflichkeit des flämischen Gerichtshofes war der zur Vollstreckung des Urteils bestimmte Tag schon lange vorher bekannt gegeben worden. Um sieben Uhr morgens sollte die Hinrichtung stattfinden.

Da nun der Delinquent sich durch seine Untaten im ganzen Lande einen traurigen Ruhm erworben hatte, begab es sich, daß von allen Seiten die Bauern, Bürger und Handelsleute mit Weib und Kindern zusammenströmten, und daß die ganze Nacht über, die nach Ixelles führenden Straßen so überfüllt von Menschen waren, als ob es sich um die Teilnahme an einem Nationalfest handle. Man wollte doch sehen, wie dieser Mahoin sich benehmen, was für ein Gesicht er machen würde! Und dann würde man wirklich freier aufatmen, wenn man selbst Zeuge seines Todes gewesen war.

Übrigens machten alle Besitzer der den Platz umgebenden Häuser in dieser Nacht glänzende Geschäfte.

Da es ein wenig regnete — ich glaube, es war im Oktober — war jedes Plätzchen, nicht nur in den Mansarden, sondern auch auf den Speichern unter den großen gezimmerten und mit Schiefern gedeckten Dächern vermietet worden, und eng aneinandergedrückt, Ellenbogen an Ellenbogen, buchstäblich wie Heringe aufeinandergepreßt, standen die Menschen dort in fürchterlicher Enge in der Dunkelheit der Nacht unter den Balken des Daches, des schrecklichen Schauspiels harrend, das der Morgen bringen würde.

Draußen aber auf dem großen Platze, drängte sich eine Menge von mehr als 15000 Köpfen. Mit großer Mühe nur gelang es einem dreifachen Spalier von Soldaten, den Weg freizuhalten, den der den Verurteilten tragende Karren vom Gefängnis bis zum Fuße des Schafotts zurückzulegen hatte.

Die Stunden gingen vorüber. Der Morgen dämmerte, und von Nebel umhüllt ging die Sonne auf. Alle Fenster waren mit drei- und vierfach hintereinander gruppierten Zuschauern besetzt, von denen die hintersten Reihen auf Stühle geklettert waren. Wo sich nur von außen in den Mauern der Häuser eine Nische oder ein Vorsprung befand, hatte ein Neugieriger darauf Platz genommen.

Endlich schlug es sieben Uhr: und der Ruf: „Da ist er, da ist er!“ ertönte. Der dumpfe Ton unzähliger gedämpfter Stimmen wogte mit dem einer Brandung ähnlichen Geräusch über den ganzen Platz.

Er war es in der Tat. Leichenblaß saß er auf der Bank des Karrens an der Seite eines Geist-

lichen, dessen leisen Zuspruch er keiner Beachtung würdigte.

Seine durch Ketten geschlossenen Hände waren auf dem Rücken fest zusammengebunden, sein Kopf war rasiert, sein Hals nackt; mit fahlem Gesicht blickte er starr vor sich hin.

Am Fuße des Schafotts standen zwei Gehilfen des Scharfrichters, um dem Delinquenten zu helfen, die zwölf emporführenden Stufen zu ersteigen. Oben vor der verhängnisvollen Planke stand der Scharfrichter selbst, hoch aufgerichtet und mit verschränkten Armen.

Die jetzt über die Menschenmenge lagernde lautlose Stille wurde plötzlich durch ein grelles, weithin schallendes Lachen Mahoins, der bisher wie stumpfsinnig vor sich hin gestarrt hatte, unterbrochen, und dieses Lachen war von solch unheimlicher Wildheit, daß alle, die es vernahmen, unwillkürlich erbebten. Aber das Lachen verstummte plötzlich! Der Verurteilte hatte die Augen aufgeschlagen und ein Schauspiel erblickt, das ihn trotz der entsetzlichen Lage, in der er sich befand, mit Staunen erfüllte und das er sich nicht zu deuten wußte. Von der beinahe senkrechten Neigungsfläche der Dächer auf den rings um den Platz liegenden Häusern hatte man die Schieferplatten aufgehoben und abgerissen. Und durch die hierdurch entstandenen Löcher erschienen Tausende von Köpfen, die alle auf den Marktplatz und den Verurteilten herabblickten, ohne daß es im ersten Augenblicke möglich gewesen wäre,

zu entdecken, wo die zu diesen Köpfen gehörigen Körper steckten.

Es waren, wie der Leser bereits erraten haben wird, die vielen Neugierigen, die die Nacht in den Mansarden und auf den Speichern verbracht hatten, ohne daß es ihnen gelungen war, an den kleinen, überfüllten Fenstern ein noch so geringes Plätzchen zu erobern. Sobald das von dem Platze durch die Dachlucken dringende dumpfe Geräusch ihnen den Anfang des schrecklichen Schauspieles verkündete, hatten alle, wie verabredet, mit den Fäusten die Schieferplatten heruntergerissen und sich an den Balken des Daches festhaltend, die Köpfe durch die entstandenen Öffnungen gesteckt, um nur ja alles zu sehen, was da unten vorging.

Beim Anblick all dieser scheinbar körperlosen Köpfe, die von der die Nebel durchbrechenden Morgensonne mit rötlichem Lichte bestrahlt erschienen, und die sich weit und gierig ausstreckten, um seinen eignen Kopf fallen zu sehen, starrte der Verurteilte mit entsetzt aufgerissenen Augen in die Höhe; sein Blick irrte verständnislos über diese Versammlung, düster auf ihn niederblickender Gesichter, und seine Betroffenheit und sein Staunen waren so groß, daß er... mit offenem Munde enthauptet wurde. —

Dieser Mahoin!

# Die beſte Liebe

Zu den wenigen Sterblichen, die ein wirkliches, reines und ungetrübtes Glück genossen haben, kann ein junger Bretagner, namens Wilhelm Kerlis gezählt werden. Man kann wohl behaupten, daß er unter einem glücklichen Stern geboren wurde und daß es nur wenig Menschen gibt, deren Liebe eine so glückliche gewesen ist, wie die seine. Und doch, wie einfach war seine Geschichte!

Es war im Jahre 1882 in der Dämmerung eines schönen Septemberabends als Yvaine und Wilhelm sich auf dem Lande nicht weit von Rennes an einer Wiese begegneten. Yvaine war ein bildhübsches Mädchen von sechzehn Jahren. Sie war die einzige Tochter einer beinahe armen Pächterin; sie wohnten in Boisfleury, einem kleinen Marktflecken nicht weit von der Stadt.

An jenem Abend führte Yvaine ihre kleine, aus einer Färse und einem halben Dutzend Schafen bestehende Herde heim.

Wilhelm war ein schöner stolzer Bursche von achtzehn Jahren; er war der Sohn eines Jagdaufsehers des Barons von Quelern; er befand sich ebenfalls auf dem Heimwege und trug eine, mit dem erlegten Wild wohlgefüllte, Jagdtasche auf dem Rücken. Die beiden hatten kaum einen Blick miteinander ausgetauscht, als sie sich sehr darüber wunderten, daß sie einander nicht schon früher begegnet waren, denn der kleine Marktflecken, in dem Yvaine wohnte, war

kaum mehr als zwei Meilen von der Hütte des Jagdaufsehers entfernt. Die sie umgebenden Luzernen-, die schon gemähten Haferfelder, sowie der aus der Ferne kommende frische Duft des Waldes, erfüllten die abendliche Luft mit süßem Wohlgeruch. Sie sprachen ein paar Worte miteinander.

Yvaine schenkte Wilhelm das Kornblumensträußchen, das sie in ihrem Mieder trug, und Wilhelm machte ihr ein schönes rotes Feldhuhn zum Geschenk; man trennte sich jedoch nicht, ohne für den folgenden Tag ein Stelldichein verabredet zu haben, das Yvaine dem jungen Manne ohne Zögern bewilligte, da er ihr gar zu gut gefallen hatte.

Am folgenden Tage trafen sie sich nicht weit von Boisfleury in einem Fußpfade wieder, den der beginnende Herbst schon mit vergoldeten Blättern bestreut hatte. Hand in Hand tauschten sie ihre naiven, vertraulichen Mitteilungen miteinander aus, ohne nur daran zu denken, daß sie sich liebten. Bis zu den letzten Oktobertagen sahen sie sich dann täglich, und immer mehr vertiefte sich die leidenschaftliche Liebe, mit der Wilhelm an dem jungen Mädchen hing.

Wilhelms ganzer Charakter war ernst veranlagt; er war ein einfacher, ehrlicher Mensch, dessen Liebe ebenso heiß wie rein und ausdauernd war. Yvaine dagegen war ein verspieltes Kind, sehr liebenswürdig und vergnügt — stets plaudernd, singend und zwitschernd wie ein kleiner Vogel. Sie lachte vielleicht sogar ein wenig zu gern. Sie versprachen sich einander, besiegelten das Verlöbnis mit unschuldigen

Küssen und schwelgten in den schönsten Zukunftsplänen:

Und ehe sie sich trennten, umarmten sie einander lange und zärtlich.

Da Wilhelm sein Geheimnis zu hüten gewußt hatte, selbst vor seinem Vater, glaubte der alte Jagdaufseher, das in letzter Zeit auffallend sorgenvolle Aussehen seines Sohnes in Zusammenhang mit seiner nahe bevorstehenden Einberufung zum Militär bringen zu müssen, was übrigens auch durchaus richtig war. Der alte Sergeant gab dem Sohne beim Abendessen gute Lehren, wie er es anzustellen habe, um beim Regimente voran zu kommen.

Der einfach denkende ehrliche Wilhelm liebte also seine Yvaine mit ganzer Hingebung, ohne es zu bemerken, daß diese, die ein sehr hübsches Mädchen, wenn auch keine Schönheit, war, keines tiefern und ernstern Gefühles fähig war.

Sich verlieben — ja, das lag ihr, aber mit wirklicher Treue und Selbstlosigkeit zu lieben, dagegen sträubte sich ihre ganze Natur. Wenn er gewollt und es darauf angelegt hätte, würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, von ihr ernstere und verhängnisvollere Zärtlichkeitsbeweise zu erhalten als Küsse und Umarmungen. Aber der junge Mann war von einer so strikten Ehrenhaftigkeit, daß er geglaubt hätte, eine Heiligtumsentweihung zu begehen, wenn er es wagen gewollt, von seiner Braut eine eheliche Zärtlichkeit zu fordern, ehe der Priester den Segen über sie und ihn gesprochen. Yvaines

Natur war eine bedeutend frivolere; sie dachte anders über solche Dinge, und im Grunde ihres Herzens bedauerte sie es sogar manchmal, daß ihr Geliebter eine solche Hochachtung vor ihr empfand, die Neigung für ihn erlitt dadurch eine leichte Abkühlung. Es wandelte sie sogar zuweilen die Lust an, über seine allzu ernste Liebe zu lächeln, die das leichtfertige Mädchen weder verstand, noch zu schätzen wußte. Sie hätte es lieber gehabt, wenn Wilhelm etwas „amüsanter" gewesen wäre, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß ein ernst denkender Bräutigam vielleicht so sein müsse — wenigstens zuerst.

Wilhelm wurde einberufen und mußte Soldat werden, und als er Abschied von Yvaine nahm, empfand diese fast mehr Freundschaft wie Liebe für ihn. Indessen wechselten sie die Ringe, und sie versprach, auf ihn warten zu wollen. Fünf lange Jahre wollte sie ihm treu bleiben! War das nicht ein gewagtes Versprechen und konnte man erwarten, daß sie es halten werde? Indessen dachte Wilhelm gar nicht an die Möglichkeit, daß Yvaine ihr Wort brechen könne.

Am Morgen vor der Abreise hielt er sie lange und zärtlich umschlungen. „Lebe wohl, mein süßes Lieb," sagte er, „du wirst mich als Unterleutnant und mit dem Kreuze wiedersehen." — „Ach, mein Wilhelm," antwortete sie (und der Klang ihrer Stimme war ein so warmer, aufrichtiger, daß sie im Augenblick selbst an das glaubte, was sie ihm sagte), „und wenn es anders kommen sollte wie

wir hoffen, wenn du im Kriege fallen solltest, dann, das schwöre ich dir, gehe ich ins Kloster und werde Nonne." Er zitterte vor Erregung, das war ein unverhofftes Versprechen. In aufwallender Zärtlichkeit schloß er ihre Augenlider mit langen, glühenden Küssen. Jetzt war ihr Bund besiegelt. Sie waren so gut wie verheiratet. Man würde sich jede Woche schreiben. Die Wahrheit ist, daß in jenem Moment Yvaines leicht erregte Phantasie ihr den Geliebten in Offiziersuniform vorgaukelte, und das hatte sie begeistert. Sie trennten sich unter heißen Tränen, und ohne etwas anderes voneinander zu besitzen, als eine kleine Photographie, die ein umherziehender Photograph ihnen zum Preise von einem Franken gemacht hatte.

Wilhelm wurde dem Korps der Chasseurs d'Afrique eingereiht und nach Algerien geschickt.

Die ersten Briefe waren für beide eine Quelle reinster Freude und beinahe so schön wie die ersten Stelldicheins. Nun, da Wilhelm durch die Entfernung unerreichbar für das junge Mädchen geworden, erschien er ihr wie etwas „Verbotenes", dessen man sie beraubte und das sie eben deshalb begehrte.

Außerdem aber fühlte Yvaine sich jetzt, wo sie feierlich die Treue gelobt, verpflichtet, sie dem Geliebten zu halten.

Aber schon nach sechsmonatlicher Trennung erlitten Yvaines Ansichten über Treue einen bedenklichen kleinen Stoß. Sie seufzte viel, und ihr ein-

sames Leben erschien ihr recht langweilig. Ihr Treuschwur drückte wie eine Kette auf sie. Sie empfand zwar nach wie vor freundschaftliche Gefühle für Wilhelm — aber auch nur solche. Die Briefe, die sie an ihn richtete, verrieten jedoch nichts davon, sie waren stets in den zärtlichsten Worten abgefaßt. Die Wilhelms leugten Zeugnis dafür ab, daß er nur in der Erinnerung an sie und in der Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihr lebte. Aber vier und ein halbes Jahr noch sollten vergehen, ehe er wiederkehren würde. Sie gähnte unwillkürlich, wenn sie daran dachte. Mittlerweile starb der alte Kerlis und hinterließ seinem Sohne ein sehr bescheidenes Erbe; Wilhelm ordnete brieflich an, daß es bis zu seiner Rückkehr für ihn bewahrt und verwaltet werde.

Beide, Mutter und Tochter, atmeten erleichtert auf, als sie den Tod des alten Mannes erfuhren, vor dem sie, ohne sich des Grundes klar bewußt zu sein, stets eine gewisse Scheu empfunden hatten. Mutter Blein, die immer noch eine hübsche lebenslustige Frau war, tat sich keinen weitern Zwang an und führte einen etwas lockeren Lebenswandel.

Und eines Tages, kaum zehn Monate nach Wilhelms Abreise, ereignete sich etwas, das auf die Zukunft Yvaines von unheilvollem Einfluß war.

Bei einem im Dorfe stattfindenden ländlichen Feste machte das junge Mädchen die Bekanntschaft eines auf Urlaub anwesenden Fähnrichs der Marine, mit dem sie sich herrlich amüsierte, und von dem sie sich ohne weiteres verführen ließ, um schon zwei Tage darauf von ihm verlassen zu werden.

Zu spät begriff das arme Kind, daß es im Rausche einer allzu großen Fröhlichkeit etwas Unwiederbringliches verloren habe. Aber was war da zu machen? Es war vorbei! Und da sie kein Talent zum Trauern hatte, stürzte sie sich in einen Strudel von Vergnügen, um sich zu betäuben.

Schon nach einem Monat hatte sie einen Herrn gefunden, der ihr in Rennes eine allerdings nicht sehr luxuriöse Wohnung einrichtete und sie darin aushielt. Dann ging es sehr rasch bergab mit ihr. Sie wurde bald eine galante Dame, ging von Hand zu Hand und genoß reichlich der plumpen Freuden, die die Provinz denen bietet, die sich „amüsieren" wollen.

Dennoch bewahrte sie in echt weiblicher Wunderlichkeit im innersten Herzen eine Schwäche für den fernen Verlobten, den sie in so törichter Weise verraten hatte. Die warm empfundenen zärtlichen Briefe, die sie immer noch regelmäßig von ihm empfing, bildeten einen so seltsamen Kontrast mit dem Tone, in dem „die andern" mit ihr redeten. Da er nichts andres von ihr erfuhr, als was sie selbst ihm mitteilte, fuhr der Soldat im fernen Afrika fort, sie zu achten und zu lieben, und seltsamerweise schätzte sie jetzt seine Treue und Zuneigung höher ein, als je zuvor. Und ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was sie tat, antwortete sie ihm in dem herzlichen Tone früherer Tage. Es war ein trauriges Spiel, das sie trieb! Sei es nun, weil sie Zeit zu gewinnen hoffte, sei es, daß ihr der Mut fehlte, die Wahrheit zu bekennen — jeden-

falls ließ sie ihn in dem Glauben, daß sie immer noch das reine, unschuldige Mädchen sei, das er verlassen.

Es tat ihr so unendlich wohl, sich wenigstens von einem Menschen wirklich geliebt zu wissen. Wie hätte sie darauf verzichten können? Warum ihn so bald unglücklich machen? Er würde alles früh genug erfahren. Sie hielt es beinahe für ihre Pflicht, Wilhelm seine Illusion zu lassen, solange dies eben möglich war. Er kehrt ja erst in drei Jahren zurück, sagte sie sich, und das gab ihr Mut. Und dann, sie konnte und wollte Wilhelms Briefe nicht entbehren, die ihr einziges schreckliches Glück bildeten. Wenn er zurückkehrt und erfährt, was aus mir geworden ist, wird er mich vielleicht töten — es wäre für mich kein Unglück. Aber bis dahin wenigstens will ich das Leben genießen. Yvaine hatte Lebeleute gefunden, die das hübsche Mädchen lanciert hatten, und führte jetzt ein üppiges und luxuriöses Leben. Das verhinderte sie jedoch durchaus nicht, von Zeit zu Zeit Extratouren mit jungen Offizieren oder hübschen Studenten auszuführen und sich ihnen, nicht des Geldes, sondern des sinnlichen Genusses wegen, hinzugeben.

Plötzlich bekam sie keine Briefe mehr. Es geschah dies in den ersten Monaten des fünften Jahres.

Dies unerwartete Ausbleiben aller Nachrichten erfüllte sie mit quälender Angst. Sollte er wissen? Hatte er es von irgendwem erfahren?

Es war wirklich der schwerste Schlag, der das leichtsinnige Mädchen treffen konnte, und sie emp-

fand ihn um so härter, da sie, nachdem sie schon seit einigen Wochen keinen Brief mehr erhalten hatte, gezwungen war, in einem Hospital Aufnahme zu suchen, weil sie an einem unheilvollen Leiden erkrankt war, das sie sich durch ihr liederliches Leben zugezogen hatte, und das sie zu entstellen drohte.

Folgendes hatte sich zugetragen. Wilhelm, der ganz von seiner starken Liebe erfüllt war und Yvaines vollständig sicher zu sein glaubte, war in jeder Weise seinen militärischen Pflichten nachgekommen und galt bald in seiner Schwadron als ein solider, strebsamer und musterhafter Soldat. Er glaubte es seiner Yvaine und seinem künftigen Glück schuldig zu sein, sich auch nicht das kleinste Vergehen zuschulden kommen zu lassen. Daher sein tadelloses Betragen. Er lebte nur von den Briefen, die er aus Frankreich erhielt, und die sein ganzes Herz erfüllten. Er wußte, Yvaine war ihm treu und harrte seiner. Nun, da er so weit von ihr entfernt und sie seiner Sehnsucht unerreichbar war, schien sie ihm noch reizvoller und liebenswürdiger zu sein, wie in den Feldern der Bretagne. Die Gewißheit, daß die Geliebte ihm mit unwandelbarer Treue ergeben sei, erfüllte ihn mit stolzer Freude, und er zählte die Tage, die noch zwischen der Stunde des Wiedersehens lagen.

Als er Quartiermeister wurde und das militärische Ehrenzeichen erhielt, war er glücklich wie ein Kind, diese Auszeichnung seiner würdigen und geliebten kleinen Braut mitteilen zu dürfen. Dank der reinen Gesinnung, die er sich zu bewahren gewußt, hatten

die Worte: Vaterland, Ehre, häuslicher Herd, für ihn ihre ganze schöne Bedeutung bewahrt. Manchmal enthielten Yvaines Briefe Sätze und Ausdrücke, die einen minder harmlosen Menschen vielleicht stutzig gemacht hätten. Aber das unerschütterliche Vertrauen, das Wilhelm in die Geliebte setzte, ließ keinen Zweifel an ihr aufkommen, und er fand eine Rechtfertigung für jedes ihr unvorsichtig entfahrene leichtsinnige Wort.

Angenommen, daß er durch die Indiskretion eines Unberufenen die Wahrheit erfahren hätte — daß man ihm Beweise der Unwürdigkeit seiner Geliebten erbracht hätte — welch entsetzliche Wirkung hätte eine solche Mitteilung auf diesen Mann machen müssen! Sie würde seine Seele vergiftet, ihm den Lebensmut geraubt und zu einem vollständigen Zusammenbruch geführt haben. Wer unter dem Vorwande, daß man die Wahrheit niemals verschweigen dürfe, den traurigen Mut gefunden hätte, dem vertrauensseligen braven Soldaten die Augen zu öffnen, würde nicht wie ein Freund, sondern wie ein Mörder an ihm gehandelt haben. Bedeuteten die regelmäßigen Briefe seiner treuen Yvaine nicht sein einziges wirkliches Glück während dieser langen Trennungszeit, erfüllten sie ihn nicht mit den schönsten Zukunftshoffnungen? War nicht die Aussicht auf eine endliche Vereinigung mit der Geliebten das einzige, was ihm das Leben begehrenswert erscheinen ließ?

Nehmen wir nun einmal an, er hätte ein Freilos gezogen, wäre nicht Soldat geworden und hätte seine

Yvaine geheiratet. Wie anders würde sich da sein Schicksal gestaltet haben! Nachdem der kurze Rausch der Flitterwochen verweht, würde er nur allzubald die flüchtige, faule, kokette und gefährliche Natur seiner Frau erkannt haben, und welch heiße Tränen würde ihm das gekostet haben — ihm, dem die eheliche Treue so heilig war!

Wie bald würde sich sein Glück in Leid gewandelt haben, welch traurigem Alter hätte er entgegengesehen! Einer Einsamkeit zu zweien, wenn nicht der Leichtsinn seiner Frau schon lange vorher eine tragische Katastrophe herbeigeführt hätte. —

Sein guter Stern bewahrte diesen Mann, der zu einem wirklichen Glücke ausersehen war, vor einem so traurigen Lose. Ihm wurden vierundeinhalbes Jahr ungetrübten Glückes zuteil, eines Glückes, das auf eine berechtigte Hoffnung begründet war, und das ihn über die Entfernung von der Geliebten wegtäuschte und seine Tage mit der schönen Erinnerung an die vergangene Liebeszeit erfüllte. Und all dies nur dank der verzeihlichen Doppelzüngigkeit Yvaines, an deren Wahrheitsliebe er nie auch nur einen Augenblick zu zweifeln gewagt hätte. Und verzeihlich war ihre Handlungsweise ganz gewiß! Wer dürfte überhaupt den Stab brechen über „diese Art von Naturen"?

Ebensogut könnte man die Lerchen anklagen, weil sie dem Spiegel* nicht zu widerstehen vermögen, der sie doch ins Verderben lockt.

* Lerchenspiegel ist eine Art Vogelfalle, bei der ein Spiegelstückchen im Grunde eines Glasgefäßes angebracht ist, das

Wenn man gar den Einwand geltend machen wollte, daß das Glück des jungen Mannes das Produkt einer Lüge gewesen sei, so würde ich darauf antworten, daß dies ein Beweis dafür sei, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Außerdem aber gibt es denn auf dieser üblen Welt ein Glück, das nicht mehr oder minder auf einer Lüge begründet wäre? — —

Eines Nachts, es war in einem der ersten Monate des fünften Jahres seines Militärdienstes, wurde Wilhelm durch Trompetensignale erweckt. Es galt einem Aufstand der Araber. Wilhelm sprang aufs Pferd, und man warf sich auf den Feind.

Das Scharmützel war heiß, aber schon eine Stunde später war die aufrührerische Bewegung unterdrückt.

Als man beim Sternenschein in das Lager zurückkehrte, ertönten aus der Ferne drei verspätete Schüsse, und dann glitt durch das hohe Gras mitten in die Pferde hinein ein Schatten. Zweifellos war es ein Flüchtling, der einen Toten rächen wollte.

Als er den Quartiermeister streifte, erhob dieser seinen Säbel, aber im selben Augenblick durchbohrte der Araber ihm mit seinem langen Dolche die Brust. Er neigte sich sterbend über den Hals seines Pferdes, während der Eingeborene in dem den Weg begrenzenden Dattelwäldchen verschwand.

Man legte ihn auf eine Bahre, aber er bedeutete

man den Sonnenstrahlen aussetzt. Lerchen und andere kleine Vögel lassen sich durch den blinkenden Spiegel täuschen, glauben Wasser zu sehen, schießen darauf um zu trinken und sind in dem Glase gefangen.

durch ein Zeichen der Hand, ihn nicht wegzutragen. Er würde das Lager nicht lebend erreichen. Es war aus.

Der helle Mond eines klaren afrikanischen Himmels beleuchtete die traurige Szene.

Als seine Kameraden sahen, wie die Lebenskraft Wilhelms von einem Augenblicke zum andern rasch dahinschwand, fühlten sie, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, und entblößten Hauptes umstanden sie trauernd den Sterbenden, den sie alle geachtet und geliebt hatten.

Mühsam zog er die kleine Photographie seiner über alles geliebten Braut aus der Brusttasche, das Bild Yvaines, die er nicht wiedersehen sollte, die aber geschworen hatte, den Schleier zu nehmen, falls er im Kriege fallen sollte.

Da war hienieden das wahre Glück nur in uns selbst finden, und da, wie durch ein Wunder, Wilhelms Glauben an Yvaines Tugend durch keinen äußeren Skandal erschüttert worden war, starb er in festem Vertrauen auf ihre Liebe und Reinheit, und machte das Kreuzeszeichen über ihrem Bilde. Dann berührte er es mit den Lippen, und während sein Gesicht von einer überirdischen Freude erhellt schien, schloß er die Augen und entschlief.

# Höchste Liebe

Von Anbeginn der Zeiten bis zu der heutigen Stunde hat die Menschheit stets unter dem Zauber der geheimnisvollen geistigen Liebe gestanden, und sie zittert schon bei Nennung ihres heiligen Namens.

Immer verehrte sie ihr unveränderliches Wesen, das durch den Schleier des Lebens leuchtet, denn die unbefriedigten und enttäuschten Hoffnungen, die die flüchtigen Illusionen der irdischen Liebe in dem menschlichen Herzen zurücklassen, erfüllen es mit der Ahnung, daß niemand sein wirkliches Ideal besitzen kann, außer in dem schöpferischen Lichte, von dem es ausgeht.

Das ist der Grund, weshalb viele Liebende den irdischen himmlischen Gelüsten Trotz bietend, allen Küssen und Umarmungen zu entsagen gewußt haben, und in schöner Ekstase nur danach strebten, die Dualität ihres Wesens dereinst in den mystischen Flammen des Himmels zu vereinen. Diesen auserkorenen Herzen, die ganz vom Glauben durchdrungen sind, vermag der Tod keine Schrecken einzuflößen. Ihre Liebe gleicht dem Phönix, der nur darum verbrennt, um neu aus der Asche zu erstehen, und sie sind jeden Augenblick dazu bereit, sich von dieser Welt abzulösen.

Wenn es nun aber wahr ist, daß nur derjenige solche Liebe zu beschreiben vermag, der sie selbst empfunden hat, ist da nicht der Schreiber dieser

Zeilen, dem ein gütiges Geschick es verstattete, dieses höchste aller Gefühle kennenzulernen, verpflichtet, allen denen, deren Seele von Sehnsucht danach erfüllt ist, das Glück zu schildern, das ihm diese reinste, höchste Liebe gewährt hat?

Da ich dies in der Tat glaube, gebe ich hier in aller Einfachheit die Erzählung der Kette von Umständen und seltsamen Zufällen, durch die es mir vergönnt wurde, ein so unvergleichlich köstliches Abenteuer zu erleben.

Ich verdankte es der ausgezeichneten Höflichkeit des Herzogs von Marmier, daß ich an diesem schönen Frühlingsabend des Jahres 1868 das im Palais des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gegebene Fest mitmachen durfte.

Der Herzog hatte Beziehungen zu dem Hause des Marquis von Monstier, der damals im Ministerium war. Ich hatte vor ein paar Tagen, als wir beide bei einem gemeinschaftlichen Freunde zu Tische gewesen, den Wunsch ausgesprochen, mir gelegentlich die kaiserliche Welt anzusehen, und Herr von Marmier hatte die Liebenswürdigkeit so weit getrieben, mich persönlich aus meiner in der Rue Royale gelegenen Wohnung abzuholen und in dieses Fest einzuführen, wo wir gegen halb elf ankamen.

Nach den üblichen Vorstellungen verließ ich meinen liebenswürdigen Begleiter und suchte mich allein zu orientieren.

Der Anblick des Balles war ein glänzender. Von den schweren Kristallkronleuchtern strahlte blendendes Licht auf die auserwählt vornehme Gesellschaft herab.

Die prunkvollen Toiletten der Damen erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. Wie lebender Schnee tauchten die mit Brillanten und Perlen geschmückten weißen Nacken und blendenden atlasweichen Schultern schöner Frauen aus den blumengeschmückten, tief ausgeschnittenen Leibchen ihrer schimmernden Gewänder. In dem Hauptsaale stellte man sich zur Quadrille auf. Die Herren — fast alle Träger berühmter Namen — waren in schwarzem, reich mit Orden geschmücktem Frack. Die jungen Mädchen saßen in duftigen Musselintoiletten, deren Schleppen mit Blumengirlanden geziert waren, rings umher und harrten, ihre kleine Schreibtafel zierlich in den Fingerspitzen haltend, des Augenblickes, wo ihre Kavaliere sie zum Kontertanze führen würden. Gesandtschaftsattachés, deren Knopflöcher mit in Brillanten ausgeführten Orden überladen waren, gingen hin und her. Hohe Offiziere in roten Moirékrawatten und das Kommandantenkreuz an einem Bande um den Hals tragend, begrüßten und komplimentierten mit leiser Stimme die aristokratischen Schönheiten des Hofes, und über die Züge dieser auserkorenen Lieblinge der launenhaften Glücksgöttin huschte dann ein triumphierendes Lächeln.

In den benachbarten Salons bildeten sich plaudernde Gruppen von Diplomaten, unter denen sich ein Bischof befand. Am Arme junger Attachés durchschritten vornehme junge Ausländerinnen, den Fächer in der Hand, und den eiskalten Blick forschend über die Gesellschaft gleiten lassend, die Säle. Fröhlich sah kaum jemand aus — es war, als ob alle An-

wesenden von einer geheimen Sorge bedrückt seien. — Alles in allem machte auf mich dieses Fest den Eindruck eines Balles von Phantomen, und mir war, als stände irgendwo hinter den Kulissen verborgen der unsichtbare Dirigent all dieser geisterhaften Schatten, und als könne jeden Augenblick sein gebieterisches, keinen Einspruch duldendes „Verschwindet" erklingen.

Mit der von der Etikette auferlegten, gelangweilten Indolenz durchschritt ich die lange Reihe der Gemächer und gelangte endlich in einen kleinen Salon, in dem sich kaum einige Gäste befanden. Ein sehr großer Balkon, dessen Fenstertüren weit geöffnet waren, lockte mich, hinauszutreten, und mein Auge über das nächtliche Paris gleiten zu lassen, das sich vom Arc-de-l'Etoile bis zur Notre-Dame vor meinem Blicke entrollte.

Ach! Wie köstlich sie war, diese funkelnde Nacht! Das Dunkel der Stadt war durch Myriaden fester und sich bewegender, leuchtender Punkte bevölkert. Jenseits der Kais und der über die Seine führenden Brücken, gerade gegenüber dem Balkon, auf dem ich mich befand, lag der Garten der Tuilerien. Ein leiser Südwind bewegte das Laub seiner Bäume. Das sich darüber spannende schwärzlich-blaue Himmelszelt erschien von unzähligen Sternen durchsät, deren Widerschein sich auf dem dunkeln Wasser der Seine spiegelte, die mit der Langsamkeit der Lagunen durch die Brücken floß. Durch das Laub der Bäume schimmernd, erschienen die Gaslampen wie goldene Blumen. Der Atem der Riesenstadt, der aus der Ferne,

sich hebend und senkend, zu mir drang, glich dem Geräusch einer nahen Brandung und mischte sich mit dem seltsamen Bilde vor mir.

Dazwischen drangen aus dem nahen Ballsaale Geigenklänge und Walzermusik in die Nacht.

Bei der plötzlichen Erinnerung an den König im Exil überkam mich eine tiefe Traurigkeit und ein gewisses Bedauern, ein wenn auch nur flüchtiger Gast dieses Festes zu sein. Schon verlor sich mein Geist in diese Träumerei, als der von einem milden Lüftchen getragene zarte Duft weißen Flieders, der aus meiner nächsten Umgebung zu mir drang, mir die Anwesenheit eines weiblichen Wesens verriet und mich veranlaßte, mich danach umzuschauen.

In der rechts von mir befindlichen Balkonnische stützte eine junge Dame den behandschuhten Arm auf die mit einem granatfarbenen kostbaren Samtteppich bedeckte Balluſtrade.

Ich gestehe, daß ihr Anblick und der undefinierbare, von ihrer Erscheinung ausgehende Zauber genügten, um mich vollständig zu verwirren, und mich meine ganze Umgebung vergessen zu machen. Und dennoch erschienen mir die Züge dieser jungen Dame längst vertraut. Wo und wann nur hatte ich dieses liebliche Antlitz gesehen?

Und wie nur war es möglich, daß dieses junge Wesen, dessen ganze Erscheinung eine so keusche Herzensreinheit verriet, dessen Blick von einer mystischen Hoffnung erfüllt zu sein schien, sich auf dieses weltliche Fest verirrt hatte?

Zu meiner großen Überraschung glaubte ich dann

plötzlich, diese junge Frau zu erkennen. Die Erinnerung an längst vergangene Zeiten, an köstliche Herbstabende, die ich mit ihr in einem alten, in der Bretagne verlorenen Schlosse verlebt hatte, wo die schöne Herrin von Locmaria zu gewissen Zeiten einige ihrer vertrauten Freunde zu versammeln pflegte, tauchte vor meinem innern Auge auf.

Und langsam und allmählich kehrte auch der so lange vergessene Name mir ins Gedächtnis zurück:

„Fräulein von Aubelleyne," sagte ich mir.

Zu der Zeit, da ich sie gekannt, war Lysiane von Aubelleyne noch ein Kind, und ich ein ziemlich schüchterner Jüngling. Wir liebten es beide, umherzustreifen und, wenn wir abends von unsern Spaziergängen zurückkehrten, hatten wir uns öfter in den alten, hundertjährigen Alleen von Locmaria getroffen und — ich erinnere mich ganz deutlich —, daß unsere Unterhaltungen für zwei so junge Menschen einen ungewöhnlich ernsten Charakter trugen, der uns sehr bald die geistige Verwandtschaft unserer Seelen enthüllte. In der Tat bedurften wir oft kaum der Worte, um uns zu verständigen, und in glücklichem Schweigen gingen wir dann nebeneinander her.

Zu jener Zeit waren schon zwei Jahre verflossen, seit das junge Mädchen seine Mutter verloren hatte. Als der Baron von Aubelleyne die Nachricht von dem unersetzlichen Verluste erhielt, der ihn betroffen, hatte er sofort seine Stellung als Kommandant eines Kriegsschiffes niedergelegt und sich mit seinen beiden Töchtern auf sein Erbgut zurückgezogen, und nur bei

besondern, sehr seltenen Gelegenheiten, zeigte er sich in der Gesellschaft seiner Gutsnachbarn.

Dieses streng zurückgezogene Leben entsprach übrigens durchaus der Neigung Lysianens, die, wie man zu sagen pflegt, mit dem „Heimweh nach dem Himmel" geboren war. Man wußte, daß es ihr Wunsch war, den Schleier zu nehmen — ein Geheimnis, das der Blick ihrer schönen, an taubenetzte Veilchen erinnernden Augen nur allzu deutlich verriet. Das einsame Leben, das sie im Hause ihres Vaters führte, war erfüllt mit vielen ihr teuern Pflichten. Sie erzog ihre kleine Schwester, beschäftigte sich mit der Führung des Haushaltes und der Pflege ihrer lieben Armen; sie verkehrte freundschaftlich mit den Nonnen der benachbarten Klöster und begehrte kein anderes Leben. — Ich hatte Fräulein von Aubelleyne seit den Tagen unseres Begegnens auf dem Schlosse in der Bretagne niemals wiedergesehen, und nun fand ich sie plötzlich hier in Paris, auf diesem Balkon und als Teilnehmerin eines offiziellen Festes wieder, in das ihre ideale Erscheinung so gar nicht paßte.

Denn sie war es, war es wirklich! Jetzt wie einst trug ihr reizendes, ernstes Antlitz den Ausdruck einer nachdenklichen Schönheit, den Stempel reinster engelgleicher Güte. Sie mußte jetzt drei- oder vierundzwanzig Jahre alt sein. Sie war bleich, und das liebliche Oval ihres Gesichtes, in dem die blauen Augen wie Sterne leuchteten, war von schwarzen glänzenden Haaren umrahmt, in denen ein paar kleine weiße Fliederdolden dufteten.

Die Schönheit ihrer distinguierten, eigentümlichen

Toilette erhöhte noch den Reiz der anmutigen Erscheinung. Sie trug ein Kleid von schwerer, golddurchwirkter, mattschwarzer Seide, das reich mit Jetperlen bestickt und durch einen zarten Überwurf von violetter Gaze verschleiert war. Eine feine Girlande von weißem Flieder, die von der Schulter ausging und sich in ihrem Gürtel verlor, umkränzte die schlanke Gestalt. In der einen auf ihr Gewand herabhängenden Hand hielt sie einen weißen, geschlossenen Fächer. An dem feinen, ihren Hals umspannenden Goldkettchen hing ein kleines Perlenkreuz.

Und — genau wie ehedem — war ich mir klar bewußt, daß es nur die Lauterkeit ihrer Seele war, die mir diese Frau verführerisch erscheinen ließ. Ich hätte mir kaum etwas Köstlicheres denken können, als an ihren Leiden und Freuden brüderlichen Anteil nehmen zu dürfen, aber sie erregte keine leidenschaftliche, erotische Bewegung in mir. — Ich betrachtete sie einige Augenblicke mit naiver Bewunderung und vermochte mir ihre Gegenwart in dieser Umgebung nicht zu deuten... Sie schien das zu verstehen und mich auch sofort wiederzuerkennen, denn sie grüßte mich freundlich, und ihr gütiges Lächeln verriet, daß sie meine Gefühle zu würdigen wisse. Ich trat zu ihr heran und sagte:

„Fräulein von Aubelleyne hat also trotz der dazwischenliegenden Jahre den langweiligen Burschen, dem sie auf dem Schlosse Locmaria begegnet ist, noch nicht ganz vergessen?"

„Ich erinnere mich Ihrer noch sehr gut, mein Herr."

„Sie waren damals ein noch sehr junges Mädchen, mehr träumerisch als traurig, mehr sanft als fröhlich, und Ihr Lächeln glich rasch vorübergleitenden Sonnenstrahlen. Und dennoch — darf ich wagen, es auszusprechen, daß ich schon damals in dem klaren Blick Ihrer Kinderaugen die zukünftige, von sanfter Melancholie umhüllte Frau erriet, so wie sie heute vor mir steht."

„Es freut mich, daß Sie, abgesehen davon, daß ich eben älter geworden bin, mich doch nicht allzu sehr verändert finden."

„Ja, so ist es. Obgleich ich Sie auf diesem Feste finde, habe ich die Empfindung, als ob Sie mit Ihrer Seele nicht hier gegenwärtig wären — und daß Sie mir fremder gegenübertreten, als wenn Sie mich niemals gekannt hätten. Wahrhaftig, man könnte glauben, daß Sie trotz Ihrer Jugend... schon unter dem Leben gelitten haben?"

Sie schien ihre Gedanken gewaltsam zu sammeln und sah mich ernst und forschend an, als ob sie sich bemühe, die Bedeutung meiner Worte genau zu verstehen. Dann antwortete sie mir:

„Nein, mein Herr, — wenigstens nicht in dem Sinne, in dem Sie es vielleicht verstehen. Das Leben hat mir keine schweren Enttäuschungen gebracht, und wenn ich für mich selber kein irdisches Glück begehre, so begreife ich doch sehr gut, daß andere das Leben sehr schön finden. Genießen wir zum Beispiel nicht heute eine wunderbar schöne Nacht? Und hören Sie nur, wie verlockend die Klänge der Musik zu uns herübertönen! Ich habe eben im Ballsaale zwei Verlobte

gesehen, ihre Hände ruhten ineinander, und das Glück leuchtete aus ihren Augen. Sie werden einander bald ganz angehören. Ach, und wie köstlich muß es sein, Mutter zu werden! Welches Glück, geliebt zu werden und ein süßes Kind in den Armen wiegen zu dürfen."

Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihrer Brust, und ich sah, wie sie die Augen schloß.

„Oh," sagte sie matt, „ich glaube, es ist der Duft dieses Flieders, der mich betäubt."

Sie schwieg bewegt.

Ich war im Begriffe, eine weitere Frage an sie zu stellen, als von dem Turme der Notre-Dame herab die feierlichen Töne der Uhr die Mitternacht verkündeten. Wie ein ungeheurer Vogel schwang sich der Klang von einer Kirche zur andern, und von allen Türmen wiederholten sich die zwölf Glockenschläge, vibrierten ein paar Sekunden durch die Nacht, um dann im Dunkel zu versinken.

Aber obgleich die Uhren aufgehört hatten zu schlagen, blieb Fräulein von Aubelleyne mit aufgestützten Armen und in horchender Stellung sitzen; es war, als lausche sie aus weiter Ferne zu ihr dringenden Tönen, die sie mit leisen Bewegungen ihres Kopfes begleitete, die ich jedoch nicht vernahm.

„Es ist, als ob Ihre Gedanken die enteilenden Stunden bis in den fernsten Schatten begleiteten?"

„Ach," murmelte sie, zu den Sternen aufblickend, „diese Stunde, die eben geschlagen hat, bedeutet das Ende meiner Prüfungszeit! Sie hat meine Ketten gebrochen und führt meine befreite Seele weit, weit

weg von hier — nein, nicht nur fort von diesem Feste, sondern außerhalb dieser Welt, in der wir alle nur flüchtige Gäste sind, von der ich mich aber nun endlich für immer ablösen werde."

Ganz betroffen von dem seltsamen Sinn dieser Worte blickte ich meine Nachbarin forschend und beunruhigt an und sagte dann:

„Aus Ihrer Rede erkenne ich nur allzu deutlich die Seele des Kindes von ehedem! Aber was mich ein wenig befremdet, ist, daß dieser heiße Wunsch sich von der Welt zurückzuziehen, auch jetzt noch in Ihnen lebt, da Sie in der vollen Blüte Ihrer Jugend stehen und der wunderbare Reiz Ihrer geheimnisvollen Schönheit Sie zu allen Freuden dieser Welt berechtigt."

„Oh," sagte sie in träumerischem Tone, „gibt es denn in dieser Welt eine Freude, die sich nicht in sich selbst erschöpfte, die rein und ohne einen bittern Beigeschmack wäre? Heißt es die Wohltat des Lebens verkennen, wenn man seinen Becher nicht bis zur Hefe trinken möchte? Und ist es nicht ein viel begehrenswerteres Glück, sich dem Bereiche aller irdischen Begierden und Gelüste zu entziehen, um seiner Ideale nicht verlustig zu gehen und abseits von dem Geräusche der Welt, mit starker, reiner Seele das Leben zu vollbringen?"

„Es ist leicht, stark zu sein, so bald man sich jeder Versuchung entzieht."

„Ich bin nur ein armes, aus Schwächen und fleischlichen Gelüsten bestehendes, sündiges Menschenkind. Warum also sollte ich andere Kämpfe suchen als

solche, aus denen ich sicher bin, siegreich hervorzugehen?"

„Aber," frug ich sie erstaunt, „wie kommt es denn, daß Sie heute abend hierhergekommen sind?"

Ein verklärtes Lächeln erhellte ihre bleichen Züge.

„Ich habe", sagte sie, „mich während meiner Prüfungszeit den Regeln des Karmeliterordens unterwerfen müssen, und diese fordern, daß die demütige Braut Christi die Versuchungen der Welt kennen lernt, ehe sie ihr Gelübde ablegt. Ich erfülle durch mein Hiersein das Gebot des Gehorsams."

Man hatte in diesem Augenblicke die schweren, den Salon von dem Ballsaale trennenden Samtvorhänge weit zurückgezogen, und wir blickten ungehindert in den weiten, prächtigen und strahlend hell erleuchteten Raum, in dem schöne lächelnde Frauen und elegante Kavaliere sich bei rauschender Musik im Walzertakte wiegten. Ich blickte tief gerührt auf das schöne, schwärmerische Mädchen an meiner Seite, und mit einer Bewegung, die ich kaum zu unterdrücken vermochte, sagte ich:

„Wirklich, Fräulein von Aubelleyne, es betrübt mich tief, daß Sie schon so früh der Welt und ihren Freuden entsagen wollen. Warum wollen Sie denn Ihr Gelübde schon so bald ablegen? Erscheint Ihnen das Leben so freudlos, sollte alles, was es bietet, wirklich keinen Wert für Sie haben? Es ist schön, mutig in die Zukunft zu sehen und den Kampf mit den Bitterkeiten des Daseins nicht zu fürchten. Und glauben Sie mir, selbst die Illusionen des Lebens sind schön, und es ist schön, die an uns gestellten Auf-

gaben zu lösen, uns teure Menschen zu lieben, für sie zu zittern und zu leiden, Freud und Schmerz mit ihnen zu teilen, bis der Tod uns abruft. Erst wenn wirklich keinerlei Pflichten mehr an Sie herantreten sollten, wenn Ihre Seele, der menschlichen Enttäuschungen müde, sich nach Ruhe sehnte, würde ich Ihren Rückzug von der Welt verstehen, der mir jetzt beinahe wie eine Art von Fahnenflucht erscheint."

Wie eine Lilie löste sich das bleiche Mädchenbild von dem dunkeln, sternenbesäten Nachthimmel ab. Mit verklärtem Gesichte und fröhlich klingender heller Stimme antwortete sie mir:

„Ach! Sie meinen, ich solle mein Gelübde aufschieben, nicht wahr? Nein, nein, wenn ich so handeln wollte, wie Sie mir vorschlagen, dann würde ich Gott ja nur die Reste meines Körpers, die Asche meiner Seele zum Opfer darbringen können. Die Macht des Glaubens ist es, die den Himmel des Menschen ausmacht, und nur indem wir uns ganz von der Welt ablösen, erlangen wir die übermenschliche Fähigkeit, uns ganz mit dem göttlichen Lichte zu vereinen. Warum also zögern? Der Augenblick, in dem wir nicht mehr sind, folgt so schnell auf den unseres Seins, daß es sich kaum verlohnt, dem Leben einen allzu großen Wert beizulegen. Warum wollen Sie es überhaupt ein Opfer nennen, wenn wir von der kurzen, uns auf Erden vergönnten Frist den Gebrauch machen, der unserer unsterblichen Seele zum Heile dient?"

Hier wandte sich das junge Mädchen dem Ballsaale zu, ihre Hand berührte den über die Balluſtrade

geworfenen Purpursamt und stützte sich zufällig auf die Krone des in altem Golde ziselierten kaiserlichen Wappenschildes.

„Blicken Sie dorthin," fuhr sie fort. „Gewiß, sie sind schön und verführerisch die lächelnden Lippen, die strahlenden Augen dieser sich in frohem Tanze schwingenden Paare. Und doch, wenn durch den Hauch eines verhängnisvollen Ereignisses plötzlich diese strahlenden Lampen verlöschten, dann würde das uns so entzückende reizende Bild in der Dunkelheit versinken und aufhören, unsere Augen zu bezaubern. Was also bedeuten uns diese vorübergleitenden Gestalten, deren Wert nur in der durch sie hervorgerufenen Illusion besteht? Wozu nützt es, sich in diese strahlende Helle zu begeben, die doch so bald verlöschen muß? Für mich würde es eine Fahnenflucht bedeuten, wenn ich ein solches Leben erwählen würde. Es ist meine erste Pflicht, der Stimme zu folgen, die mich ruft. Ich will hinfort meine Augen nur in dem innern Lichte baden, mit dem mein gekreuzigter Heiland gnadenvoll die Seele erfüllt, und ich eile, mich ihm in der ganzen Blüte meiner nur zu vergänglichen Schönheit zum Opfer darzubringen. Mein einziger Kummer ist nur, daß ich ihm nicht mehr und besseres opfern kann."

Unwillkürlich mit hingerissen von ihrer Ekstase fand ich keine Entgegnung — sie schien in Andacht versunken zu sein, und ich wagte es nicht, sie auch nur durch ein Wort zu unterbrechen. Allmählich jedoch gewann sie ihre Ruhe zurück, und als jetzt der alte Admiral de L . . . M . . . sie begrüßte, lächelte sie

beinahe, reichte ihm freundlich die Hand und verneigte sich dann vor mir, als ob sie gehen wolle.

„Sie wollen schon gehen," murmelte ich, „ich werde Sie also niemals wiedersehen?"

„Nein, mein Herr," erwiderte sie leise.

„Selbst nicht noch einmal, zum letzten Male?"

Sie dachte einen Augenblick nach und antwortete dann:

„Zum letzten Male... Wohlan, es sei..."

„Wann?"

„Morgen, wenn Sie zur Mittagsstunde in die Kapelle des Klosters der Karmelitessen kommen wollen..."

Fräulein von Aubelleyne war schon eine ganze Weile aus dem Salon verschwunden, während ich immer noch unter dem Banne dieser Begegnung und unseres seltsamen Gespräches stand. Endlich raffte ich mich gewaltsam auf und, um den empfangenen Eindruck etwas zu verwischen, versuchte ich es, in dem Gewoge dieses glänzenden Festes unterzutauchen.

Aber es wollte mir nicht gelingen, in eine andere Stimmung zu kommen. Mir war, als sei ein düsterer Schatten über all diese Lichter gefallen! Ich dachte daran, daß sehr bald von diesem ganzen prunkenden Feste nichts anderes zurückbleiben könne, als verödete Säle, durch die schattengleich übermüdete, bleiche Diener unter verlöschten Kronleuchtern hingleiten würden.

Ich stand am andern Morgen ziemlich früh auf und machte mich schon lange vor der bestimmten Zeit auf den Weg zu dem vereinbarten Wiedersehen. Es

war in der Nacht ziemlich kalt gewesen, und auch der Morgen war frisch, aber die Sonne strahlte in goldiger Pracht. Ein herrlicher Apriltag lachte in den Lüften, und da es in der Nacht gereift hatte, erschienen die Boulevards, die Bäume, die Fensterscheiben wie mit Diamantstaub bedeckt, der im Sonnenschein schimmerte und blitzte. Mein Herz war von einer unbeschreiblichen schönen Hoffnung erfüllt und meine Stimmung die beste. Den ersten freien Wagen benutzend, fuhr ich fröhlich meinem Ziele entgegen.

Ungefähr eine Stunde später befand ich mich vor dem Portale einer alten Priorei, Notre-Dame-des-Champs. Ich stieg die zur Kapelle emporführenden Stufen hinauf und trat ein.

Von der Orgel begleitet, tönte mir ein Frauenchor entgegen, dessen Stimmen von einer so unendlichen Süße und Reinheit waren, daß sie kaum mehr dieser Welt anzugehören schienen. Unsichtbar und hinter einem das Allerheiligste im Halbkreis umgebenden Gitter verborgen, sangen die Nachfolgerinnen Theresens von Avila. Es war eine Totenfeier; ein mit einer schwarzen Stola bekleideter Priester las die Seelenmesse. Dem Altare gegenüber, von Weihrauchwolken umgeben, stand ein beleuchteter Katafalk.

Zweifellos galt diese Feier einer dahingeschiedenen Nonne des Ordens, denn auf den Steinplatten des Bodens stand ein Sarg, der von einem Leichentuche verhüllt war, dessen Falten weit über den Fußboden hingen und auf das die durch die bunten Glasfenster dringenden Sonnenstrahlen helle Lichter warfen. Der

Schein unzähliger hoher Wachskerzen, deren Flammen in der hellen Tagesbeleuchtung feurigen Tränen glichen, fiel auf die Goldfranzen des Leichentuches, und es lag etwas unsäglich Melancholisches in dieser Doppelbeleuchtung, es war, als riefen die brennenden Lichter dem hellen Tage zu: „Auch du mußt verlöschen."

In dem Schiffe der Kirche hatte sich eine elegante Gesellschaft versammelt, die der höchsten Aristokratie anzugehören schien. Die luxuriösen Toiletten der Damen und Herren, der feine, ihren kostbaren Pelzen entsteigende Duft, die Pracht der samtenen und seidenen Gewänder hätte beinahe zu dem Glauben verleiten können, daß man zu einer Hochzeits- und nicht zu einer Totenfeier vereinigt sei.

Mein Auge glitt forschend über die Versammlung, ich suchte Fräulein von Aubelleyne. Da ich sie aber nirgendwo entdecken konnte, ging ich langsam durch die doppelten Stuhlreihen, bis zu der links vom Allerheiligsten stehenden Säule. Das Glöcklein des Meßners hatte eben zum Offertorium (dem der Opferung vorangehenden Gebete) geläutet. In diesem Augenblicke öffnete sich die zum Innern des Klosters führende Pforte. Auf ein großes, weißes Kreuz gestützt, erschien die Äbtissin hochaufgerichtet auf der Schwelle. Ein silbernes Kruzifix, das Zeichen ihrer Würde, schimmerte auf ihrer Brust. Sie war von dienenden Schwestern umgeben, die in weißen Mänteln, schwarzen Schleiern und mit nackten Füßen, langsam nähertraten und das verhüllende Leichentuch dem Sarge nahmen, der offenbar leer war.

Ehe ich mir noch Rechenschaft über die Bedeutung dieser Zeremonie zu geben vermochte, ertönte das Totenglöckchen, und der alte, die Messe zelebrierende Offiziant wandte sich mit der Frage an die Gläubigen, ob sich unter den hier versammelten Andächtigen eine bußfertige Seele befinde, die sich danach sehne, sich mit Gott zu vereinigen und bereit sei, sich ihm zum Opfer darzubringen..."

Bei diesen Worten ging eine zitternde Bewegung durch die Reihen der Versammelten, und aller Augen richteten sich auf die Gestalt einer schlanken, weißgekleideten und tief verschleierten Büßerin. Ich sah, wie sie ihren Platz verließ und langsam dem Allerheiligsten zuschritt, während viele der Anwesenden in schmerzliches Weinen ausbrachen und ihr halblaute zärtliche Abschiedsgrüße zuriefen. Ohne die Augen aufzuschlagen, verfolgte sie unbeirrt ihren Weg; jetzt hatte sie die Schranken erreicht, stieß sanft das Gitter auf, trat in den Chor, legte ihren Schleier ab und kniete nieder und, umgeben von den Wachskerzen, die sie wie ein Kreis von Sternen umgaben, legte sie ihre jungfräuliche Hand auf den Sarg und sagte mit fester Stimme: „Hier bin ich."

Jetzt endlich begriff ich! Das also war das Stelldichein, das mir dieses junge Mädchen bewilligt hatte! Und wie ein Blitz durchfuhr mich die Erinnerung an die schrecklichen Zeremonien, denen sich die Novize des strengen Ordens der Karmelitessen zu unterwerfen hat, wenn sie den Schleier nimmt.

Und aus der jetzt tiefen, atemlosen Stille, die über der Versammlung ruhte, vernahm ich, wie ihre süße

Stimme sich erhob, um die Formel der Gelübde ihrer Konsekration zu singen.

Ach, man vergönne mir, darüber zu schweigen, was ich in jenen Augenblicken empfand.

Jetzt trat eine ihrer neuen Genossinnen auf sie zu, umhüllte sie mit dem Leichentuche, zog ihr Schuhe und Strümpfe aus und empfing dann aus den Händen der Äbtissin die scharfe Schere, unter der das köstliche, lang herabwallende Gelock der wie verklärt dreinschauenden Himmelsbraut fallen sollte.

In diesem Augenblick wandte Lysiane von Aubelleyne plötzlich ihr Antlitz voll der Versammlung zu. Forschend glitten ihre Augen über die Anwesenden hin — es war, als suche sie wen — und nun, da sie meinem Blick begegnet, sah sie mich lange freundlich und fest, dabei mit einer so ernsten Feierlichkeit an, daß ich, bis ins Innerste erschüttert, es verstand, wie in diesem Blick die Erfüllung des Versprechens eines Wiedersehens lag, das diese reine Engelsseele mir gegeben.

Ich schloß die Augen, unfähig, Zeuge der nun folgenden qualvollen Zeremonien zu sein.

Als ich mich so weit gesammelt hatte, mir Rechenschaft über die mich umgebenden Dinge geben zu können, war die Kirche leer. Der Tag ging dem Abend entgegen. Das Gitter des Chores und die zu dem Kloster führende Pforte waren geschlossen und durch einen schweren Vorhang verhüllt. Die Kerzen waren verlöscht. Alles war still und öde, und wie eine seltsame Vision erschienen mir die Erlebnisse dieses Tages.

Aber der köstliche Abschied, den diese Heilige von mir genommen, hat auf alle Zeiten jedes sinnliche Begehren und das Verlangen nach irdischer Liebe in mir ertötet. Die Erinnerung an sie hat mich edler und größer gemacht, und immer noch stehe ich unter dem geheimnisvollen Bann ihres letzten grüßenden Blickes, der in mir das Heimweh nach dem Himmel erweckt hat, wie dies einst der Blick Beatricens im Herzen des Dante Alighieri getan.

# Die Räuber

Herrn Henri Roujon zugeeignet

„Was ist der ‚dritte Stand'"? —
„Nichts." — „Was sollte er sein?" —
„Alles."

Sully

Pibrac und Nayrac, so hießen die durch eine Landstraße verbundenen Landstädtchen, die sich unter der Herrschaft der Orléans eine vollkommene Übereinstimmung der Sitten, der Geschäftsführung und der Lebens- und Anschauungsweise erfreuten.

Wie überall, zeichnete der Magistrat sich dadurch aus, daß er noble Passionen hatte; — und, wie überall, versöhnte der Bürger sich damit und hatte nichts dagegen einzuwenden. Man lebte also in diesen glücklichen Gefilden durchaus friedlich und fröhlich miteinander, bis es an einem schönen Oktoberabende dem alten Spielmann von Nayrac, der gerade total abgebrannt war, einfiel, den ihm begegnenden Küster von Pibrac im Schutze der Dunkelheit in ziemlich unverschämtem Tone um etwas Geld zu bitten.

Der Küster, der den alten Fiedler nicht erkannt hatte, bekam einen panischen Schrecken, machte aber gute Miene zum bösen Spiele und gab dem Alten ein reiches Almosen. Bei seiner Rückkehr nach Pibrac erzählte er sein Abenteuer, aber seine fieberhaft erregte Phantasie schmückte es in einer Weise aus, daß der alte Fiedler von Nayrac so dargestellt wurde, als sei er der Hauptmann einer den Süden verheerenden Räuberbande, die die Landstraße belagerte, die Reisenden beraubte und die friedlichen Bürger mit Erpressungen und Feuersbrünsten bedrohte.

Die braven Bürger der beiden Landstädtchen hatten dann natürlich das Ihrige dazu beigetragen, die Erzählung des Küsters gehörig aufzubauschen. Jeder übertreibt ja so gern, und außerdem ist es Tatsache, daß alle Besitzenden dazu neigen, diejenigen mit schwärzesten Farben zu malen, die sich unterstehen, etwas von ihrem Gelde in Anspruch nehmen zu wollen. Nicht als ob sie sich etwas hätten vormachen lassen. O nein, sie waren der Sache auf den Grund gegangen, hatten nach dem Abendtrunke den Küster selbst befragt. Der hatte freilich nicht viel zu sagen gewußt, aber dieses Wenige war genug; man wußte Bescheid! Unsere würdigen Kleinstädter jedoch, die der Leichtgläubigkeit des Volkes zu spotten pflegten, behielten ihr Geheimnis für sich, wie sie alles, von dem sie einmal Besitz ergriffen, mit Zähigkeit festzuhalten wußten, ein Merkmal, an dem man übrigens überall die sogenannten „aufgeklärten und vernünftigen Leute" erkennt.

Als am nächsten 15. November das Glockenspiel auf dem Bellfrid des Justizgebäudes von Nayrac die elfte Stunde verkündet hatte, kehrte jeder vergnügt aus der Weinstube nach Hause zurück. Der Hut saß dabei so verwegen auf einem Ohr der braven Bürger, der Schnurrbart war so keck nach oben gedreht, daß ihre lieben Frauen aufmerksam wurden, ihnen den Bart streichelten und sie ihren tapfern Musketier nannten, was offenbar beiden Eheleuten Vergnügen machte.

„Du weißt, meine Liebe," sagte dann der Gatte, „daß ich morgen in aller Frühe fort muß."

„Ach, mein Gott!“

„Nun ja, du weißt doch, daß der halbjährige Pachtzins fällig ist, und daß ich mir stets das Geld selbst von meinen Pächtern zu holen pflege.“

„Aber du wirst doch morgen nicht gehen wollen?“

„Warum nicht?“

„Die Räuber!“

„Pah!... Mit denen werde ich schon fertig werden.“

„Nein, nein, du darfst nicht gehen,“ sagte jede Ehefrau, wie sich das unter diesen Umständen für eine brave Gattin gehörte.

„Ich werde gehen; aber beruhige dich, mein Kind und höre mich an. Ich habe deine Angst vorhergesehen, und um dich zu beruhigen, bin ich mit den andern Grundbesitzern, die ebenfalls die Pacht eintreiben müssen, übereingekommen, daß wir alle zusammen reisen wollen. Wir werden außerdem unsere Jagdflinten mitnehmen, und wir haben bereits einen sehr großen Wagen zu diesem Zwecke gemietet. Unsere Pachthöfe liegen ja alle ziemlich nahe beieinander, und wir werden dann am Abend alle zusammen zurückkommen. Also trockene deine Tränen, und da es Schlafenszeit ist, gestatte mir die Enden meines Foulards auf der Stirn zusammenzubinden und mich in Morpheus' Arme zurückzuziehen.“

„Oh! Ihr wollt alle zusammengehen, das ist ja freilich etwas anderes. Du hast recht, es so zu machen wie die andern auch,“ meinte jede Frau und beruhigte sich ganz.

Man schlief prachtvoll. Unsere braven Bürger

träumten von blutigen Zusammenstößen, von Angriffen, Turnieren, Siegen und Lorbeeren. Man erwachte am andern Morgen frisch und tatenlustig.

„Nun also, voran," murmelte man mit möglichst sorgloser Miene die Strümpfe anziehend, aber doch so laut, daß die Frau jedes Wort verstehen konnte. „Nun in Gottes Namen, voran! Man kann nur einmal sterben!"

Da blickte die Dame bewundernd auf ihren modernen Paladin, und da es Herbst war, steckte man ihm die Taschen voller Hustenbonbons.

„Den letzten Kuß," sagten sie auf der Schwelle des Hauses.

Man traf sich, wie verabredet, auf dem Marktplatze, wo der Wagen bereitstand und wo schon einige der Herren, die Junggesellen, ihre Kollegen erwarteten. Sie ließen ihre Jagdgewehre in der Sonne funkeln und luden sie mit drohender Miene und gerunzelter Stirn.

Es schlug sechs Uhr. Die vierzehn Herren bestiegen den Wagen, in dem sie, eng aneinandergedrückt, alle Platz fanden; während die zurückgebliebenen Frauen an den Fenstern standen, die Taschentücher schwenkten und ihren Eheherren Abschiedsgrüße zuriefen, setzte sich das Fuhrwerk in Bewegung.

Um den Zurückbleibenden und vielleicht auch sich selbst Mut zu machen, sangen sie im Chor:

„Nun mutig voran,
In den Kampf, in den Krieg,
Wir vernichten den Feind,
Wir ziehen zum Sieg." —

Diese letzte Zeile sangen unsere Helden mit drohend emporgehobenen Fäusten.

Der Gesang wurde begleitet von dem Peitschenklatschen des den Wagen fahrenden Rentners und von den regelmäßigen Huftritten der drei schweren Mecklenburger Pferde.

Der Tag verlief nach Wunsch.

Diese Bürger sind fröhliche Lebemänner, die ihre Geschäfte glatt abzuwickeln verstehen, dabei sind sie ehrlich — o so ehrlich, daß sie ein Kind um eines gestohlenen Apfels willen aufhängen würden.

Jeder der Herren speiste bei seinem Pächter, kniff beim Dessert dessen hübsche Tochter in die Backen, heimste das Pachtgeld vorsichtig in die Geldkatze und gab, nachdem das Geschäft geregelt, der Familie großmütig eine Reihe guter Ratschläge und weiser Sprichwörter zum besten, wie: Gute Rechnung macht gute Freunde; Jedem das Seine; Wer arbeitet, betet; Jeder Beruf ist ehrenhaft; Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Verhältnisse und andere schöne Redensarten mehr. Dann entzog er sich den allgemeinen Segenswünschen und nahm Platz in dem Wagen, der von einem Pachthofe zum andern fuhr, um die Reisenden abzuholen. Die Dämmerung brach herein, als man den Heimweg antrat.

Es war aber, als ob sich ein Schatten über die allgemeine Fröhlichkeit gesenkt habe. Nach den Erzählungen einiger der Pächter zu schließen, hatte der alte Fiedler Schule gemacht. Sein Beispiel war ansteckend gewesen. Der alte Halunke hatte sich, wie es schien, mit einer ganzen Bande wirklicher Diebe

zusammengetan, und man behauptete, daß gerade jetzt, wo die Pachtzinse fällig geworden, die Straße wirklich nicht ganz sicher sei. So daß trotz der erheiternden Wirkung des reichlich genossenen Apfelweins, die sich jedoch rasch verflüchtigte, sich eine ziemlich gedrückte Stimmung unserer Herren bemächtigte.

Die Nacht brach herein. Der Schatten der Pappeln malte lange, schwarze Silhouetten auf die Straße, der Wind fegte durch die Bäume. Durch die verschiedenen Geräusche der Natur vernahm man die regelmäßigen Huftritte der Pferde, und aus der Ferne hörte man das Heulen eines verirrten Hundes. Fledermäuse schwirrten durch die Luft, und als der Mond, einmal die dichten schwarzen Wolken durchbrechend, unsere Reisenden beleuchtete, sahen sie alle sehr blaß aus... Brrr... Man drückte die Gewehre krampfhaft zitternd zwischen die Knie und versicherte sich von Zeit zu Zeit, ob auch die Geldkatze noch festsäße. Keiner sprach ein Wort. Eine bange Stille hatte sich über diese braven Herren gelagert.

Als man dann die Teilung des Weges erreichte, sah man sich plötzlich mit Grauen einem Trupp höchst verdächtig und gefährlich aussehender Gestalten gegenüber. Man vernahm das Stampfen von Pferden, eine schreckliche Stimme rief: „Halt, wer da?" und als im selben Augenblick der hervortretende Mond das Dunkel erhellte, sah man mit Schaudern, daß ein großer Wagen voller bewaffneter Männer unsern Reisenden den Weg versperrte.

Was für Männer konnten das sein? — Es waren

offenbar Wegelagerer! Banditen! Räuber, das war ja nur zu klar.

Und doch war dem nicht so. Es war ganz einfach die Gruppe der Grundbesitzer des Schwesterstädtchens . . . es waren die guten Bürger von Pibrac, die denselben Einfall gehabt hatten, wie die Herren von Nayrac.

Die friedlichen Rentner der beiden Städtchen trafen sich, nachdem sie ihre Gelder eingezogen hatten, zufällig auf dem Heimwege, das war alles.

Aber sie lagen so sehr im Banne der Angst, daß sie einander nicht erkannten. Sie jagten sich gegenseitig einen unbeschreiblichen Schrecken ein. Wie ein plötzlich über den See fahrender Windstoß das Wasser aufwirbelt und das unterste nach oben treibt, so tauchte gleichzeitig in dem Gehirn dieser guten Leute die fixe Idee auf, daß sie umzingelt und von der Räuberbande angefallen seien, vor der sie sich so sehr fürchteten.

Der Mond hatte sich wieder hinter den Wolken versteckt. Man hielt in der Dunkelheit flüsternd einen Kriegsrat, aber das Unglück wollte, daß, als die von Pibrac mit zitternden Händen ihre Gewehre ergriffen, der Hahn einer der Jagdflinten an der Wagenbank hängen blieb, der Schuß ging los, und die Kugel traf einen derer von Nayrac in die Brust, nachdem sie eine Terrine ausgezeichneter Gänseleberpastete zertrümmert, die jener instinktiv wie einen Schild vor die Brust gehalten hatte.

Ach, dieser Schuß! Er war wie der verhängnisvolle Funken, der das Pulvermagazin in die Luft

sprengt. Die beiden Parteien gerieten in einen solchen Angstparoxismus, daß sie alle Besinnung verloren. Von beiden Seiten wurde nun gleichzeitig Feuer gegeben. Der Instinkt der Selbsterhaltung, sowie die Angst um ihr Geld machte diese Leute blind. Sie luden ihre Flinten und schossen mit zitternder Hand, ohne zu zielen, auf das Geratewohl in den Menschenknäuel hinein.

Die Pferde fielen, einer der Wagen stürzte um, und seine Insassen, von denen schon viele verwundet waren, lagen mitsamt ihren Geldkatzen auf der Erde. Man raffte sich auf, selbst die Verwundeten griffen mit dem Mute der Verzweiflung wieder nach ihren Flinten und, ohne daß in der Dunkelheit einer den andern hätten erkennen können, begann ein wildes Kämpfen, ein tolles Aufeinanderschießen; mit Löwenmut verteidigten diese braven Spießbürger ihr Leben und ihre Geldkatzen vor dem vermeintlichen Angriffe der Räuberbande. Ich glaube, wenn in dem wüsten Durcheinander Gendarmen vom Himmel gefallen wären, um Ordnung zu stiften, auch sie hätten ihr Leben lassen müssen. Selbst die Schwerverwundeten rafften sich noch einmal auf, um zu kämpfen und einer auf den andern zu schießen. Kurz, es war ein wahrer Vernichtungskrieg; diese ehrbaren, friedlichen Bürger hatten alle Besinnung verloren und gingen mit dem ganzen leidenschaftlichen Mute voran, der dieser Menschenklasse eigentümlich ist, wenn sie zum äußersten getrieben wird.

Während dieser Zeit saßen die wirklichen Räuber nicht weit davon friedlich um eine Kanne Landwein

versammelt in ihrer Höhle, wo sie sich mit einem höchst harmlosen Kartenspiele die Zeit vertrieben. Diese sogenannte Räuberbande bestand in Wahrheit aus einem halben Dutzend armer Teufel, harmloser Landstreicher, die allerschlimmsten Falles mal gelegentlich hier und da eine Kruste Brot, ein Stückchen Speck oder ein paar gesalzene Fischchen gemaust hatten.

Der Lärm des Kampfes, das tolle Schießen hatte sie in ihrer Gemütlichkeit gestört. Bleich und verstört horchten sie auf den ihnen vom Winde zugetragenen Lärm, dessen Ursache sie sich nicht zu erklären vermochten. Sie sprangen auf und drängten sich um ihren Hauptmann. Der alte Fiedler aber hatte selbst den Gleichmut verloren; der brave Mann begriff absolut nicht, was da vorgehen könne, es ging über seinen Verstand. Da aber nach ein paar Minuten das Schießen immer noch nicht aufhörte, legte er den Finger nachdenklich an die Nase, und es schien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen.

Den Kopf erhebend, sagte er: „Jungens, das gilt uns nicht, es muß da ein furchtbares Mißverständnis, eine Verwechslung stattgefunden haben. Wir wollen rasch unsere Blendlaternen anstecken und sehen, was es gibt — jedenfalls sind dort Verwundete, denen wir beistehen müssen... Der Lärm kommt von der Hauptstraße..."

Vorsichtig, und ohne sich aus dem Dickicht hervorzuwagen, schlich sich der Fiedler mit seinen Getreuen zu dem unheilvollen Platze heran, auf dem es all-

mählich stille geworden und dessen Greuel jetzt von dem Monde beleuchtet wurden.

Der letzte überlebende Bürger hatte sich, als er sein noch heißes Gewehr hastig wieder laden wollte, durch Unvorsichtigkeit selbst eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Bei dem Anblick des schrecklichen Schauspiels all dieser Toten, die blutend auf dem Wege lagen, blieben die Räuber betroffen und fassungslos stehen. Sie trauten ihren eigenen Augen nicht.

Plötzlich pfiff ihr Hauptmann, und auf dieses Zeichen traten die ihre Blendlaternen tragenden Burschen im dichten Kreise um den Fiedler herum.

„Jungen," murmelte er mit leiser Stimme, und seine Zähne klapperten vor Furcht: „Meine lieben Jungen! Wir müssen so schnell wie möglich das Geld dieser guten Bürger zusammenraffen, und dann fort damit, über die Grenze, die wir so schnell es geht zu erreichen suchen müssen. Dann aber dürfen wir nie mehr einen Fuß in dieses Land setzen."

Als seine Genossen ihn erschrocken anstarrten und den Sinn seiner Worte kaum zu verstehen vermochten, deutete er auf die umherliegenden Leichen und sagte schaudernd die vielleicht im ersten Augenblicke albern erscheinenden und doch von tiefer Menschenkenntnis zeugenden Worte:

— „Sie werden beweisen... daß wir es gewesen sind..."

# Der Heroismus des Doktors Hallidonhil

Der unheimliche Sensationsprozeß des Doktors Hallidonhil wird in den nächsten Tagen vor dem Assisenhof in London zur Verhandlung kommen. Hier der Tatbericht:

Am zwanzigsten Mai des letzten Jahres waren die beiden großen Sprechzimmer des berühmten Spezialisten für Lungenkrankheiten wie gewöhnlich überfüllt mit Klienten, die, ihr Ordnungsbillett in der Hand, darauf warteten, vorgelassen zu werden.

Der Geschäftsführer des Arztes stand in langem schwarzen Gehrock am Eingang und kassierte von jedem Patienten zwei Guineen ein, die er auf einen kleinen Luxusamboß legte und leicht mit einem Hammer daraufschlug, um sie auf ihre Echtheit zu prüfen, worauf er in automatenhaftem Tone „All right" rief.

In seinem mit einem sehr großen Fenster versehenen und ringsum reich mit aus japanischen Töpfen hervorwachsenden tropischen Pflanzen geschmückten Sprechzimmer hatte sich der kleine, ernst und strenge aussehende Doktor Hallidonhil soeben vor seinem Schreibtisch niedergelassen. Neben ihm, an einem Pfeilertischchen, saß ein Sekretär und stenographierte seine kurzen Verordnungen. Am Eingang der mit einem schweren roten Samtvorhang verhangenen Ausgangstüre stand ein Diener von hünenhaftem Aussehen, dessen Amt es war, einen nach dem andern die abgefertigten Patienten auf

den Vorplatz zu geleiten, um dort in besonders konstruiertem bequemen Sessel Platz zu nehmen, und dann durch den Elevator schnell heruntertbefördert zu werden, sobald der Arzt sein unumstößliches „Der Nächste" ausgesprochen hatte.

Die Patienten traten, meist ziemlich verstört aussehend, mit nacktem Oberkörper, ihre Kleider auf dem Arme tragend, vor den berühmten Arzt, der sofort mit Hilfe von Hörrohr und Plessimeter eine gründliche Untersuchung vornahm:

„Tik! tik! Paff! Holen Sie tief Atem!... Paff... Gut..."

Darauf folgte eine dem Sekretär diktierte ärztliche Verordnung, und dann das berühmte: „Der Nächste."

Und seit drei vollen Jahren schon zog diese klägliche Prozession von morgens neun bis genau zwölf Uhr mittags durch das Zimmer des großen Spezialisten.

Da geschah es, daß eines Tages, es war am zwanzigsten Mai, eine Art langen Skelettes, mit rollenden Augen und hohlen Wangen, dessen nackter Oberkörper wie mit Pergament überzogen erschien, und so mager war, daß man die Rippen zählen konnte, hustend und nach Atem ringend in das Konsultationszimmer eingelassen wurde. Über dem fleischlosen Vorderarm trug er einen kostbaren Pelz von Blaufuchs, und er stolperte auf den nach auswärts gebogenen dürren Beinen in so ungeschickter Weise herein, daß er auf ein Haar ein paar der umherstehenden Topfgewächse heruntergerissen hätte.

„Tik! tik! Paff! Nichts zu machen," brummte Doktor Hallidonhil, „bin ich etwa ein Leichenbeschauer, dessen Amt es ist, den Tod zu konstatieren? Sie werden in weniger als vierzehn Tagen den obern Teil des linken Lungenflügels ausgehustet haben, und der rechte ist überhaupt nur noch eine schaumige Masse. Der Nächste."

Der Diener näherte sich, um den Patienten herauszuführen, als der berühmte Heilkundige diesen zurückrief, sich vor die Stirn schlug und mit einem seltsamen Lächeln die brüske Frage stellte:

„Sind Sie reich?"

„Multimillionär," antwortete in weinerlichem Tone der Unglückliche, den Hallidonhil eben erst so völlig aufgegeben zu haben schien.

„Dann sorgen Sie dafür, daß Sie in einem Krankenwagen so schnell wie möglich nach Viktoria Station kommen. Der Expreß nach Dover geht um elf Uhr ab. Von Dover nach Marseille in einem Schlafwagen mit Ofen! Und dann nach Nizza. Dort haben Sie volle sechs Monate lang allerstrengste Diät zu halten. Sie dürfen weder Brot noch Wein, weder Früchte noch Fleisch genießen und müssen ausschließlich von Kresse leben. Alle zwei Tage nehmen Sie eine reichliche Dosis Jod in einem Eßlöffel Regenwasser. Außerdem nur Kresse, Kresse und wieder Kresse, gut verkleinert, zerstoßen und im eignen Saft zubereitet. Durch Anwendung dieser Kur ist Ihnen — vielleicht — noch eine Chance zur Wiedergenesung geboten, immerhin ist es unwahrscheinlich, und so viel man mir auch von der Wunder-

kraft der Kresse vorerzählt, glaube ich nicht daran. Indessen ein Verzweifelnder greift auch nach dem letzten Rettungsmittel. Außerdem: alles ist möglich ... — Der Nächste."

Nachdem der lungenkranke Krösus in vorsichtigzarter Weise zu dem Lift geführt und erledigt war, begann der gewöhnliche Vorbeimarsch an Schwindsucht, Skorbut oder Bronchitis erkrankter Patienten.

Sechs Monate später, punkt neun Uhr, erschien in dem Wartezimmer Doktor Hallidonhils ein rotbäckiger Koloß, der, ohne sich erst ein Billett zu versichern, rücksichtslos die Reihen der wartenden Patienten durchbrach und in das Sprechzimmer des Arztes eindrang, ihn mit lauter, fröhlicher Stimme begrüßend, deren dröhnender Klang die Scheiben des Fensters und die Blätter der tropischen Pflanzen zittern machte. Der Fürst der Wissenschaft war eben in seinem Sanktum erschienen und hatte — wie gewöhnlich in tadellosem schwarzen Anzug — vor seinem Schreibtisch Platz genommen. Der Eindringling rannte ohne weiteres auf ihn zu, umfaßte seinen Leib und hob ihn auf, als ob er eine Feder gewesen wäre. Er drückte ihn wieder und immer wieder ans Herz und bedeckte das vor Schrecken ganz bleiche Gesicht des Arztes mit Rührungstränen und unzähligen Küssen — liebkoste ihn in der paradoxen stürmischen Art, wie dies die normännischen Ammen mit ihren Pfleglingen tun, dann setzte er den beinahe erstickten, völlig fassungslosen Mann der Wissenschaft ganz sanft und behutsam in seinen grünen Sessel zurück.

„Zwei Millionen? Genügt das? Oder wollen Sie drei haben," rief der Riese ihm mit lauter kräftiger Stimme zu. „Ihnen verdanke ich mein Leben und alles, dessen ich mich freue, die Sonne, alle Freuden des Daseins, mein ganzes Glück. Fordern Sie die unerhörtesten Honorare von mir: ich sehne mich, Ihnen meine Dankbarkeit beweisen zu dürfen."

„Was bedeutet das? Wer ist dieser Narr? Man werfe ihn hinaus," stammelte der Doktor, nachdem er sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte.

„Aber nein, nein" antwortete der Riese, dem Diener einen drohenden Blick zuwerfend, der jenen zurückweichen machte. „Allerdings begreife ich es vollständig, daß selbst mein Retter mich nicht wieder zu erkennen vermag. Ich bin der Mann, dem Sie die Kressenkur vorgeschrieben haben. Das Skelett, das ärztliche Kunst verlorengegeben! Sie sandten mich nach Nizza und verordneten mir Kresse, Kresse und wieder Kresse. Ich habe ein halbes Jahr diese Diät innegehalten, und dies ist der Erfolg; aber meine Gesundheit ist Ihr Werk. Hören Sie mal..." und er bearbeitete seinen Brustkasten mit Fäusten, deren Kraft hingereicht hätte, den Schädel eines der stärksten Stiere von Middleessex zu zertrümmern.

„Was ist das," sagte der Doktor und sprang von seinem Sessel auf. „Ist es möglich, Sie wären... wären wirklich jener offenbar dem Tode verfallene Kranke, der...?"

„Ja, ja, tausendmal ja, der bin ich," brüllte der Riese vergnügt. „Gestern abend bin ich angekommen und das erste, was ich getan, als ich an Land kam,

war, ihre Statue in Bronze zu bestellen. Und ich werde es fertig bringen, daß Sie ein Grab in Westminister bekommen..."

Sich auf ein großes Sofa niederlassend, dessen Sprungfedern unter der ungewohnten Last krachten und seufzten, fuhr er fort:

„Ach, wie schön ist doch das Leben, wie glücklich bin ich, ihm zurückgegeben zu sein!" Er lächelte glückselig und blickte den Arzt mit ganz verklärten Augen an. —

Dieser hatte sich wieder gesammelt und rief dem Sekretär und dem Diener mit leiser Stimme ein paar Worte zu, worauf beide sofort das Zimmer verließen.

Als Hallidonhil allein mit seinem wieder genesenen Patienten war, blickte er ihn lange und forschend an; er sah dabei sehr blaß aus und schien offenbar in hochgradiger nervöser Erregung zu sein. Nachdem er den Riesen einige Minuten lang schweigend angestaunt hatte, murmelte er plötzlich in seltsamem Tone:

„Erlauben Sie zuerst, daß ich Ihnen diese Fliege von der Schläfe nehme."

Und sich auf ihn stürzend, zog der Arzt einen kleinen Revolver aus seiner Tasche und gab zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse auf die linke Schläfe des ahnungslos vor ihm sitzenden Mannes ab.

Der Riese stürzte wie vom Blitze getroffen auf den Boden; sein Schädel war zerschmettert, das Hirn quoll auf den das Zimmer bedeckenden Teppich, seine

Hände zuckten noch einige Male krampfhaft hin und her, und dann lag er ganz still und regungslos da.

Mit zehn Schnitten seiner haarscharfen Schere hatte der berühmte Operateur den pelzbesetzten Überrock, die Kleider und die Wäsche des Toten durchschnitten und seine Brust entblößt, die er mit seinem großen chirurgischen Scalpell schnell und mit geschickter Hand von oben bis unten spaltete.

Als eine halbe Stunde später der Konstabler in das Sprechzimmer trat, um Doktor Hallidonhil zu bitten, ihm zu folgen, saß dieser sehr ruhig mit einer scharfen Lupe in der Hand vor seinem Tische, auf dem ein paar enorme blutige Lungenflügel lagen, in deren Untersuchung er ganz vertieft war. Der Genius der Wissenschaft, der in diesem Manne verkörpert war, versuchte es, die Heilkraft der Kresse, die zugleich erhaltend und schöpferisch wirkt, für alle Zeit festzustellen.

„Herr Konstabler," sagte er, sich erhebend, in höflichem Ton, „ich habe es für notwendig erachtet, diesen Mann hier umzubringen, weil nur seine sofortige Autopsie mir ein Geheimnis zu enthüllen vermochte, das für das ganze menschliche Geschlecht von unberechenbarem Nutzen und Segen sein wird. Das ist der Grund, weshalb ich, wie ich offen gestehe, nicht gezögert habe, mein Gewissen... zu opfern... um meine Pflicht zu erfüllen."

Es ist unnötig, hinzuzufügen, daß man den berühmten Arzt sofort der Untersuchungshaft enthoben hat, nachdem er, der Form wegen, eine Kaution geleistet. Seine Freiheit ist zu wichtig für die leidende

Menschheit, die seines Rates nicht entbehren kann. Dieser seltsame Fall wird in diesen Tagen vor dem englischen Assisenhof zum Austrage kommen. Welch wunderbare Plädoyers wird man in Europa zu lesen bekommen!

Wir sind jedoch berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß dieser aus so edlem Motive begangene Mord seinen Helden nicht an den Galgen von Newgate bringen wird. Sind doch die Engländer ebenso aufgeklärt wie wir und begreifen, daß die Liebe für die zukünftige gesamte Menschheit zur vollkommnen Verachtung des Lebens eines einzelnen Individuums führen muß, und daß eine solch große, segenspendende Liebe auch für die gröbsten Ausschreitungen der Wissenschaft als Entschuldigungsgrund dienen muß.

# Appell der Löwen an die Christen

Ich halte es für meine Pflicht, mich ohne zu zögern, einer Angelegenheit anzunehmen, deren schnelle Erledigung von größter Wichtigkeit ist, und in deren Interesse ich mich berufen fühle, eine Bittschrift einzureichen.

Als erwählter Wortführer eines Komitees von Leuten, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, erlaube ich mir, dem Tierschutzverein eine Klage zu unterbreiten, die ich im Namen einiger Löwen an ihn richte.

Man erinnert sich wohl noch, daß im letzten Jahre in Paris auf der Bühne der Folies-Pastorales — beiläufig gesagt, einer Bühne, die zu den literarisch fortgeschrittensten der Metropole gezählt wird — während einer Reihe von Abenden vor einem Elitepublikum eine Vorstellung über die Bretter ging, die wohl berechtigt war, edel denkende Menschen direkt mit Abscheu zu erfüllen. Es wurde ein Löwenzwinger auf die Bühne gerollt, in dem sich vier Löwen, zwei männlichen und zwei weiblichen Geschlechtes, befanden. Ein junger Mann in schwarzem Samtwams, der sich Doktor T... nannte, drang allabendlich vom Durste nach Gold und Ruhm getrieben, mit einem an der Spitze weißglühend gemachten Eisenstab in der Faust in das Innere dieses Käfigs, und scheute sich nicht, in boshafter Weise diese edlen Tiere damit an den empfindlichsten Stellen ihres Körpers zu berühren, und zur Erhöhung

dieses Vergnügens den verzweifelt hin und her rennenden Tieren von Zeit zu Zeit Revolverschüsse unter der Nase abzufeuern.

Mit einem Worte, er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Orpheus, obgleich das Orchester in unbewußter Ironie während der ganzen Zeit seines Auftretens den Marsch aus Mendelssohns Sommernachtstraum spielte.

Völlig fassungslos sprangen die Löwen in wuchtigen Sätzen um ihren Peiniger her, zu dessen Handlungsweise ihnen jeder Schlüssel fehlte.

Umschlossen von einem Raume, dessen erprobte schwere Eisengitter jeden Fluchtversuch unmöglich machten, versuchten die majestätischen Tiere es vergebens, ihrem Peiniger zu entfliehen, und ermutigt durch ihre völlige Fassungslosigkeit und den frenetischen Beifall eines sensationslüsternen Publikums quälte und marterte sie dieser Held nach seinem Belieben.

Eines Tages jedoch ereignete es sich, daß eine der Löwinnen, Nina, die Schweigsame, diese Quälereien nicht mehr zu ertragen vermochte, und daß es ihr gelang, durch einen wohlapplizierten Schlag ihrer gewaltigen Tatze für die übeln Scherze ihres Peinigers zu quittieren — und ihn dadurch — wenigstens für einige Zeit — unschädlich zu machen.

Es gelang dem Tierbändiger, sich schleunigst zurückzuziehen, begleitet von einer Beifallssalve, die auf ihr Konto zu schreiben, die Löwin vollberechtigt war.

Fürs erste genossen nun die Tiere einer vollstän-

digen Ruhe. Man feierte Festtage im Löwenzwinger. Die glühende Spitze des Eisenstabes war erkaltet. Es war, als ob eine Zeit des Gottesfriedens angebrochen sei.

Man sagt, daß die Polizei sich in diese Dinge gemischt und „im Interesse des Tierbändigers" die Wiederaufnahme der gegen die Löwen gerichteten Feindseligkeiten untersagt habe.

Trotzdem wird uns heute von wohlunterrichteter Stelle aus mitgeteilt, daß der geniale und erfindungsreiche Direktor des Theaters der Porte-Saint-Martin eine alte Zauberposse, „Die sterbende Hirschkuh", neue inszeniert und als besonderes Zugmittel das Auftreten des Tierbändigers und seiner vier Löwen eingeschaltet habe. Das ist eine geniale Idee, nicht wahr? Beim Theater wird eine Idee „Clou" genannt.

Noch einmal also soll sich vor unsern Augen das traurige Schauspiel abspielen, zu sehen, wie vier tapfre hilflose Löwen von einem kühnen Tierbändiger in grausamer Weise mit glühenden Eisenstäben gepeinigt werden, und nur um diese alte Zauberposse mit einem neuen pikanten Reizmittel auszustatten, nur um den perversen Geschmack eines Parterres zu kitzeln, in dem sich kaum ein Zuschauer befindet, der den Mut haben würde, selbst mit der kleinsten und zahmsten Löwin anzubinden.

Einen Augenblick:

1. Sind es dieselben Löwen, die vorgeführt werden sollen, die mit glühenden Eisen gebändigten Tiere?

2. Nach verschiedenen mir gemachten vertraulichen Mitteilungen neige ich zu dieser Annahme.

3. Gedenkt der engherzige Tierbändiger mit denselben Schmeicheleien vorzugehen, wie bisher?

4. Und wenn es auch nicht dieselben Löwen sein sollten, welchen Unterschied würde das ausmachen?

Ich weiß nicht, ob das Veto des Herrn Polizeipräfekten genügen wird, eine erneute Tortur, welcher Art diese auch immer sein möge, von den abermals schwer bedrohten Löwen abzuwenden, und ich halte es daher für das einzig Richtige, alles aufzubieten, um zu versuchen, diese armen Geschöpfe unter den noch wirksameren Schutz des Gesetzes zu stellen.

Möge es daher dem Herrn Präsidenten des Tierschutzvereins gefallen, seine schützende Hand über die gequälten Löwen auszustrecken und die gerechten Klagen zu erhören, die Nina, die Schweigsame, Djemmy, die Grausame, Octave, der Stolze und Ali, der Gutmütige, ihm entgegenbrüllen — dieser stolzen und edlen Tiere, die durch die Arglist der Menschen ihrer Freiheit beraubt, nun in einem engen Zwinger nahe den Heizungsanlagen der Porte-Saint-Martin in Gefangenschaft schmachten.

Hier meine Gründe:

Wenn ein Claude Bernard seine grausamen Versuche an wilden oder an Haustieren vornimmt — wenn er sie sogar ihrer Stimme beraubt, damit die Klagelaute der Opfer seiner experimentalen Untersuchungen nicht den friedlichen Schlaf seiner Nachbarn stören, so ist das eine im Interesse der Wissenschaft vollzogene, vollkommen berechtigte, wenn auch

grausame Notwendigkeit. Ein höheres Interesse unterdrückt hier jedes Mitleid, und es wäre kindisch, dagegen opponieren zu wollen.

Aber daß unschuldige, durch ihre Gefangenschaft wehrlos gemachte Löwen jeden Abend das Opfer einer zwecklosen Barbarei werden sollten, das ist etwas, das meines Erachtens in einer der Zivilisation voranschreitenden Stadt, in der endlich der Liberalismus zum Durchbruch gekommen, nicht geduldet werden dürfte.

Die Löwen dutzendweise zu vertilgen, wie dies der arme berühmte Löwenjäger Gerard getan, warum nicht? es ist durchaus zulässig, ist ein Sport, den man sogar ermutigen soll. Aber sie gefangenzunehmen und zu quälen, nur zu dem Zwecke, um die Nerven eines minderwertigen Publikums zu kitzeln, das ist ein Akt der Roheit, der gesetzlich verfolgt zu werden verdient.

Müssen nicht Kinder, die man mit zu dieser Zauberposse nimmt, die Moral daraus schöpfen, daß, wenn man Geld damit verdient, alles erlaubt sei, sogar die letzten Löwen zu Tode zu quälen?

Und ist es nicht schließlich einfältig, hinzulaufen und Geld zu zahlen, um dafür die durchaus berechtigte Verachtung dieser Löwen einzuheimsen?

Oh, möchte es diesen herrlichen, durch Verrat ihrer Freiheit beraubten Tieren von jetzt an wenigstens vergönnt sein, ungestört und in Frieden sich den Träumen an die verlorene Heimat hingeben zu dürfen — an die Schluchten Nordafrikas mit ihren großen, umgestürzten Bäumen, die den Eingang zu

ihren zwischen den Trümmern römischer Thermen gelegenen Höhlen verbergen. Wenn dort der Tag zur Rüste ging und die Nacht anbrach, lagen sie mit weit vorgestreckten Vordertatzen, mit dem Schweife die Flanken schlagend, mit aufmerksamen Augen zum Sternenhimmel blickend und behaglich die von der abendlichen Brise ihnen zugetragene Wittrung der in den fernen Goums grasenden fetten Stiere einatmend da. Möchte man doch diesen königlichen Gefangenen wenigstens die Erinnerung an die Tage der Freiheit und die köstlichen Nächte des Südens nicht durch die niederträchtige Berührung des äußersten Endes ihres Schweifes mit einem glühenden Eisenstabe trüben!

Hat etwa Mendelssohn die Musik zum Sommernachtstraum geschrieben, damit sie zur Begleitung eines so schamlosen Vorgehens dienen sollte?

Man hat die Tortur für Menschen in Frankreich abgeschafft, wenden wir sie nicht für Löwen an.

Aus diesen Gründen beantrage ich, daß der Herr Präsident ganz einfach dafür eintreten möge, den so schwer gekränkten Löwen ihre Freiheit zurückzugeben.

# Ein unerwarteter Genuß

Ganz weiß gekleidet, unter einem großen Strohhut und meinen Wanderstab, an dem ein kleines Bündel mit Wäsche befestigt war, über die Schulter tragend, wanderte ich um die Mittagszeit unter der glühenden Sonne der Hundstage auf einer der heißen, staubbedeckten Straßen Südfrankreichs dahin. Ich fing an, sehr müde zu werden, denn ich war schon lange unterwegs, und schon seit drei Stunden hatte ich vergebens nach einem Wirtshause oder einer von Menschen bewohnten Behausung ausgeschaut, und ebensowenig war mir ein andrer Wanderer oder auch nur ein lebendes Wesen begegnet. Der Durst quälte mich, aber ich konnte keine Quelle unter den kurzen und verlockenden Mastixbäumen der im Wege liegenden Gräben entdecken, und ich wußte, daß die nächste Stadt, in der ich mich einige Tage aufzuhalten gedachte, noch mehr als vier Stunden entfernt war. In dem Augenblick, als wirklich ein Zweifel an dem glücklichen Ausgang meines Marsches in mir aufzutauchen begann, machte die Landstraße eine plötzliche Wendung, und ich entdeckte in einer Entfernung von kaum hundert Metern ein ganz einsam gelegenes weißes Häuschen, dessen Läden fest geschlossen waren. Ein über der Türe hängender Stechpalmbüschel verriet mir, daß es ein Wirtshaus sei.

Beim Anblick dieser Oase beschleunigte ich die Schritte und erreichte bald mein Ziel. Ich stieg die

zwei zu der Schwelle emporführenden Stufen hinauf, öffnete die Türe, die sich von selbst geräuschlos hinter mir schloß, und trat ein.

Ganz geblendet von der draußen herrschenden grellen Sonnenbeleuchtung vermochte ich zuerst die Dinge in dem halbdunkeln Raum, in dem ich mich plötzlich befand, nicht zu erkennen; ich empfand nur mit unendlichem Behagen, daß mich eine köstliche Frische, eine von dem Duft wohlriechender Pflanzen erfüllte, belebende und reine Luft umgab.

Nachdem ich ein wenig geblinzelt und mein Auge sich an die mich umgebende Dämmerung gewöhnt hatte, erkannte ich, daß ich mich in einem großen Saale befand, in dem ringsum Reihen von Tischen und Bänken standen, der aber menschenleer war. Nur ganz im Hintergrund in einer Ecke rechts erhob sich hinter einem Zahltische eine Gestalt, in der ich sofort den Wirt erkannte. Es war ein großer, stiernackiger, rothaariger und wild aussehender Mann, der mir mit fragender Miene entgegenkam. Ich warf den Hut auf einen der Tische, legte den Stock und mein Bündel daneben und ließ mich tief aufatmend nieder.

„Eine Flasche von Euerm alten Landwein und frisches Wasser," sagte ich, mir mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischend.

Dann verlor ich mich in Träumereien, während mein Auge wohlgefällig auf den schönen, in den Fensternischen stehenden Oleanderbäumen ruhte.

„Wohl bekomm's," sagte der Wirt, eine Wein-

flasche, die Wasserkaraffe und ein Glas vor mich hinstellend.

Während ich begierig meinen Durst löschte, blieb der Wirt neben mir stehen, sah mich lange und mit prüfenden Blicken an und sagte dann mit seiner rauhen Stimme, der er vergebens einen milden Klang zu geben sich bestrebte.

„Der Herr ist wohl Künstler?"

Ich senkte bejahend den Kopf, um ihm zu antworten und das Gespräch abzubrechen; aber er fuhr fort:

„Nun, dann bereist der Herr zweifellos den Süden, um seltene Sehenswürdigkeiten aufzusuchen?"

Ich nickte abermals bejahend, sah aber dabei dieses Mal meinen Mann voll und fragend an.

„So, so?..." sagte er. — „Nun wohl, wenn Sie wollen, kann ich Ihnen eine Sehenswürdigkeit zeigen, mein Herr, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Und sie befindet sich hier in unsrer unmittelbaren Nähe. Was eine mir dafür zustehende kleine Gratifikation betrifft, steht das ganz im Belieben des Herrn."

Ich gestehe, daß er mich an meiner schwachen Seite gefaßt hatte.

„Eine Sehenswürdigkeit?... Gut, zeigen Sie sie mir," sagte ich zu ihm.

Er war mit einem Sprung an der Türe, die er von innen verschloß; dann ging er an seinen Zahltisch und kehrte von dort mit einer brennenden Blendlaterne in der Hand zu mir zurück. Schweigend und mich mit geheimnisvoller Miene anschauend, stand

er ein paar Augenblicke sinnend da, bückte sich dann plötzlich und ergriff den Ring einer fast unmittelbar zu meinen Füßen liegenden, aber bisher noch nicht von mir bemerkten Falltüre, hob diese auf, und auf die nun sichtbar gewordenen schmutzigen Stufen einer in die Tiefe führenden Treppe deutend, sagte er in gebietendem Tone:

„Steigen wir hinab, es ist da unten. Aber fragen Sie nicht, was es ist, mein Herr, es ist eine Überraschung!"

Wie man wohl denken kann, ließ ich mir das nicht zweimal sagen. — Eine sehenswerte Merkwürdigkeit! ... Das ist ein zu seltenes Vergnügen, um es sich entgehen zu lassen. Aber da unten? Zum Teufel, was konnte er da haben?

Die Versuchung war zu groß, um ihr zu widerstehen, und ich erhob mich sehr neugierig von meinem Platze.

Mein Führer machte mich durch eine kurze Bemerkung darauf aufmerksam, daß es richtiger sei, vor ihm hinabzusteigen; er würde dann hinter mir gehen und die Laterne so über meinen Kopf halten, daß ihr Schein die Stufen vor mir erhelle und ich keinen Fehltritt tun könne. „Übrigens," fügte er hinzu, „ist die Treppe ganz bequem und bietet keinerlei Schwierigkeiten." —

Wir traten also schweigend unsern Weg an. Er leuchtete sorgsam vor mir her, und mich mit beiden Händen an den Wänden entlangtastend, stiegen wir die ziemlich enge Wendeltreppe hinab. Bei der zweiundvierzigsten Stufe, als ich eben im Begriffe war,

zu fragen, ob der Weg zu der „Überraschung“ noch sehr weit sei, legte sich die starke Hand meines Führers auf meine Schulter, und sich vorbeugend und seine Laterne weit vor mich hin haltend, flüsterte er mir mit einer Stimme, die wie das Brummeln eines Bären klang, ins Ohr:

„Nun?... Was sagen Sie dazu? Blicken Sie dorthin, mein Herr.“

Und in der Tat entrollte sich plötzlich ein wunderbares, fast traumhaftes Bild vor meinen Augen.

Sich unabsehbar weit verlierend, tauchte mein Blick in eine Reihe sehr hoch gewölbter unterirdischer Grotten, die von funkelnden Stalaktiten getragen wurden, deren seltsam geformten, tief herabhängenden Tropfsteingebilden das Licht der Laterne wie Edelsteine und Gold funkelnd Reflexe entlockte. Und zwischen diesen Gewölben, nur matt von durch mir unsichtbare Felsspalten einfallendem Tageslicht beleuchtet, breitete sich ein ungeheurer See von tiefblauer Farbe aus, auf dem das von meinem Führer getragene Licht wie der Widerschein von Sternen schimmerte und blitzte. Das Wasser dieses Sees war durchsichtig und klar und glänzte wie ein polierter Stahlspiegel, aus dem die gigantisch vergrößerten Schatten unsrer Gestalten gespensterhaft emportauchten. Es war ein ebenso köstlicher, wie völlig unerwarteter Anblick.

Ein paar Minuten stand ich sprachlos und wie verzaubert vor diesem feenhaften Schauspiel. Übermüdet und wie verdorrt von dem langen Marsch in der glühenden Mittagshitze, übte dieses eine wohl-

tuende Frische atmende stille Wasser eine nicht zu widerstehende Anziehungskraft auf mich aus. Ohne mich zu besinnen, kleidete ich mich rasch aus, legte meine Kleider neben mich, stürzte mich kopfüber in die klare Flut und nahm ein köstliches Bad. Mein Wirt stand indessen, seine Laterne hochhaltend, mit ganz verblüffter Miene am Ufer, und wirklich, wenn ich mir jetzt den Ausdruck seines Gesichtes vergegenwärtige, muß ich zugeben, daß sein Auge sehr besorgt und ängstlich auf mir ruhte.

Nachdem ich mich wieder angekleidet und noch einmal eingehend die Wunder dieser unterirdischen Welt angestaunt hatte, traten wir den Rückweg an. Ich mußte wieder vorangehen. Der Aufstieg war ziemlich beschwerlich, und ich mußte ein paarmal halt machen — selbstredend sparte ich nicht mit von Herzen kommenden begeistertem Lob über diese seltsame Sehenswürdigkeit.

Als wir wieder in den Saal zurückgekehrt waren, gab ich meinem Wirt ein Fünffrankenstück, und nach wiederholtem Dank für die wunderbare Überraschung, die er mir bereitet, verabschiedete ich mich herzlich von ihm und eilte dann, meine doch stark verkühlten Glieder im hellen Sonnenschein wieder zu erwärmen. Ich beendete meine Wanderung festen Fußes und leichten Herzens, da der unverhoffte Genuß dieses erquickenden Bades mich mit neuen Kräften erfüllt hatte.

# Die Freuden eines guten Werkes

Ganz gewiß, wenn es uns schon nicht leicht wird, das kleinste gute Werk zu vollbringen, so ist es doch, wie die Erfahrung lehrt, noch viel schwerer, wenn uns dies doch unversehens gelingt, sich vor der traurigen Lächerlichkeit zu bewahren, uns darauf, wenn auch nur ganz im stillen, etwas zugute zu tun.

Ein glückliches Ungefähr verschafft uns die Chance im Vorübergehen, irgendeinem Bedürftigen ein kleines Almosen zu reichen — o nicht viel, nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was wir ohne Grund vergeuden. Wir erfüllen damit kaum den tausendsten Teil unsrer Pflicht der Nächstenliebe, und die kleine Spende legt uns keine nennenswerte Entbehrung auf. In der glücklichen Lage zu sein, Hilfsbedürftige unterstützen zu können, ist eine unverdiente Ehre, die uns zuteil wird, die wir aber fast immer mit einem gewissen, wenn auch schwachen Widerstand entgegennehmen. Und selbst, wenn angesichts der Kläglichkeit unsrer Gabe, unsre Eitelkeit versagt, finden wir doch immer noch ein Mittel, uns vor dem Almosenempfänger in das beste Licht zu setzen, indem wir eine so bedauerliche, mitleidsvolle Miene aufsetzen, daß es zum Totlachen ist, während wir selbst im geheimen dadurch unsre Verdienste zu mehren glauben. Selbst dann, wenn wir die Pflicht des Gebens in vollkommenster Weise erfüllt hätten,

würde es an uns sein, dem Armen, der uns Gelegenheit gab, dies zu tun, dafür dankbar zu sein.

Die Rührung über unsre eigne Großmut macht uns für ein paar Sekunden unsre Gabe vergessen — ein Lügner wäre, der das leugnen wollte. Wir sind fast alle im Grunde so eitel und frivol veranlagt, daß der erste nach einer sogenannten Wohltat in uns aufsteigende Gedanke unsrer eignen Verherrlichung gilt. Sieh, sagen wir uns, da habe ich diesem Hungerleider, diesem schlecht gekleideten Menschen, der, eben weil er dies ist, so tief unter mir steht, Geld gegeben: zehn Sous, fünf Franken, je nachdem. Andre Leute sind nicht so großmütig, wie ich es bin." Welch lächerliche Heuchelei! Wie beschämend ist eine solche Überhebung! Das einzige Almosen, das überhaupt diesen großen Namen verdient, ist das, was man fröhlich, sehr schnell und ohne dabei nachzudenken gibt, — oder wenn man es nicht unterlassen kann, daran zu denken, so geschehe es, indem man Gott demütig um Verzeihung bittet, daß man nur eine so bescheidene Gabe bieten, so unvollkommene Hilfe leisten konnte.

Denn wenn ein Almosen aus jenem weltlichen Gefühle heraus gereicht wird, das uns zu einer Art von Piedestal dient, auf dem wir schwächliche Säulenheilige uns im geheimen nicht ohne Wohlgefallen breit machen, und wenn dann dank irgendeines Zufalls dieses Almosen zum übeln ausschlägt, zur Farce wird, dann erkennen wir, daß es in Wirklichkeit eine so geringfügige Sache ist, daß es uns nur als die ganz natürliche Kehrseite der Farce erscheint.

Es war in Ville d'Avray an einem hellen, sonnigen Winternachmittage gegen viereinhalb Uhr, als ein braungebrannter Bettler, der trotz der Lumpen, mit denen er bekleidet war, ein anständiges Aussehen und eine gute Haltung hatte, still wie eine Schildwache an der Ecke eines weitgeöffneten, schmiedeeisernen Gittertores stand, das zu einem hübschen Landhaus mit verschlossenen Jalousien führte. Es war in einer jener Straßen, die besonders zu dieser Stunde beinahe ganz verödet sind, da die meisten der darin gelegenen Villen schon seit September geschlossen waren.

Das vom langen Fasten erschöpfte, bleiche und unendlich traurig dreinschauende Antlitz dieses Mannes trug den Ausdruck absoluter Hoffnungslosigkeit. Manchmal seufzte er tief auf und erhob den Blick zu den zart goldig gefärbten Wölkchen des abendlichen Himmels, deren Glut schon in der langsam herabsinkenden Dämmerung zu verblassen begann.

Die frische Luft war erfüllt von dem aus der ländlichen Umgebung dringenden Duft trockner Blumen, sowie von dem gesunden Geruch eines ansehnlichen Vorrats von Stroh, Heu und Futterkräutern, den man unter dem Eingang dieser freundlichen Wohnung an der Mauer entlang aufgestapelt hatte.

Plötzlich tauchte aus einem in die Straße mündenden Gäßchen die zierliche Gestalt einer eilig mit trippelnden Füßchen einherschreitenden jungen Dame auf. Sie trug ein Schleierchen über dem Gesicht, war ganz in Pelz und Samt gehüllt und hatte die Hände in einen Muff gesteckt.

Sie war sehr jung und sehr hübsch ... hieß Diana L... und war unsrer berühmten Madame T... so überraschend ähnlich, daß man wissen wollte, mehrere der begeistertsten Verehrer der Diva suchten zu Füßen ihrer reizenden Doppelgängerin der Launen und der Rücksichtslosigkeiten des verwöhnten „Stars" zu vergessen; mit einem Wort: Diana war das liebreizende Ebenbild jener Dame und wie sie Künstlerin. Warum sie grade an diesem Abend hier erschien? — Oh! wahrscheinlich kehrte sie von einem kurzen Besuche zu ihrem verlassenen Sommeraufenthalt zurück — vielleicht hatte sie dort irgend etwas vergessen — eine Kleinigkeit, auf die sie Wert legte, und die sie plötzlich vermißte; das hatte sie nervös gemacht, und sie war selbst von Paris gekommen, um danach zu schauen... Vielleicht aber kam sie auch aus einem ganz andern Grunde... Gleichviel, das tut nichts zur Sache.

In wenigen Augenblicken hatte sie den armen Mann erreicht, dem sie im Vorüberschreiten einen flüchtigen Blick zuwarf, der aber doch lang genug war, sie erkennen zu lassen, wie hilfsbedürftig er war, und da ihr Herzchen weich und mitleidig ist, zog sie rasch das Portemonnaie aus einer Tasche ihres Muffes. Mit ihrem kleinen, von einem feinen violetten Handschuh umspannten Händchen reichte sie dem Manne zwei Franken und sagte dabei in höflichem Tone:

„Bitte, wollen Sie dies von mir annehmen, mein Herr."

Ganz geblendet von einer so unerwarteten Gabe

und sichtbar gerührt von ihrer naiven Anrede, stotterte der ehrliche Mann:

„Madame ... aber, aber ... das sind nicht zwei Sous, es sind zwei Franken."

„Ja, das weiß ich," sagte sie freundlich und sich anschickend, ihren Weg fortzusetzen.

„Dann, Madame, oh, dann segne ich Sie aus tiefstem Herzensgrunde," rief mit Tränen in den Augen der Bettler. „Sehen Sie, meine Frau, meine arme, liebe Frau, und meine Kinder haben seit vorgestern nichts zu essen gehabt. Was Sie mir da gegeben, bedeutet ihr Leben! Oh, wie gut Sie sind, Madame!"

Der Ausdruck tiefster Dankbarkeit, der seine Stimme zittern machte, war so aufrichtig, daß die junge Künstlerin sich davon ergriffen fühlte und ihr ebenfalls die Tränen in die Augen stiegen. „Ach," dachte sie, „mit wie Wenigem man doch Gutes tun kann!"

Ganz gerührt sagte sie dann: „Wenn es so um Sie steht, werde ich Ihnen noch fünf Franken geben."

Sieben Franken! Auf einmal! Auf dem Lande! ... Der Bettler schloß in einem wahren Freudentaumel die Augen und versuchte es vergebens, Worte zu finden, um sich für diese unerwartete Wohltat zu bedanken. Sich tief und achtungsvoll über die Fingerspitzen Fräulein von L.'s neigend, stotterte er:

„... Wir verdienen es nicht... Ach! wenn doch alle so wären, wie Sie! Ach, verehrungswürdige junge Dame."

Ganz beglückt von dem Gedanken, so viel Gutes durch ihr Almosen bewirkt zu haben, gestattete es das liebenswürdige Mädchen, daß der Bettler ehrfurchtsvoll die Spitze ihres parfümierten Handschuhs küßte, dann zog sie ihr Händchen leise zurück und öffnete zum dritten Male ihre kleine Börse.

„Sieh," sagte sie, „nun habe ich nur noch ein Zehnfrankstück! Um so besser, nehmen Sie es."

Diesmal drängten sich nur ein paar unartikulierte Töne aus der Kehle des Vagabunden: er betrachtete das Goldstück mit vollständig verblüffter Miene. Siebzehn Franken, auf einmal, bei einer Begegnung! Er war ernst geworden. Der Gedanke, daß seine Frau und seine Kinder nun wenigstens vierzehn Tage lang aller Not enthoben sein würden, erfüllte ihn mit einem solchen Gefühl des Glücks und der Dankbarkeit, daß er keinen Ausdruck dafür finden konnte. Die reizende Künstlerin, die es unwillkürlich empfand, daß sie den Augen dieses Unglücklichen wie die Verkörperung christlicher Nächstenliebe erschien, genoß die heimliche Wonne einer solchen Apotheose. Und um die Ekstase ihres gefühlvollen Schützlings noch zu steigern, murmelte sie:

„Und ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit etwas schicken, mein Freund."

Diese Worte, in denen dem Manne eine kleine Zukunft für seine Familie aufzugehen schien, machte ihn beinahe taumeln. Er fand keine Worte! Sein Glück einer- und die Ohnmacht andrerseits, seiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, bedrückten ihn so, daß ihm war, als müsse er ersticken. In einer Er-

regung, die er nicht zu beherrschen vermochte, schlang er plötzlich in naiver Weise die Arme um die junge Dame, die ihn nicht zurückstieß, weil sie sich rein wußte, und es fühlte, daß der Mann in ihr die Vision eines Engels verehrte. Alle Etikette vergessend und dabei fortwährend: „Oh, meine Frau, meine Kinder," rufend, bedeckte er dann die Lippen des jungen Mädchens mit glühenden Küssen.

All dies ereignete sich so schnell, daß beide nicht Zeit hatten, darüber nachzudenken, wie es geschehen, daß die schöne Diana plötzlich, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf dem an der Gartenmauer aufgespeicherten Heu lag, wo sie es mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen dulden mußte, daß ihr Schützling unter einem Schauer von Küssen Besitz von ihr ergriff und dabei nicht aufhörte, ihr zuzuflüstern: „Oh, danke für meine arme Frau!! Oh! Wie gut Sie sind... Oh! Danke für meine Kinder!"

Einige Minuten später rief das Geräusch von der Straße nahender Schritte den leidenschaftlichen Lovelace zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Es gelang der jungen Künstlerin, sich zu befreien, mit einem Satz aufzuspringen und zu entfliehen. Verwirrt, mit derangiertem Haar, glühenden Wangen und zusammengezogenen Brauen suchte sie, so gut es in der Eile ging, ihr Kleid zu ordnen, und lief dann so schnell wie möglich, ihre nahegelegene Villa zu erreichen, um sich dort von ihrem schrecklichen Abenteuer zu erholen. Unterwegs gelobte sie sich jedoch, daß in Zukunft nicht nur ihre Linke nichts von den mit der rechten Hand gespendeten Gaben

wissen solle, sondern auch daß sie niemals mehr den guten Engel spielen und ohne weiteres siebzehn Franken verschenken würde, besonders aber, daß sie jeden Dank ihrer lieben Almosenempfänger ohne weiteres kurz abweisen würde.

Indessen sanken die Schleier der Nacht leise herab. Noch ganz entsetzt über ihr Abenteuer wandte Diana, als sie an der Ecke der Straße angekommen war, einen Blick zurück. Der Schein einer eben angezündeten Laterne fiel hell auf den immer noch in der Nähe des Gitters stehenden Bettler mit dem braunen Gesicht und den weißen Zähnen — er lächelte, und sein Auge folgte mit dankerfülltem Blick der fliehenden schlanken Gestalt der jungen Künstlerin.

# Geheimnisvolle Erinnerungen

Ich bin, so erzählte er mir, der letzte Gaël, der Sprößling einer alten keltischen Familie, die hart wie die Felsen ist. Ich gehöre dem kühnen Stamme an, dem so viele ausgezeichnete Seeleute und tapfre Kriegshelden entsprungen sind, deren Taten in die Tafeln der Geschichte eingegraben sind.

Einer meiner Ahnen fühlte sich, als er noch sehr jung war, schon so angeekelt von dem Anblick und der langweiligen Lebensweise seiner Verwandten, daß er sich in stolzer Überhebung selbst von seinem Stammsitze verbannte. Es war zur Zeit, wo die ersten großen Expeditionen nach Asien stattfanden; er schloß sich einer solchen an, kämpfte unter dem Landeshauptmann von Suffren und zeichnete sich in Indien besonders aus durch die geheimnisvollen und wunderbaren Handstreiche, die er im Innern des Bereiches der sogenannten toten Städte ausführte.

Unter dem heißen wolkenlosen Himmel Indiens liegen diese Städte tief im Innern düstrer, unerforschter Urwälder verborgen. Welkes Laub, Unkraut, dürres Holz und Gestrüpp bedecken und versperren die Pfade, die einst belebte Straßen waren, auf denen aber jetzt längst das Geräusch der Wagen, der Waffenträger und der Gesänge froh dahinziehender Reisenden verklungen ist.

Kein Lufthauch, keine Vogelstimme, keine Quelle unterbrechen die schreckliche Stille dieser Regionen. Selbst die bengalischen Finken meiden hier die alten

Ebenholzbäume, die sie doch sonst so sehr bevorzugen. Zwischen den in den Lichtungen aufgehäuft liegenden Trümmern wuchern ungeheure Schmarotzerpflanzen, denen seltsam phantastische Blütenkelche entsprießen, Blumen von den wunderbarsten Formen und Farben; einige sind blau oder feuerrot mit gelben Adern, wieder andre schimmern und leuchten in der irisierenden Pracht, die wir auf dem Gefieder der Pfauen bewundern. Sie hauchen einen betäubenden Duft aus, und es ist eine heiße, drückende, von Wohlgerüchen geschwängerte Luft, die über diesen Trümmerhaufen lagert; sie erinnern an jenen eigentümlich scharfen Duft der Spezereien, die man bei Begräbnissen auf den Räucherpfannen verwendet und übt eine die Sinne benehmende, quälende Wirkung aus.

Wenn ein Geier, der über das Plateau von Caboul fliegt, sich zufällig in diese Gegend verirrt, sich auf einem der schwarzen Dattelbäume niederläßt und den Duft dieser Lianen und Orchideen einatmet, so erhebt er sich nicht wieder, sondern ist dem Tode verfallen.

Hier und da findet man zerstörte Bögen, seltsam gestaltete, halb zerstörte Bildsäulen oder Grabsteine, deren Inschriften noch beschädigter und unleserlicher sind als die, welche man in Sardes, Palmyra oder Khorsadad gefunden hat.

Auf einigen Steinplatten jedoch, die vielleicht einst den Giebel des hohen Eingangstores einer Stadt zierten, kann man noch heute mit einiger Mühe den

in der Sprache der Zenden eingegrabenen stolzen Wahrspruch der damals noch freien Völker lesen:

„Gott wird den Sieg davontragen."

Die tiefe Stille wird nur durch das leise Geräusch der durch die umgestürzten Säulenschäfte hingleitenden Klapperschlangen unterbrochen, die zischend durch das rötliche Moos schlängeln.

Manchmal, wenn in der Dämmerung sich ein Gewitter entlädt, tönt aus der Ferne, die Donnerschläge unterbrechend, der melancholische Schrei einer wilden Eselin.

Unter diesen Ruinen erstrecken sich lange unterirdische Gänge und Galerien, deren Eingänge längst zerfallen und vergessen sind.

Dort ruhen seit Jahrhunderten die ersten Könige dieser seltsamen Gegenden und Nationen, deren Namen nicht einmal auf uns gekommen sind. Sie wurden, dem Ritus ihrer Religion gemäß, mit all ihren Schätzen unter diesen Gewölben begraben.

Keine Lampe erhellt die Begräbnisstätten.

Keiner kann sich erinnern, daß der Schritt eines gewöhnlichen Erdgeborenen es jemals gewagt hätte, den Schlummer dieser Toten zu beunruhigen.

Nur zu gewissen Zeiten, wenn er Bußübungen vollziehen oder sich in göttliche Träume versenken will, steigt ein einsamer Brahmane mit der Fackel in der Hand langsam von Stufe zu Stufe hinab in diese unergründlichen Keller und Gewölbe.

Dann werden die königlichen Überreste plötzlich von einem wunderbaren Glanze überstrahlt. Die

köstlichen Ketten, die sich um die Gerippe schlingen, scheinen sich in dem flackernden Schein der Fackel zu bewegen; die mit Edelsteinen geschmückten königlichen Gebeine funkeln! — So rötet sich der Staub der Straße, wenn vor dem Einbrechen der Nacht ein letzter glühender Strahl der scheidenden Sonne darauf fällt.

Die Maharadjahs lassen die Grenzen der heiligen Wälder durch Elitetruppen bewachen, ganz besonders aber den Zugang zu der Lichtung, auf der das Durcheinander zerfallener Herrlichkeit beginnt, und wo man die Eingänge zu den unterirdischen Gewölben vermutet. Arme des Euphrats ziehen sich hier und dort durch die Gegend und sind an verschiedenen Stellen von halb zerstörten Brücken überspannt. Aber es ist auf das strengste untersagt, die Ufer dieser Gewässer zu betreten.

Schweigsame Saphikrieger, die grausam wie Hyänen, unbestechlich und unerbittlich sind, durchstreifen unaufhörlich diese todbringenden Gelände.

An manchen Abenden jedoch wußte sie unser Held durch allerlei geheimnisvolle Schliche zu umgehen und ihre Wachsamkeit zu täuschen. Er gab in der Nacht bald hier, bald dort Hornsignale und verstand es, durch List die Krieger voneinander zu trennen; dann verbarg er sich unter dem Gewirr der Schlingpflanzen, um unversehens hervorzustürzen und den Pferden der Spahis den Bauch aufzuschlitzen. Die Spahis entsetzten sich über sein unerwartetes Erscheinen und glaubten, einen bösen Geist vor sich zu sehen. Mit einer wahren Tigerkraft begabt, sprang

der kühne Abenteurer mit gewaltigem Satz von einem zum andern, packte sie mit schrecklichem, sie beinahe schon erwürgendem Griffe am Halse und stieß sie dann nieder.

So wurde dieser Verbannte die Geißel, der Schrekken, der Würgeengel dieser grausamen, erdfarbigen Krieger. Er pflegte ihnen den eignen Yatagan durchs Herz zu stoßen und sie dann damit an die Bäume zu nageln.

Darauf wagte sich dieser Unerschrockene, allen Hindernissen Trotz bietend, keck in das versunkene Reich der Vergangenheit, in die Alleen, Galerien und Höfe der Totenstädte, und trotz der darin herrschenden vergifteten Luft drang er in diese Begräbnisstätten ohne gleichen, in denen die Gebeine der hindostanischen Könige ruhen.

Die Eingangspforten waren von Kolossen aus Jaspis bewacht, eine Art von Ungeheuern oder Idolen, in deren Augenhöhlen Smaragde und Perlen funkelten, seltsame Gebilde, wie sie die Phantasie eines vergangenen Religionssystems erschaffen. Ohne Hindernis durchschritt er den Eingang und stieg die in die Tiefe führende Treppe hinab, obgleich sich bei jeder Stufe, die er betrat, die Flügel dieser seltsamen Götzen drohend bewegten.

Dem Schwindel Trotz bietend, der ihn überfiel, als das tiefe Schweigen und die von verpesteten Dünsten erfüllte Nacht der Totenstadt ihn umfing, in der die Erinnerung vergangener Macht und Größe ihn umgab, raffte er mit kecker räuberischer Hand so viele der wunderbaren, darin verborgenen Schätze

zusammen, wie er nur ergreifen konnte. In ähnlicher Weise bemächtigte sich einst Cortez in Mexiko und Pizarro in Peru der Reichtümer der Kaziken und Könige.

Die geraubten Edelsteine und köstlichen Geschmeide barg er in mitgenommene Säcke, die er dann in seiner Barke versteckte und darauf leise und vorsichtig, den gefährlichen Mondschein vermeidend, den Fluß herauffuhr. Tief über seine Ruder gebeugt, drängte er sich durch das bis tief ins Wasser stehende Schilf, ohne des klagenden Kindergeschreis zu achten, das die Krokodile in seiner nächsten Nähe ausstießen.

In wenigen Stunden schon hatte er eine verborgene Höhle erreicht, die nur ihm bekannt war, und in der er seine Beute verbarg.

Sein keckes Unternehmen blieb jedoch nicht verborgen.

Auf den Festen der indischen Nabobs singen die Fakire, diese seltsamen Minnesänger, heute noch zum melancholischen Klang ihrer Theorben, Lieder und Legenden, in denen die Taten meines Ahnherrn erzählt werden, dem sie freilich mit einer gewissen gehässigen Eifersucht den Titel eines räuberischen Grabschänders geben.

Einmal jedoch geschah es, daß sich dieser kühne Mann durch die verlockenden hinterlistigen Worte des einzigen Freundes, dem er sich jemals vertraut, zu einer ganz besonders gefährlichen Expedition verleiten ließ. Durch einen günstigen Zufall gelang es diesem Freunde selbst, zu entkommen. — Ich spreche

von dem bekannten, nur zu berühmten Oberst Sombre.

Diesem hinterlistigen Irländer hatte der kühne Abenteurer es zu verdanken, daß er in einen Hinterhalt fiel. Blutüberströmt, von Kugeln durchbohrt und von mehr als zwanzig Krummsäbeln zerhauen, wurde er gefangengenommen und starb unter den entsetzlichsten Qualen.

Die wilden Horden des Himalaja waren trunken vor Freude über seinen Tod, und im Triumph drangen sie in seine Höhle. Nachdem sie die darin verborgenen Schätze entdeckt hatten, führten sie den ganzen Reichtum in die verfemte Gegend zurück und trugen Sorge dafür, daß er ungeschmälert wieder in die düstere Stadt der Toten gelangte, in der die Gebeine der früheren Könige dieses Landes ruhen — und dort befindet er sich noch heute.

Und ich — der letzte der Gaël — habe von meinem tapfern Ahnherrn nichts geerbt, als seine Verblendung und sein Hoffen! Ich wohne hier im Abendlande in dieser alten Veste, in der mich die Schwermut verzehrt. Die politischen Sorgen meiner Zeit und meines Vaterlandes lassen mich gleichgültig. Aber wenn an schönen Herbstabenden die Sonne leuchtend untergeht und die Baumwipfel der umliegenden Wälder vergoldet, dann vertiefe ich mich in den herrlichen Anblick, und meine Gedanken weilen in weiter Ferne! Morgens aber, wenn der Tau fällt, wandle ich einsam durch die dunkeln Alleen, wie mein Ahnherr einst über die Krypten längst dahingegangener Könige wandelte. Instinktiv —

ohne mir eines Grundes dafür bewußt zu sein — scheue ich das mir unheilvoll erscheinende Licht des Mondes, und ich weiche der Annäherung der Menschen aus, die mir ebenfalls Unglück bringend erscheint. Ja, ich vermeide sie, wenn ich ganz in meine Träume versenkt dahinwandle. Denn mir ist es dann, als ob ich in meiner Seele den Widerschein der verlorenen Schätze einer ganzen Reihe längst vergessener Könige zu hüten hätte.

# Eine Begegnung in Solesmes

Vor einigen Jahren mußte ich zwecks archäologischer Untersuchungen die Abtei der Benediktiner in Solesmes besuchen.

Nachdem ich einen Empfehlungsbrief an den berühmten Abt des Klosters, Don Guéranger, erhalten hatte, verließ ich an einem schönen Herbsttage Paris. Am nächsten Morgen war ich in Sablé, von wo aus die Abtei in einer Stunde bequem zu erreichen ist.

Ich stieg in einem am Marktplatz gelegenen Gasthof ab, dessen Schild eine seltsame Aufschrift hatte, die mir zu denken gab. Es stand nämlich: „Hotel von Notre-Dame und von der Kaufmannschaft" darauf.

Da es herrliches Wetter war und die Sonne hell schien, machte ich mich, meine kleine Reisetasche in der Hand, gleich auf den Weg zum Kloster und erreichte es, als es gerade zwölf Uhr schlug.

Der Bruder Pförtner erbot sich, dem Abt Don Guéranger meinen Einführungsbrief zu überbringen; ich trat währenddem in die Säulengänge des Klosterhofes ein. Dort fand ich noch mehrere andere Pilger. Die Einladung eines der Väter, am Frühstück teilzunehmen, annehmend, schloß ich mich ihnen an, und da es gerade Essenszeit war, führte man uns in das Kloster.

Der Abt von Solesmes stand mit einer Kanne und einer Schüssel in den Händen auf der Schwelle

des Refektoriums. Neben ihm standen der Prior, Don Couturier, und der Ökonom, Don Fontanes, mit in den langen Ärmeln ihrer schwarzen Kutten verschränkten Armen, und blickten mir freundlich entgegen.

Don Guéranger goß als Zeichen der Gastfreundschaft Wasser über meine Hände. Einer der Brüder reichte mir eine Serviette. Ich trocknete mich ab. Dann führte man mich zu dem Tische der Gäste, der in der Mitte des Saales stand, und von denen der Mönche umgeben war, während der Abt, der Prior und der Ökonom auf einer kleinen Estrade ihr Mahl einnahmen.

Nach einem Gebet für die Toten und einem Paternoster (von dem jedoch nur die ersten Worte laut gesprochen wurden, und das jeder stille für sich vollenden mußte) nahm man Platz. Einer der Väter bestieg die bei einem Fenster gelegene Kanzel und las mit lauter Stimme ein Kapitel aus dem Leben der heiligen Lidwina vor.

Das Mahl der Benediktiner war mehr als einfach. Es bestand aus einer Schüssel Gemüse, Brot und Wasser. Unsre Tafel war reichlich besetzt, aber ich zollte den Wirten mehr Aufmerksamkeit wie dem Essen.

Neben den beiden andern Vätern erschien Don Guéranger wie die mächtige, das Sanktuarium tragende Säule zwischen ihren beiden Pfeilern. Er war sechzig Jahre alt, und sein Leben war ein Leben voller Prüfungen, harter Kämpfe und schwerer Bußübungen gewesen. Er war es, der im Alter von drei-

undzwanzig Jahren als armer Benediktiner die Abtei gegründet hatte. Seine hohe weiße Stirn war edel gebildet und nachdenklich. Die mattblauen glänzenden Augen zeugten von einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit des Geistes.

Seine ganze Erscheinung machte den Eindruck eines überlegenen, ganz von seinem Glauben überzeugten und durchdrungenen Menschen. Das ärbtliche Kreuz auf seiner Brust leuchtete wie ein Licht. Er war nicht von hohem Wuchs, aber ich erinnere mich sehr wohl, daß, wenn er von unserm Gott sprach, seine ganze Gestalt in geheimnisvoller Weise zu wachsen schien. Später, als er mich einer Freundschaft würdigte, die selbst durch den Tod nicht aus meiner Seele verwischt werden konnte, habe ich öfters festgestellt, daß ihm in seiner Unterhaltung öfters prophetische Aussprüche entschlüpften, die den Auserwählten des Herrn verrieten.

Die beiden rechts und links von ihm sitzenden Mönche besaßen gleichfalls eine ungewöhnlich schöne, hohe Stirn und Augen, die wie von einem innern Licht erhellt schienen, und es verrieten, daß ihr Herz und ihr Geist ganz in dem Gedanken an Gott vertieft waren.

Beim Nachtisch, nachdem die Lektüre beendet war, wandte ich mich meinem Tischnachbar zu, von dem ich bis jetzt keine Notiz genommen hatte. Er war wohl ein zufälliger Gast wie ich; aber ich entdeckte beim ersten Blick, daß er in wunderbar sympathischer Weise zu lächeln verstand, und daß sein Gesicht, das beinahe gewöhnlich war, dann höchst anziehend

erschien. Seine Hände waren die eines Gelehrten, und seine liebenswürdigen feinen Manieren erregten meine Aufmerksamkeit; ich hatte sofort die Empfindung, einen intelligenten Mann vor mir zu sehen.

Den Zufall, der zuletzt im Kloster angekommene Gast zu sein, benutzend, frug ich ihn, ob er den Namen des Mönchs wisse, der, eine große Sergeschürze über seiner Kutte tragend, schweigend die Schüsseln herumreichte und sich eifrig um uns bemühte.

„Ja," sagte er, „das ist einer der gelehrtesten Hellenisten Europas, einer der unterrichtetsten Väter der Abtei. Der Papst hat ihm vor kurzer Zeit den Kardinalshut angeboten, den er aber in seiner Demut ausgeschlagen hat. Wie Sie sehen, hat er die Schürze des dienenden Bruders vorgezogen: ihm erscheint es rühmlicher, demütig die von Gott in das Kloster geführten Sünder zu bedienen. Es ist Don Pitra."

„Ich beneide diesen Diener," sagte ich.

„Ich ebenfalls," antwortete er.

Nach einer Weile nahm ich das Wort wieder auf.

„Und dieser uns gegenübersitzende Mönch, dessen zartes, aszetisch ausschauendes Gesicht mich sehr lebhaft an das im Museum von Madrid befindliche Porträt Franz von Assisis erinnert? Er sieht schwer leidend und dennoch fröhlicher als alle andern Väter aus. Kennen Sie ihn?"

„Den nennen wir gewöhnlich den Kapitän," antwortete er lächelnd. „Es ist Don Gardeau, ein alter Militär und großer Mathematiker. Was die innre Freude betrifft, die seinem Gesicht solch strahlenden

Ausdruck verleiht, so hat sie ihren Grund. In diesen Tagen hat der Klosterarzt ihn verlorengegeben, er weiß, daß er in ganz kurzer Zeit sterben muß."

Das Frühstück war beendigt.

Nachdem ich mir die fünfhundert Jahre alte Kapelle angesehen, die der Abt Guéranger neu aus den Trümmern erstehen ließ, ging ich in den Garten. Dort fand ich meinen Tischnachbarn in einer Gruppe von Benediktinern, unter denen sich auch der Abt befand.

Man hatte sich in einer großen Allee auf im Kreise stehenden Stühlen niedergelassen. Mein Tischnachbar hatte eine Sergeschürze, wie die Don Pitras, über seinen Gehrock gebunden. Er beschäftigte sich damit, Erbsen auszuschoten — eine Arbeit, die die ganze Gesellschaft mit größtem Eifer betrieb.

Ich wandte mich an einen der Väter, der etwas abseits mit einer Schaufel in der Hand die Erde umgrub.

„Man erweist diesem Pilger dort große Ehre, indem die ehrwürdigen Väter ihn wie einen Genossen behandeln."

„Das geschieht, weil es Herr Louis Veuillot ist," antwortete er mir.

Einige Augenblicke später stellte der Abt uns einander vor.

„Ich wundre mich nicht mehr über die Art Ihrer Rede, mein Herr," sagte ich zu ihm, „ich habe sie einfach und groß gefunden — wie Ihre Schriften."

So sprechend nahm ich Platz in dem Kreise dieser emsig Erbsen ausschotenden Herren, und da ich doch

nicht von ihrem Fleiße zurückstehen, sondern mich ebenfalls nützlich erweisen wollte, folgte ich ihrem Beispiel und nahm an der allgemeinen Beschäftigung teil.

„Grade, als Sie sich zu uns gesellten, mein Herr, hat der ehrwürdige Vater Abt mir Vorwürfe über die Heftigkeit und Unduldsamkeit meiner Schriften gemacht," antwortete mir Louis Veuillot.

„Ach! Er hat recht. Aber es kommt daher, weil ich mich an diese sogenannten Atheisten wende — Menschen, denen es nicht genügt, ihr eignes Seelenheil zu verscherzen, sondern die auch alles aufbieten, den Glauben andrer zu untergraben und nicht ganz feste Geister, die ihren Worten Gehör schenken, irrezuführen. Ein Beispiel: Wir alle wissen, daß es diesen Professoren des Unglaubens leichter erscheint, auf einer Barrikade zu sterben, als Freitags zu fasten. (Die andern Tage, das geht noch! Aber da die Kirche sehr genau weiß, was sie vorschreibt, und da diesen „ernst denkenden Leuten" nichts so schwer erscheint als zu gehorchen, finden sie es sehr hart, grade am Freitag fasten zu sollen!)

Nun wohl. Wenn diese Fresser wenigstens den Mund halten wollten, wenn sie sich den Bauch vollstopfen, so würde ich nichts sagen. Aber sie führen das große Wort, diese Schlemmer! Sie achten die Religion gering und spotten in lauter lärmender Weise über ein Paradies, das uns um eines Apfels willen verlorengehen konnte. Und derartig lockre Reden machen Eindruck auf alle, deren Glauben nicht fest ist, es reizt sie zum Lachen. Ganz gewiß, wenn

sie es nur versuchen wollten, an den vorgeschriebenen Fasttagen sich des Fleisches zu enthalten, da würden sie bald dahinterkommen, daß die Legende vom verlorenen Paradies durchaus nicht so lächerlich ist, wie sie ihnen erscheint. Aber nicht genug damit, daß sie unter dem Vorwande eine derartige Entsagung sei allzu leicht, es nicht einmal versuchen, die Gebote der Kirche innezuhalten, drängen sie auch mit dem vollen Becher in der Hand den Lauen im Glauben ihre Überzeugung auf, und diese folgen nur allzu rasch dem verwerflichen Beispiele, und das führt dann diese Herren und die von ihnen gemachten Proselyten dazu, einst schuldbeladen und bettelarm vor Gottes Richterthron erscheinen zu müssen. Ich wiederhole es, daß ich mich nicht um sie kümmern würde, wenn sie nicht so stark Propaganda machten. Das ist, was mich als Christ dazu berechtigt — nein, es mir zur heiligen Pflicht macht, so viel es in meinen schwachen Kräften steht, diesem gefährlichen Unfug zu steuern. Es ist nicht ihr Privatleben, nicht ihre feige Gesinnung, sondern nur der verderbliche Einfluß ihrer gleißnerischen Überredungskunst, gegen den ich kämpfe. Und ich halte es für meine Mission, so viel ich kann, diesem verderblichen Treiben entgegenzutreten.

„Ein schönes Verbrechen, diese aufgeblasenen Ballons dadurch zum Platzen zu bringen, daß ich mit einer Feder darein steche! In mir loht der heilige Haß, den diese Einfaltspinsel fürchten; ich ziehe Nutzen daraus. Warum nicht?“

„Aber Sie verfechten Ihre Sache doch mit einer

Leidenschaftlichkeit, die manchmal zu weit geht und sehr verletzend wirkt. Wir sollen uns untereinander lieben! Dies Gebot gilt noch höher, wie das des Fastens," sagte der Abt von Solesmes.

„Ich möchte aus der Haut fahren, mein Vater," rief Louis Veuillot, „wenn meine geistlichen Vorgesetzten mir Milde und Duldsamkeit für die Verkündiger einer Irrlehre empfehlen, die die Seelen vergiftet. Sie kennen sie nicht! Jede Waffe ist gut, dieses Gesindel zu bekämpfen. Ich bin grob, sagen Sie? Glauben Sie denn, daß sie mich verstehen würden, wenn ich es nicht wäre? War es nicht Lacordaire, der von der Kanzel der Notre-Dame, angesichts des heiligen Sakramentes, der Elite der katholischen Intelligenz Frankreichs die Worte zurief: Was? Diese sogenannten Freidenker wagen es, euren Kindern zu lehren, daß der Mensch nichts sei als eine oben und unten durchbohrte Röhre, und da sollte ich, ein Bekenner Jesu Christi, nicht das Recht haben, die Verkündiger einer so abgeschmackten Irrlehre mit dem Fuße zu zertreten?"

„Ich gebe ja zu, daß diese Worte des guten Vaters Lacordaire sein Meisterstück der Rhetorik sind. Aber hat der Marquis von Valdegamas sich einst nicht noch viel gröber ausgedrückt? Er wirkte vernichtend. Aber das ist auch wirklich der Ton, den man anschlagen muß, wenn man zu derartigen Leuten spricht. Sie wissen sehr gut, wer sie sind, woher sie kommen und was sie anrichten! Und ich füge hinzu, daß sie bald genug in der Hölle braten werden, da Gott selbst dies verheißt. Wie könnte es mir nur

einfallen, solchen Menschen gegenüber milde aufzutreten? Möchten Sie etwa, daß ich Rénau, diese verächtliche Kirchenratte, die nachts kommt, das geweihte Brot zu essen, sanft anredete, etwa in dieser Weise:

„Mein lieber Judas! Haben Sie nicht vielleicht doch in Ihren Büchern etwas zu ‚verräterische' Dinge gesagt? Nein, nein! Mit Geißelhieben hat einst Jesus Christus die Schänder des Heiligtums aus dem Tempel gejagt und sie ein Schlangengezücht genannt."

„Der Bauer zieht auch keine Handschuhe an, wenn er nach dem Knüppel greift, um die Diebe zu verjagen. Ehrwürdiger Vater! Ich bin ja nur ein Bauer, wie auch Grandferré es war, der doch so viele Engländer für sein Vaterland getötet hat. Gestatten Sie mir in Gnaden zu tun — was ich nicht lassen kann."

„Der heilige Benedikt macht uns die christliche Sanftmut zur Pflicht. Sie würden einen rebellischen Benediktiner abgeben."

„Vielleicht aber einen ausgezeichneten Dominikaner," wagte ich lächelnd einzuwerfen.

Die zum Gebet rufende Glocke unterbrach unsre Plauderei — deren ich mich lebhaft erinnerte, als ich vor etwa drei Jahren an einem strahlend schönen Frühlingstage am Sarge dieses tapfern Kämpfers des christlichen Glaubens stand.

# Das himmliche Abenteuer

Warum sollte man sich jetzt, nachdem Euphrasia, dies göttliche Kind, zum Lichte eingegangen, noch scheuen, es offen zu sagen, daß das Wunder, das sie zu erleben geglaubt, eine ganz natürliche Begebenheit war? Sicher ist, daß die kleine Heilige — die, im Alter von achtundzwanzig Jahren, in der Provence als Oberin des von ihr gegründeten Ordens der Armenschwestern starb — selbst gewiß keinen Anstoß daran genommen haben würde, wenn sie die natürliche Erklärung des ihr widerfahrenen Heils erfahren hätte: ihre ernst bewußte Demut würde nicht einen Augenblick dadurch beunruhigt worden sein.

Immerhin ist es doch besser, daß ich bis jetzt noch nicht davon gesprochen habe.

Ungefähr einen Kilometer von Avignon entfernt, erhob sich im Jahre 1860, nicht weit von den grünen Geländen, die stromaufwärts an der Rhone liegen, eine einsame Hütte von schmutzigem Aussehen; sie hatte nur ein Stockwerk, das durch ein einziges Fenster mit vergitterten Läden erhellt wurde. Die Hütte stand in der schützenden Nähe der Gendarmeriekaserne, die an der Grenze der Vorstadt auf dem Wege liegt.

Dort lebte ein alter Jude, den man Vater Moses nannte. Er war kein schlechter Jude, trotz seines verblichenen Antlitzes und seines Raubvogelschädels, dessen Glatze durch ein fest anliegendes Mützchen

von unerkennbarem Stoff und Farbe bedeckt war, er war noch frisch und kräftig und wäre wohl imstande gewesen, in einigen Dauermärschen sogar mit Ahasver Schritt zu halten. Er ging jedoch sehr selten aus und ließ nur nach manchen Vorsichtsmaßregeln Besuch vor. Nachts schützte er seine schlecht geschlossene Türe durch eine ganze Anlage von Fuchseisen und Wolfsfallen. Dienstfertig, besonders für seine Glaubensgenossen, wohltätig für jeden, verfolgte er nur die Reichen, denen er gegen Wucherzinsen Geld lieh. Die skeptischen Ideen seiner Zeit änderten nichts an dem starren Glauben dieses praktischen und gottesfürchtigen Mannes: Moses betete, wenn er seinen Wucher getrieben, so gut, wie wenn er Almosen gegeben hatte. Da er in dieser Beziehung ein stark entwickeltes Ehrgefühl besaß, hielt er streng darauf, jeden, auch den kleinsten Dienst, der ihm erwiesen wurde, zu vergelten. Vielleicht hatte er auch für die frische Landschaft unter seinem Fenster ein gewisses Gefühl, wenn er manchmal mit seinen klaren, grauen Augen nachdenklich hinaussah. — —

Indessen befand sich auf einer kleinen Anhöhe, die die stromabwärts gelegenen Wiesen beherrschte, etwas, das ihm die Aussicht gründlich verdarb, und er wandte sein Auge beleidigt und mit einem übrigens leicht erklärbaren Widerwillen davon ab. Da war nämlich ein sehr alter Kalvarienberg, der nur seiner archäologischen Merkwürdigkeit wegen noch von den Behörden geduldet wurde. Man mußte einundzwanzig Stufen hinaufsteigen, um das große Mittelkreuz mit dem gotischen Christus, dessen Züge längst von

der Zeit verwischt waren, zu erreichen. Daneben standen zwei kleinere Kreuze mit Diphas und Gesmas, den beiden Schächern.

Eines Nachts saß Vater Moses an dem halboffenen Fenster, die Füße auf einem Schemel, die Brille auf der Nase vor einem kleinen Tische, der mit Perlen, Diamanten, Gold und Wertpapieren bedeckt war; er war damit beschäftigt, seine Rechnungen in ein staubiges Register einzutragen.

Er hatte sich lange damit aufgehalten. Sein Geist hatte sich so vollständig in die Arbeit vertieft, daß seine Ohren taub für jedes Geräusch waren und einige entfernte, halb abgebrochene, seltsame Laute nicht vernahmen, die schon den ganzen Abend über das Schweigen und die Dunkelheit durchdrangen. Jetzt erhellte ein großartiger Mondschein das Land, alles war still.

„Drei Millionen!" rief Moses, indem er die letzte Ziffer unter die Totalsumme setzte.

Aber die Freude, endlich am Ziel seiner Wünsche zu sein, verwandelte sich plötzlich in Schrecken. Ein eisiges Gefühl ergriff seine Füße, er stieß den Schemel fort und sprang auf.

Entsetzen! klatschendes Wasser, welches das ganze Zimmer durchdrang, näßte seine mageren Beine. Das Haus krachte. Seine Augen irrten durch das Fenster und sahen, daß der Fluß aus den Ufern getreten war und die niedrigen Täler ringsum überflutete. Es war eine Überschwemmung, ein plötzliches, jäh wachsendes, schreckliches Austreten der Rhone.

„Gott Abrahams!" stammelte er.

Trotz seines tiefen Erschreckens entledigte er sich sofort der Kleider und Schuhe und behielt nur die geflickte Hose an; dann warf er die Kostbarkeiten, Gold, Diamanten und Papiere durcheinander in eine Ledertasche, die er um den Hals hing, er überlegte, daß er später sein verborgenes, vergrabenes Gold doch wieder finden würde. Rasch nahm er noch aus einem alten Koffer ein Bündel bereits durchnäßter Wertpapiere, dann stieg er auf die Fensterbank, sprach dreimal das hebräische Wort Kadosch, das heilig bedeutet, und stürzte sich in Gottes Namen als guter Schwimmer in die Flut.

Ohne viel Geräusch zerbarst die Hütte hinter ihm und versank in dem Wasser.

Nirgends ein Kahn! — — Wohin fliehen?! Er versuchte die Richtung auf Avignon zu nehmen, aber das Wasser vergrößerte die Entfernung, es war weit, viel zu weit für einen alten Mann. Wo sollte er ausruhen, wo festen Fuß fassen?

Ach, der einzige leuchtende Punkt — jene Höhe — der Kalvarienberg — dessen Stufen schon unter den schäumenden Wellen, dem Brausen der empörten Fluten verschwanden.

Soll er bei diesem Steinbilde Schutz suchen? Nein niemals! Dem alten Juden war es ernst mit seinem Glauben; obgleich ihn nun die Gefahr drängte, obgleich die moderne Idee der Toleranz dem Manne, der nun nach einer rettenden Arche suchte, durchaus nicht unbekannt war, so widerstrebte es ihm doch, gerade dem, der dort war, etwas verdanken zu müssen, und wäre dies auch nur sein irdisches Heil.

Sein Schatten fiel lang über die Wasser — — wahrhaftig, er mußte an die Sintflut denken. Er schwamm aufs Geratewohl. Plötzlich fuhr ihm ein kluger Gedanke durch den Kopf.

„Ich vergaß ganz," sagte er prustend, während das Wasser ihm an beiden Enden des Bartes herablief, „ich vergaß ganz, daß da ja noch die armen Kerle, die Schächer sind! Meiner Treu, ich sehe gar nicht ein, warum ich mich nicht zu diesem prächtigen Gesmas flüchten sollte, bis man mich abholen kommt."

Nachdem er so sein Gewissen beruhigt hatte, nahm er mit kräftigen Stößen seinen Weg durch die hochgehenden Wogen auf die drei Kreuze zu, die von hellem Mondschein beleuchtet wurden. Nach ungefähr einer Viertelstunde sah er, dessen Glieder bereits halb erfroren und schon steif zu werden begannen, die mächtigen Kreuze etwa hundert Meter vor sich. Sie schienen gerade aus dem Wasser aufzuwachsen.

Während er tief aufatmend überlegte und sich dann für das links stehende Holz entschied, sah er plötzlich, wie die beiden seitlichen Kreuze, die schwächer als das mittlere waren, wankten. Die Wucht der Rhone zerbrach das wurmstichige Holz und beide sanken lautlos in das schäumende Wasser. Bei diesem Anblick zögerte Moses, sich zu nähern, er wäre beinahe untergesunken. Er bekam den Hals voll Wasser, hustete und spie.

Nun hob sich nur noch der Umriß des großen Kreuzes geheimnisvoll vom Horizonte ab; es zeigte

den bleichen Dornengekrönten, festgenagelt mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen. Dem Ersticken nahe und beinahe ohnmächtig, empfand der Greis nur noch das instinktive Gefühl Ertrinkender, sich zu retten. Verzweifelt beschloß er zu dem göttlichen Bilde hin zu schwimmen. Der Schatz, den er retten mußte, verdreifachte seine Kräfte und rechtfertigte zugleich diese Tat vor seinen Augen, die eine schreckliche Todesangst trübte. Am Fuße angekommen, ergriff er, ungern genug, das muß man zu seinem Lobe sagen, mit abgewandtem Kopfe den Stamm des Kreuzes. Das Wasser stieg und hob seinen Körper empor, rings um ihn ruhte tiefes Schweigen auf der unendlichen Flut.

„Oh, da unten! ein Segel! ein Boot!" Er rief — Man hörte ihn, man hatte ihn bemerkt!

In diesem Augenblicke türmte sich eine Woge hoch auf, hob ihn empor und warf ihn mit der Hand gegen die Wunde an der Seite des Erlösers.

Es geschah das so jäh und plötzlich, daß er kaum Zeit fand, sich anzuklammern, Leib an Leib und Kopf an Kopf mit dem Gekreuzigten. So hing er da mit abgewandtem Antlitz; die Brauen zogen sich über seinem durchdringenden hohlen Blicke zusammen, während die gabelförmigen Enden seines grauen Bartes weit ab standen und sich zitternd hin und her bewegten. Der alte Jude umfaßte mit den Beinen wie ein Steckenpferd das Bild dessen, der alles vergibt. Er mußte sich anklammern und schielte verstohlen nach dem, der nun auch sein „Erretter" war.

„Halt fest, wir kommen," rief man ihm zu.

„Endlich," seufzte Vater Moses, dessen Muskeln nachzugeben drohten. „Aber da hat mir doch einer einen Dienst erwiesen, von dem ich es nicht erwartet hätte. Da ich aber nicht gern jemand etwas schuldig bleibe, ist es nur gerecht, wenn ich ihn belohne, so wie ich einen Lebenden belohnen würde. Ich will ihm geben, was ich auch einem Menschen gegeben haben würde."

Und während der Kahn sich näherte, durchsuchte Moses eifrig seine Tasche, um sich seiner Schuld zu entledigen; er zog ein Goldstück heraus und steckte es sehr sorgsam und so gut er nur konnte, zwischen die zwei gekrümmten Finger der festgenagelten rechten Hand. „Wir sind quitt," murmelte er und ließ sich beinahe ohnmächtig in die Arme der Schiffer fallen.

Die sehr berechtigte Furcht, seinen Beutel zu verlieren, hielt ihn aufrecht bis zur Landung in Avignon. Dort kam er in dem warmen Bette eines Gasthauses bald wieder zu Kräften. — Einen Monat später zog er ganz nach Avignon, nachdem er vorher sein Geld unter den Trümmern seiner alten Wohnung hervorgescharrt hatte. Er lebte noch lange und war hundert Jahre alt, als er starb. —

Nun geschah es im Dezember des Jahres, das auf dieses ungewöhnliche Ereignis folgte, daß ein junges Landmädchen, ein sehr armes aber bildhübsches Waisenkind, Euphrasia, von einigen reichen Bürgersöhnen der Vaucluse bemerkt worden war. Geärgert über ihre unerklärliche Sprödigkeit, be-

schlossen diese, sie durch Hunger zu zwingen, sich ihnen hinzugeben. Dank ihren Bemühungen geschah es denn, daß man sie bald aus der Werkstätte entließ, wo sie für ihre elfstündige Arbeit täglich einen Franken verdient hatte, der für ihren Unterhalt und ihre gute Laune völlig ausreichte. (Natürlich gehörte diese Fabrik einer hochangesehenen Familie.) An demselben Tage wurde sie auch aus ihrer Wohnung gejagt, für die sie morgens und abends Gott dankte. Ihre Mietsleute hatten selber Kinder zu versorgen und da — man muß gerecht sein! — konnten und durften sie mit gutem Gewissen sich doch nicht der Gefahr aussetzen, die schönen sechs Franken monatlich zu verlieren, die ihnen das kleine Speicherstübchen einbrachte. „Anständig ist sie, gewiß," sagten sie sich, „aber mit dem besten Anstande kann man doch keine Miete bezahlen, wenn man arbeitslos ist! Überdies — vielleicht ist es zu ihrem eigenen Besten —" sie zwinkerten mit den Augen, „wenn man ein wenig hart gegen sie ist."

So kam es, daß an einem Winterabend, als eben die klaren Töne des Angelus ertönten, das arme zitternde Kind durch die mit Schnee bedeckten Straßen schritt, und ohne zu wissen, wohin sie ging, ihre Schritte zum Kalvarienberge leitete.

Es waren wohl die Engel selbst, die sie hierher führten und deren Flügel ihre Schritte auf den verschneiten Stufen unterstützten, bis sie zu Füßen des Heilands matt niederfiel und den Kopf gegen das Kreuz lehnte, während ihre Lippen die treuherzigen

Worte murmelten: „Mein Gott, hilf mir mit einem kleinen Almosen, sonst muß ich hier sterben."

Da geschah es, daß aus der rechten Hand des alten Christusbildes, zu dem die Augen der Bittenden sich erhoben, plötzlich ein Goldstück auf das Kleid des Mädchens fiel, das durch dies Wunder zu neuem Leben erwachte.

Es war ein hundertjähriges Stück mit dem Bilde König Ludwigs XVI., dessen gelbes Gold auf dem schwarzen Kleide des auserwählten Kindes leuchtete. Gewiß war auch zugleich ein göttlicher Funken in die Seele dieser Himmelsbraut gefallen, der ihren Mut neu belebte. Sie nahm das Goldstück, ohne sich auch nur zu wundern, erhob sich, küßte lächelnd die Füße des Erlösers und kehrte in die Stadt zurück. Nachdem sie vernünftigerweise dem Herbergsvater zuerst die schuldigen sechs Franken gegeben, warf sie sich auf ihr kaltes Lager, aß ihr trockenes Brot und wachte Begeisterung im Herzen, den Himmel vor Augen, kindliche Einfachheit in der Seele, dem Tag entgegen. Am andern Morgen schon begann sie, durchdrungen von der lebendigen Kraft des Glaubens, ihr heiliges Werk, trotz aller abschlägigen Antworten, trotz verschlossener Türen, trotz boshafter Worte, Drohungen und spöttischem Lächeln.

Und ihr heiliges Werk gelang! Heute ist die junge Glückliche aus dem Leben geschieden, siegreich über all den kleinen Schmutz dieses Lebens, glückselig ob des Wunders, *das ihr Glaube schuf*, zusammen mit dem, der alles vermag.

# Das Geheimnis der schönen Ardiane

Das neue Häuschen des jungen Forstaufsehers Peter Albrun lag auf einem Hügel, der das Dorf Ypinx-les-Trembles beherrschte, das zwei Meilen von Perpignon entfernt und in einem Tale der östlichen Pyrenäen liegt, dessen Grenze nach Spanien zu von großen Tannenwäldern gebildet wird.

Hoch über einem Gießbach, der von den Felsen herabschäumte, lag der hübsche kleine Garten, in dem im Schatten hoher Oleander- und Johannisbrotbäume die schönsten Garten- und Wiesenblumen blühten und das lachende Häuschen mit ihrem süßen Duft erfüllten. Dahinter erhoben sich etagenförmig mächtige, reich mit Blüten behangene Akazienbäume, die, wenn die Brise der Pyrenäen sie bewegte, ihren Wohlgeruch bis hinab zum Dorfe entsandten. Es war wirklich ein kleines Paradies, dieses arme, aber hübsche Häuschen, in das Peter Albrun, dieser bildhübsche Bursche von achtundzwanzig Jahren mit der weißen Haut, den klaren, mutig dreinschauenden Augen seine junge Frau heimgeführt hatte.

Seine liebe Ardiane, die schöne Baskerin, wie man sie wegen ihrer Herkunft nannte, war in Ypinx-les-Trembles geboren. Sie hatte ihre Eltern sehr früh verloren. Als Kind war sie, einer Blume des Feldes gleich, mit den andern Waisenkindern des Ortes hinter den Schnittern hergezogen, um Ähren aufzulesen; als sie heranwuchs, hatte sie an der

Heuernte geholfen, war dann Seilspinnerin geworden. Sie war bei einer alten Patin aufgewachsen, die ihr beim Tode der Eltern ein Obdach in ihrer Hütte gewährt hatte. Das junge Mädchen hatte ihr die erwiesene Wohltat reichlich vergolten, da sie später die Alte mit ihrer Hände Arbeit erhalten und bis zum Tode aufs treuste gepflegt hatte. Dabei hatte sich Ardiane Inféral jederzeit trotz ihrer berauschenden Schönheit durch ein tadellos mustergültiges Betragen ausgezeichnet. Peter Albrun hatte bei den Jägern in Afrika gedient und es bis zum Feldwebel gebracht. Als er in die Heimat zurückkehrte, fand er Anstellung bei dem Feuerwehrkorps der Stadt, mußte aber später seinen Abschied nehmen, da er sich bei einer großen Feuersbrunst, bei der er sich, wie bei allen vorherigen Gelegenheiten, durch seine Umsicht und Tapferkeit auszeichnete, sehr schwere Verletzungen davongetragen hatte, die ihn dienstunfähig machten. Als er nach langem Siechtum endlich genesen war, hatte man ihm in gerechter Anerkennung seiner Verdienste die freigewordene Stelle eines Forstaufsehers gegeben, und nachdem er sechs Monate lang in allen Ehren um sie gefreit, hatte er dann seine schöne Ardiane heimgeführt.

Es war an einem köstlichen Sommerabend, der Himmel war mit Sternen übersät. Ardiane saß, von einem weißen Nachtkleide umhüllt, in ihrem Strohsessel vor dem weit geöffneten Fenster. Ihr Hals war mit einer Korallenschnur geschmückt, und das schwarze Haar umrahmte in langen Locken ihre bleichen Wangen. Sie war damit beschäftigt, ihrem

schönen, in ihrem Arme ruhenden Kind, das schon acht Monate alt war, die Brust zu geben. Träumerisch und beinahe mit einem etwas starren Blick ruhte ihr Auge auf dem schlafenden Dorfe, dem fernen Feld und dem dahinter liegenden Tannenwalde. Ihre Nüstern sogen wollüstig bebend den köstlichen Duft der Blumen und Akazienblüten ein, den der Nachtwind ihr entgegentrug. Hinter den fein gezeichneten, blutroten Lippen schimmernden perlengleich ihre sehr weißen, kleinen Zähne. Ihre Rechte, an deren zweitem Finger der goldne Trauring schimmerte, spielte zerstreut in dem lockigen Haar ihres Mannes, der ihr zu Füßen lag, sein frisches, fröhliches Gesicht an die Knie der jungen Frau lehnte und seinem Kleinen zulachte.

An der Wand des mit gewöhnlichem hellblauen Papier tapezierten ehelichen Gemaches hing eine Flinte, auf dem Tisch stand eine brennende Lampe. Dicht bei dem aufgedeckten weißen Bett stand eine Wiege, über der ein Kruzifix hing. Auf dem Kamin prangte eine Weckuhr, die üblichen zwei Leuchter, ein paar eingerahmte Photographien und eine mit Wachholderzweigen gefüllte, bemalte Tonvase.

Ganz gewiß, sie war ein kleines Paradies, die Wohnung dieses jungen Paares, und ganz besonders an diesem Abend! Denn am Morgen des vergangenen Tages hatte das fröhliche Bellen der beiden Hunde dem jungen Forstaufseher einen Gast angemeldet. Es war eine vom Präfekten der Stadt gesandte Ordonnanz, die, o der Freude! Peter Albrun eine große Röhre von Weißblech überreicht

hatte, die das Ehrenkreuz, das dazugehörige Diplom und den Brief des Ministeriums enthielt, in dem die besonderen Verdienste aufgezählt wurden, denen Peter Albrun es verdankte, daß ihm eine solche Auszeichnung zuteil wurde. Mit lauter, vor stolzer Freude zitternder Stimme hatte er im hellen Sonnenschein des Gartens seiner geliebten Ardiane das Schreiben vorgelesen. „Weil er sich während seiner Dienstzeit bei den algerischen Tirailleurs in Afrika in verschiedenen Gefechten durch seine Tapferkeit ausgezeichnet habe, weil er sich als Führer der Feuerwehr des Ortes bei den rasch aufeinanderfolgenden Feuersbrünsten, von denen die Gemeinde im Jahre 1883 heimgesucht wurde, durch seine Geistesgegenwart und seinen Wagemut hervorgetan und vielen Menschen das Leben gerettet habe, ohne der eignen Gefahr zu achten, wobei er denn auch jene zwei schweren Verwundungen davongetragen habe, infolge deren er gezwungen war, den Dienst bei der Feuerwehr aufzugeben usw., usw." Das war der Grund, weshalb Peter Albrun und seine junge Frau, obwohl es schon Schlafenszeit war, immer noch an dem Fenster ihres ehelichen Gemaches verweilten: sie durchkosteten in der Erinnerung noch einmal alle Freuden des heutigen Tages. Er hielt immer noch das Kreuz an dem roten Moirébande in der Hand und konnte es sich nicht versagen, von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick darauf zu werfen.

Die köstliche, sternendurchfunkelte Sommernacht umgab das junge Paar wie ein Schleier von Glück und Liebe.

Das Auge der schönen Ardiane ruhte indessen nachdenklich auf gewissen, die Reihe der schmucken weißen Häuschen des Dorfes unterbrechenden Lücken, auf geschwärzten Mauerresten und Ruinen, die von den großen Feuersbrünsten herrührten, und die man bisher noch nicht weggeräumt hatte.

Im vergangenen Jahre war in Zeit weniger Monate siebenmal in nicht vom Monde erhellten, dunkeln Nächten plötzlich Feuer in Ypinx-les-Trembles ausgebrochen, das alle Male seine Opfer gefordert und in dem Menschen jeden Lebensalters umgekommen waren. Man vermutete allgemein, daß diese Brandstiftungen Schmugglern zuzuschreiben seien, die eine schlechte Aufnahme im Dorfe gefunden, und um sich zu rächen, in der Nacht Feuer angelegt hatten, um sich dann in den Tannenwäldern, dem Dickicht der Myrten und Espen zu verbergen und endlich über die Grenze zu verschwinden, ohne daß es den sie verfolgenden Gendarmen gelungen wäre, sie zu ergreifen. Wohin sie aber auch ihre Schritte gelenkt haben mochten, diese Bösewichter hatten wahrscheinlich doch um andrer Verbrechen willen den verdienten Lohn erhalten. Jedenfalls war seit einem Jahre kein Brandfrevel mehr vorgekommen.

„Woran denkst du, meine Ardiane?“ murmelte Peter, die weiße Hand küssend, die liebkosend durch sein Haar und über seine Stirn glitt.

„An jene schwarzen Mauerreste, aus denen unser Glück erblüht ist,“ antwortete die Baskerin, ohne den Blick davon abzuwenden. „Blicke dorthin! Es war,

als jener Pachthof abbrannte, daß ich dich zum ersten Male wiedersah."

„Ich glaubte, daß ich dich in jener Nacht überhaupt zum ersten Male gesehen habe?"

„Nein, es war das zweitemal," antwortete Ardiane, „ich hatte dich zehn Tage vorher auf der Kirmeß von Prades zum ersten Male gesehen — freilich du, Bösewicht! hattest mich gar nicht bemerkt. Aber ich sah dich und erkannte beim ersten Blick, daß du der für mich bestimmte Mann seist. O Gott! Wie toll mein Herz schlug! Siehst du, damals war es, daß ich den festen Entschluß faßte, deine Frau zu werden — und du weißt es, was ich will, das will ich!"

Den Kopf erhebend, glitt nun auch Peter Albruns Blick über die im hellen Mondschein deutlich erkennbaren geschwärzten Mauerreste zwischen den Reihen der saubern Häuser der Dorfstraße.

„Ach, du Heimlichtuerin, davon hattest du mir nichts gesagt," erwiderte er lächelnd. „Aber es war bei dem Brande der großen Hütte, dort hinter der Kirche, als ich mich leider so vergebens bemühte, das darin hausende alte Paar zu retten, daß ich von einem niederstürzenden Balken verwundet wurde, und da warst du es, die sich meiner annahm, mich zu deiner alten Patin, der Mutter Inféral, führte, mich mit dem köstlichen Glühwein erquickte — es war beinahe so, als ob du ihn schon für mich bereitgestellt hättest — und die mich dann so sorgsam pflegte ... Aber ist das nicht seltsam? Ich kann es immer noch nicht verwinden, daß es mir damals nicht gelungen

ist, die alten Leutchen zu retten; es preßt mir das Herz zusammen, wenn ich daran denke."

„Ach was," murmelte die Baskerin, „mit denen habe ich nicht so viel Mitleid, dazu kannte ich sie zu genau, von meiner Kindheit an haben sie mich schikaniert, haben meine kleinen selbstgefertigten Hanf- und Schnurarbeiten so schlecht bezahlt, mit drei und fünf Sous — und dabei maulten sie noch. Das häßliche alte Weib konnte es nicht ertragen, daß ich schön bin, sie hat übel von mir geredet und mich zu verleumden gesucht, wo immer sie eine Gelegenheit dazu fand. Und dabei waren diese Menschen so geizig. Nichts, gar nichts hatten sie für die Armen übrig. Wir müssen doch alle einmal sterben, und sie waren zu gar nichts nütze in der Welt, diese geizigen, mürrischen Alten. Glaub mir's, wenn wir verbrannt wären, so würden sie sich herzlich darüber gefreut haben. Denk also nicht mehr daran ... Aber sieh mal dort hinüber zu den Überresten der den Desjoncherets angehörigen Hütte. — Das war ein prachtvolles Feuer, nicht wahr? An jenem Abend war es, wo du mich nachher zum ersten Male geküßt hast. Du hattest mit eigner Lebensgefahr und großer Mühe das Kind der Desjoncherets gerettet! Ach! Wie ich dich bewunderte! Und ich sage es dir, du warst schön in deinem Helme, der vom Widerscheine des Feuers rot erschien ... O jener erste Kuß, — wenn du wüßtest ..."

Wieder streckte sie die Hand aus, an der der Trauring im Sternenschein flimmerte, und auf eine andre Brandstätte deutend, fuhr sie fort:

„Und nun sieh dorthin, dort war es, wo wir uns verlobten — und dann nach dem Brande jenes Häuschens habe ich dir im Heuboden angehört; und oh, mein Peter, bei jenem letzten Brande war es, wo du die schwere und mir doch so teure Verwundung davontrugst! ... Weißt du, ich sehe gern auf die zurückgebliebene, tiefe Narbe, ich liebe sie: ihr verdanken wir unser Glück, deine gute Anstellung als Forstaufseher, unsere Ehe und dieses Häuschen ... in dem unser Kind geboren wurde!"

„Ja, ja," murmelte Peter Albrun, der ein wenig nachdenklich geworden war, „es beweist, wie Gott selbst das Böse zum Guten wenden kann ... Und doch, wenn es mir gelänge, diese elenden Brandstifter vor meine Flinte zu bekommen ..."

Sie wandte sich ab, ihre Augen blickten sehr ernst, und sie zog die Brauen so fest zusammen, daß sie sich berührten und nur eine schwarze Linie bildeten.

„Schweige Peter," sagte sie. „Steht es uns zu, die Hände zu verfluchen, die das Feuer angelegt haben? Ich sage dir, daß wir ihnen alles verdanken, bis zu diesem Kreuz, das du in deiner Hand hältst. Denke doch einmal ein wenig nach, mein lieber Peter. Du weißt es sehr wohl, daß es nur in der Stadt eine Kaserne für die Feuerwehr gibt, die den Dienst nicht nur für die Stadt und zwei Vororte, sondern auch für drei Dörfer zu versehen hat. Du, ein armer Sergeant der Feuerwehr, mußtest unausgesetzt, Tag und Nacht, bereit sein, bei jeder Feuermeldung deine Leute zu alarmieren und sie in den Kampf gegen das entfesselte Element zu führen. Du warst

wie ein Gefangener in deiner Kaserne, erhieltest niemals Urlaub und konntest dein Gefängnis nur dann verlassen, wenn dein Dienst es erforderte. Wenn du dich ohne Erlaubnis hättest entfernen wollen, riskiertest du, dein Gehalt und deine Stellung zu verlieren! Selbst wenn es brannte, gebrauchtet ihr beinahe eine Stunde, um hierhin zu kommen! ... Und nun bedenke meine Lage: ich saß hier in Ypinx und drehte meinen Flachs, womit ich fünf bis sechs Sous täglich verdiente ... und dabei mußte ich doch auch für die arme, hinfällige, alte Frau sorgen ... das war oft sehr schwer, besonders im Winter. Ich hätte es ja machen können, wie andere es auch tun, hätte zur Stadt gehen, mich verkaufen können — aber du verstehst es doch, mein einzig Geliebter, daß mir das nicht möglich war! — Es ist also doch ganz klar, daß ohne diese schönen Feuersbrünste ich heute noch meinen Flachs im Dorfe drehen würde, während du, lieber Freund, dich mit dem schweren Dienst bei der Feuerwehr abplagen könntest. Wir würden uns dann niemals wieder gesehen, miteinander bekannt geworden und endlich zusammengekommen sein. Und ich glaube denn doch, daß unser gemeinschaftliches Leben hier ein bedeutend besseres ist. Glaube mir, das gilt mehr als alles, was sich mit jenen uns völlig gleichgültigen Menschen zugetragen hat."

„Grausames Kind!" antwortete Albrun, „in deinen Adern fließt vulkanisches Blut."

Mit einem so seltsamen Lächeln, das ihm davor graute, fuhr die junge Frau fort. „Was diese Schmuggler betrifft, so haben sie wohl etwas an-

deres zu tun, als hierher zurückzukehren, um sich eines nichts wegen vor euch zu verantworten, laß sie in Frieden! Überhaupt können es ja doch nur die Einfältigen des Ortes im Ernste glauben, daß sie die Brandstifter gewesen seien."

Ohne sich über seine Gedanken Rechenschaft geben zu können, blickte der Forstaufseher schweigend und sorgenvoll auf sein junges Weib.

„Wer sonst könnte es gewesen sein," sagte er endlich. „Hier lebt alle Welt in bestem Einverständnis miteinander, jeder hat den andern gern und kennt ihn. Es gibt hier keine Diebe und Übelgesinnte, es hat hier niemals welche gegeben. Niemand anders als diese Schmuggler konnten ein Interesse daran haben ... Welch andere Hand ... hätte es gewagt ... aus Rache derartiges zu verüben?"

„Vielleicht ist es aus Liebe geschehen," sagte die Baskerin. „Sieh, wenn ich liebe — das weißt du, würde ich den Geliebten erringen, und wenn Himmel und Erde darüber zugrunde gehen sollten! — Welche Hand konnte ein solches Verbrechen begehen, fragst du? Wie, mein Peter, wenn es nun die Hand wäre, auf die du eben deine Lippen drückst?"

Albrun, der seine Frau kannte, ließ entsetzt die Hand fallen, die er eben noch mit Küssen bedeckt hatte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken, und sein Herzschlag stockte.

„Du scherzest, Ardiane?" sagte er.

Aber das seltsame, wilde Wesen, dieses berückend schöne, junge Weib schlang beide Arme um seinen Hals und, ihn mit berauschend leidenschaftlicher Zärt-

lichkeit fest an sich ziehend, flüsterte sie mit gebrochener Stimme und glühendem Atem dem jungen Mann ins Ohr:

„Peter! ... Es geschah doch, weil ich dich anbetete! Peter, es geschah, weil ich keinen andern Ausweg wußte, der furchtbaren, uns drückenden Armut zu entrinnen. Diese elenden Spelunken anzustecken war das einzige Mittel, uns zu sehen! Einander anzugehören und ein Kind zu bekommen."

Bei diesen schrecklichen Worten riß sich Peter Albrun, der brave frühere Soldat, aus ihren Armen los, sprang auf und stand einen Augenblick hochaufgerichtet da. Dann aber ergriff ihn ein Schwindel, er taumelte hin und her. Ohne nur ein Wort zu antworten, schleuderte der Forstaufseher sein Ehrenkreuz in weitem Bogen durch das offene Fenster in den Gießbach hinaus — es stieß mit einer seiner Kanten so heftig auf einen Felsen an, daß es ihm einen Funken entlockte, ehe es im Schaume verschwand. Fast instinktiv streckte Albrun dann die Hand nach der an der Wand hängenden Flinte aus, aber er hielt plötzlich inne — sein Blick war auf das jetzt friedlich in den Armen seiner Mutter schlafende Kind gefallen.

„Dieses Kind soll Priester werden, um für dich die Absolution deiner Sünden zu erringen," sagte er endlich nach einer langen Pause.

Aber die Baskerin war von einer sinnverwirrenden Schönheit, ihre Umarmungen waren so berauschend, ihre Küsse so glühend, daß es ihr schon gegen fünf Uhr morgens gelungen war, das Gewissen des jungen Mannes zu betäuben, und daß er in seiner

schrecklichen Gefährtin keine Verbrecherin, sondern eine Heldin sah. In der Liebesglut, mit der Ardiane Inféral Peter Albrun an ihr Herz drückte, erstickte sein gerechter Zorn — und er vergab ihr. —

Und, um aufrichtig zu sprechen — warum sollte er ihr nach alledem nicht vergeben haben?

Wäre es vielleicht besser gewesen, wenn er ihr mit rauher Stimme „Lebewohl" zugerufen und davongegangen wäre? Man hätte dann wahrscheinlich drei Monate später in den Zeitungen gelesen, daß er einen ruhmvollen Tod „in China oder bei den Hovas gefunden; sein armes Kind würde vielleicht in ein Waisenhaus gesteckt worden sein, und die schöne Baskerin würde in irgendeiner Stadt ihre Reize verkaufen und bei der Nachricht, daß sie Witwe geworden, die Achseln zucken und des Verstorbenen als eines richtigen Dummkopfes gedenken.

Das würden die Resultate einer zu rigoros durchgeführten Strenge gewesen sein.

Trotz dem Schatten des Geheimnisses, das auf ihnen ruht, dieses Geheimnisses, das sie streng behüten und das sie für immer miteinander verbunden hat, scheinen Peter und seine Ardiane ein glückliches Paar zu sein, das einander vergöttert! ... Es ist Peter sogar gelungen, sein Kreuz aus dem Gießbach herauszufischen; er hat dies Ehrenzeichen ja auch wirklich verdient und — er trägt es mit Stolz.

Wenn man in Erwägung zieht, was die Menschheit billigt, achtet und bewundert, so wird jeder aufrichtig und ernst denkende Geist zugeben müssen, daß dieser Ausgang durchaus wahrscheinlich ist.

# Die Sinnestäuschungen des Herrn Redoux

Es war an einem Aprilabend eines der letzten Jahre, als Herr Anton Redoux, ein hochgeachteter Bürger von Paris, der früher Bürgermeister einer kleinen Stadt Mittelfrankreichs gewesen, sich in London in der Bakerstreet befand.

Er war ein jovialer Fünfziger, der sich schon ein ansehnliches Bäuchlein zugelegt hatte, dabei aber ein sehr tüchtiger Geschäftsmann, ein würdiges Familienoberhaupt, ein wirkliches Vorbild aller bürgerlichen Tugenden. Dennoch entging er so wenig wie mancher andere dem Mißgeschick, wenn er allein war und sich in sich selbst vertiefte von gewissen phantastischen Gedanken gequält zu werden, die manchmal gerade in dem Hirn der scheinbar ruhigsten Geschäftsleute entstehen. Wenn man der Aussage der Irrenärzte Glauben schenken darf, so umschließt gerade das Hirn dieser Herren, wenn sie sich außerhalb ihres Geschäftes befinden, eine geheimnisvolle Welt, die oft sogar etwas Erschreckendes hat. So geschah es denn auch Herrn Redoux, daß, wenn er sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, sich sein Geist mit seltsam beunruhigenden Gedanken beschäftigte, von denen er jedoch niemals gegen irgendwen etwas verlauten ließ. Ein ganz sonderbarer Einfall, der ihn beherrschte, in den er sich immer mehr vertiefte, und den er sorgsam hegte, nahm bald so vollständigen Besitz seines Denkvermögens, daß er endlich beschloß, ihn zu verwirklichen. Dabei war er indessen noch vollständig

Herr seiner selbst, und wenn das kleinste Ereignis des wirklichen Lebens ihn in seinen Träumereien störte, wußte er sie, wenn auch mit einem Seufzer — zu verjagen; so daß bis jetzt diese düstern Anfälle noch keine übeln Folgen nach sich gezogen hatten. Dennoch hatte er als umsichtiger Mann, der seiner sonderbaren Schwäche selbst nicht traute, schon seit längerer Zeit eine außerordentlich mäßige Lebensweise geführt, und er vermied so viel wie möglich jede Erregung, die eventuell einen übeln Einfluß auf sein Gehirn hätte ausüben können. Vor allem trank er sehr wenig, weil er fürchtete, daß er unter dem Einflusse des Alkohols diese törichten Hirngespinste, über die er am andern Tage selbst errötete, zu verwirklichen versuchen möchte.

An diesem Abend jedoch hatte Herr Redoux alle Vorsicht vergessen; er hatte ganz vorzüglich bei einem Geschäftsfreunde zu Mittag gespeist und beim Dessert war der vorteilhafte Handel abgeschlossen worden, um dessentwillen er über den Kanal gekommen war. Er war in bester Stimmung und merkte es kaum, daß die verfängliche Wirkung des Porters, Sherrys, des Ale und des reichlich genossenen Champagners seines Gastfreundes doch ein wenig die Klarheit seines Geistes getrübt hatte. Er beabsichtigte jedoch, obwohl es noch ziemlich früh war, gleich in sein Hotel zurückzukehren, als er plötzlich von einem heftigen Regenguß überrascht wurde, und der Zufall wollte es, daß der Torweg, unter den er sich flüchtete, zu dem Eingang des berühmten Wachsfigurenkabinetts der Madame Tussaud führte. Um eine Erkältung zu ver-

meiden, Schutz vor dem Regen zu finden, vielleicht auch um die Zeit totzuschlagen und von einer gewissen Neugierde getrieben, warf der frühere Bürgermeister seine Zigarre weg und stieg die Treppe hinauf, um sich das Wachsfigurenkabinett anzusehen.

Schon an der Schwelle des großen Saales, in dem sich in starrer Unbeweglichkeit diese seltsame Gesellschaft fingierter Menschen befand, die meist mit grellfarbigen Kostümen bekleidet waren, von denen viele eine Krone auf dem Kopfe trugen, und die wie eine Moderevue vergangener Jahrhunderte aussahen, wurde Redoux von einem leichten Zittern befallen. Sein Auge hatte sofort jene ominöse Maschine entdeckt, die ganz im Hintergrunde des Saales auf der zu der Schreckenskammer führenden Estrade stand. Der Katalog belehrte ihn darüber, daß es durch alte glaubwürdige Dokumente bewiesen sei, daß diese Guillotine dieselbe sei, die einst zur Hinrichtung Ludwigs XVI. gedient hatte. An jenem Abend hatte der Direktor sie von ihrem gewöhnlichen Platze in einem besonderen Raume wegnehmen lassen, da es sich herausgestellt hatte, daß sie verschiedener Reparaturen bedurfte, da einige Pfosten daran wurmstichig geworden waren usw.

Bei diesem Anblick fühlte sich Herr Redoux, der vielleicht noch infolge des guten Mittagessens weich gestimmt war, von tiefem Mitleid mit dem königlichen Märtyrer erfüllt. Ja, mit Beiseitesetzung aller politischen Meinung und ohne die Exzesse und Verfehlungen des unglücklichen Königs beschönigen oder rechtfertigen zu wollen, ergriff ihn doch der Anblick

dieser historischen Maschine, der er zum Opfer gefallen, aufs tiefste. Und da in dieser intelligenten, aber eigensinnigen und viel zu eindrucksempfänglichen Natur die Gefühle sich rasch vertieften, würdigte er die ihn umgebende buntscheckige, mit Gold, Seide, Purpur und Perlen geschmückte Versammlung von Wachsfiguren kaum eines flüchtigen Blickes. Ganz eingenommen von dem mächtigen Eindruck, den diese Guillotine auf ihn machte, und sich ganz in das große Drama vergangener Zeiten versenkend, wandte er sich einem Seitengange zu und ließ sich auf einer Bank nieder, hinter der sich eine mit „Shakespeare" bezeichnete Wachsfigur auf einem Sockel erhob.

Bekanntlich stimmt jede Emotion schwärmerisch veranlagte Naturen mitteilsam. Der frühere Bürgermeister glaubte zu bemerken, daß ein anderer Herr, der schon vor ihm auf der Bank Platz genommen hatte, und der allem Anscheine nach auch Franzose war, ebenfalls ganz versunken in den Anblick der Guillotine war und kein Auge davon abließ. Er wandte sich deshalb an den vermeintlichen Landsmann, und um vorerst, wie man zu sagen pflegt, das Terrain zu rekognoszieren, warf er in lässigem Tone die Bemerkung hin, daß, welcher Partei man immer angehören möge, der Anblick dieser düstern Maschine einen beinahe traurigen Eindruck verursache.

Da Herr Redoux jedoch keine Antwort auf seine Frage erhielt, blickte er seinen Nachbar etwas schärfer an und vermochte kaum seinen Ärger zu unterdrücken, als er bemerkte, daß er seit zwei Minuten mit einer Wachsfigur gesprochen habe, einer jener

einen Besucher des Kabinetts vortäuschenden Figuren, die die Direktoren dieser Museen so gern hier und dort in unauffälliger Weise aufstellen, um das Publikum zu necken.

In diesem Augenblicke verkündete einer der Aufseher mit lauter Stimme, daß geschlossen werde. Die Kronleuchter verlöschten schnell und die letzten Besucher, die sich nur ungern zurückzuziehen schienen, warfen noch einen langen Blick auf ihre phantastische Umgebung, ehe sie das Lokal verließen.

In Herrn Redoux war indessen, nachdem er sich von seiner ersten Erregung einigermaßen erholt, ein seltsamer Gedanke aufgetaucht, ein unheimlich düsterer, aber glühender Wunsch, dem er nicht widerstehen konnte noch wollte.

Oh! dachte er, wenn man doch — wohlverstanden ohne Gefahr zu laufen — selbst die schrecklichen Sensationen durchkosten könnte, die der gute König Ludwig XVI. auf dieser verhängnisvollen Tribüne empfunden hat ... Sich an seine Stelle versetzen zu können ... In der Einbildung, den Trommelwirbel und die zuletzt an ihn gerichteten Worte des Abbés Edgeworth de Firlemont zu vernehmen ... Dann seiner moralischen Großmut volles Genüge zu leisten, indem man sich den Luxus leistet, ihn zu beklagen (und zwar aufrichtig zu beklagen, abgesehen von allen politischen Überzeugungen). Dieser arme König war doch ein würdiger Familienvater gewesen, ein fast zu guter, zu großmütiger Mann, ein Mann, der all jene Tugenden und guten Eigenschaften besaß, deren Redoux selbst sich bewußt war. Wie großartig müßte

es sein, eine solche Sensation erleben zu können! Welch süße Tränen würde man da vergießen ... Ja, aber um all dies wirklich durchkosten und erleben zu können, handelte es sich nur darum, einmal ganz allein in diesem Raume und vor der Guillotine weilen zu dürfen ... Dann würde man ganz im geheimen und ohne von jemand gesehen zu werden, sich ungestört dieser berauschenden Sensation hingeben können! Aber wie ließ sich das machen, wie nur ließ es sich einrichten?

So ungefähr war der seltsame Ideengang, der sich in dem durch den reichlichen Genuß französischer und spanischer Weine überreizten Gehirn des ehrenwerten Herrn Redoux entwickelte. Er betrachtete das äußerste Ende der Pfosten, deren Verbindung an jenem Abend durch einen kleinen Vorhang verhüllt war, der das verhängnisvolle Messer dem Auge entzog — wahrscheinlich in Rücksicht auf allzu sensible Personen, die vielleicht den schrecklichen Anblick nicht zu ertragen vermocht hätten. Da er so vollständig von seiner seltsamen Grille beherrscht wurde, daß er sich nicht mehr davon befreien konnte, nahm Herr Redoux seine Zuflucht zu einer List, durch die er es zu ermöglichen hoffte, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Bravo," murmelte er, „ja, das ist das Richtige. Ich riskiere kaum etwas dabei, denn ich brauche nachher nur tüchtig an die Türe zu klopfen, so wird man mir schnell genug öffnen. Ich habe Streichhölzer bei mir. Das Licht einer Gaslampe wird für meinen Zweck genügen ... Ich sage nachher, daß ich eingeschlafen wäre, dem Aufseher drücke ich eine halbe

Guinee in die Hand, das ist mir die Sache wahrlich wert.

Es war unterdessen schon ziemlich dunkel in dem Saale geworden. Nur hinten auf der Estrade brannte eine Laterne, die der am andern Morgen sehr früh erwarteten Arbeiter wegen angesteckt worden war. Es war kein Mensch mehr in dem Saale, ausgenommen der Galeriediener, der das Lokal zu schließen hatte. Langsamen Schrittes kam er jetzt durch den Seitengang, in dem die Figur Shakespeares aufgestellt war. Herr Redoux wandte sich rasch entschlossen seinem Nachbar zu und nahm eine unbewegliche Haltung an. Sein breitrandiger Hut, seine rötlichen Hände, sein echauffiertes Gesicht mit den halbgeschlossenen, stieren Augen, dazu die Falten seines langen Überrockes, seine ganze unbewegliche Haltung, machten, daß er wirklich einer Wachsfigur zum Verwechseln ähnlich sah. Diese Ähnlichkeit war so vollkommen, daß selbst der Museumsdiener in dem nun schon beinahe ganz dunkeln Saale an Herrn Redoux vorüberschritt, ohne ihn weiter zu beachten, vielleicht auch, weil er annahm, daß diese Figur eine Neuerwerbung sei, von der die Direktion ihm noch keine Mitteilung gemacht habe — jedenfalls stäubte er Herrn Redoux und seinen schweigsamen Nachbar im Vorübergehen leicht mit seinem Federwische ab und entfernte sich dann. Redoux triumphierte, er befand sich ganz allein in dem Wachsfigurenkabinett und hoffte, daß es ihm nun gelingen werde, seine phantastische Idee zur Ausführung zu bringen.

Vorsichtig und auf den Zehenspitzen schreitend,

tastete er sich durch die Reihen der nur noch undeutlich erkennbaren Könige und Königinnen hin, bis zu der verhängnisvollen Estrade und stieg langsam die zu der grausigen Maschine führenden Stufen hinauf. Das hölzerne Schafott war so aufgestellt, daß man es von allen Seiten des Saales sehen konnte. Redoux schloß die Augen, um sich ganz in die Erinnerung jener furchtbaren Szene vergangener Zeiten zu vertiefen, und große Tränen rollten über seine Wangen. Er gedachte dabei jener Tränen, die der alte Maleherbes einst vergossen, der damit beauftragt gewesen, die Verteidigung seines Königs zu führen, dem aber vor dem Nationalkonvent die Worte versagten, und dessen ganzes Plädoyer darin bestand, daß er in schmerzliches Weinen ausbrach.

„Unglücklicher Monarch," rief Redoux schluchzend. „Oh, wie ich dich verstehe! Wie mußt du gelitten haben! — Man hat dich von deiner Kindheit an irregeleitet. Du wurdest das Opfer deiner Zeit. Ich beklage dich von ganzem Herzen ... Ein Familienvater versteht den andern! ... Dein Verbrechen war, daß du die Königskrone trugst ... Aber auch ich habe eine hohe Würde begleitet, ich bin Bürgermeister gewesen! — Und" — fügte der teilnahmsvolle Mann mit stockender Stimme, und ein wenig scheu eine Bewegung machend, als ob er jemand unterstützen müsse, „Mut, Sire, Mut! ... Wir sind allzumal sterblich ... Möge Eure Majestät geruhen ..."

Dann die Planke anschauend und sie in wippende Bewegung bringend:

„Zu denken, daß er sich darauf hingelegt hat! ..."

murmelte der ausgezeichnete Mann. „Ja, wir werden, wie es scheint, von gleichem Wuchse gewesen sein — und er war auch wohlbeleibt, wie ich es bin ...“

„Übrigens ist dieses ganze Schafott noch in gutem Zustande, es ist solid hergerichtet ... Oh, was wohl die letzten Gedanken des unglücklichen Königs gewesen sein mögen, als er auf dieser Planke lag! ... In drei Sekunden hat er über Jahrhunderte nachgedacht.“

„Aber allen Ernstes! Herr Sanson ist nicht da, wie wäre es, wenn ich mich auf die verhängnisvolle Planke legte — o nur für ein paar Minuten — nur, um zu wissen ... um zu versuchen, mich in die Lage des Königs zu versetzen ...“

So sprechend, faßte der wackere Herr Redoux einen schnellen Entschluß, und mit resigniertem Ausdruck ließ er sich langsam nieder und legte sich auf die einladende Schwebeplanke, und zwar so geschickt, daß er in den durchschnittenen Kreis der übereinander befindlichen weitgeöffneten Halbmonde des Schafotts sehen konnte.

„So!“ sagte er, „bleiben wir ein Weilchen hier ruhig liegen und denken wir nach. Oh, welche Seelenqualen muß der unglückliche Monarch hier erlitten haben ...“

Und er trocknete die feucht gewordenen Augen mit seinem Taschentuche.

Die Planke bildete die Verlängerung einer den Pfosten zugeneigten Fläche. Um sich etwas bequemer auszustrecken, machte Redoux eine leichte Körperbewegung, die bewirkte, daß die Planke nach vorne

und bis zum Rande des Schafotts glitt. Und so geschah es, daß der frühere Bürgermeister voranrutschte und nun mit dem Halse in dem untern Halbmonde ruhte.

„Ja! Armer König, ich verstehe, und ich beklage dich," seufzte der gute Herr Redoux. „Es ist mir wirklich ein Trost, denken zu können, daß, als du erst hier lagest, du wenigstens nicht mehr lange zu leiden hattest."

Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, um wieder aufzustehen, als er plötzlich neben seinem rechten Ohr ein leichtes, trockenes Geräusch vernahm. Krick! Krack! Es war der obere Halbmond, der, durch die Bewegung der Schwebeplanke erschüttert, plötzlich herunterfauste und zweifellos sofort in die Springfedern des untern einschnappend, sich fest um den Hals des Bürgermeisters legte und ihn zum Gefangenen machte.

Der ehrenwerte Herr Redoux erschrak tödlich, vergebens wand er sich hin und her, es gelang ihm nicht, sich zu befreien, er saß fest wie in einer Mausefalle. Seine zitternden Hände tasteten krampfhaft umher, — aber wo sollte er das Geheimnis finden, durch das er sich befreien konnte?!

Seltsamerweise war er mit einem Male vollständig nüchtern geworden. Sein Gesicht wurde leichenblaß, und er fühlte das Blut mit furchtbarer Schnelligkeit durch seine Adern jagen, seine Augen rollten ausdruckslos hin und her, die Glieder bebten, die Zähne klapperten aufeinander, allmählich aber wurde dann sein ganzer Körper kalt und starr. Ganz unter dem

Banne seiner phantastischen Ideen stehend, hatte er sich selbst eingeredet, daß, da Herr Sansou nicht da sei, auch nicht die kleinste Gefahr zu befürchten sei. Und nun lag er in zwei hölzernen Kragen gefangen, während kaum sieben Fuß über ihm und eingeschachtelt in ein Gewicht von hundert Pfund das furchtbare Messer hing! Er sagte sich, daß vielleicht das Holz der Pfosten von Würmern zerfressen, die Springfedern verrostet sein könnten, und daß, während er sich verzweifelnd hin und her wand, er sich jeden Augenblick der Gefahr aussetzte, den Knopf zu berühren, der das Herunterfallen des Messers bewirke.

Dann — ja, dann würde sein Kopf vor die wächsernen Füße der ihn umgebenden Phantome fallen, die, wie er bei dem matten Schein der Laterne deutlich zu sehen wähnte, ihn beobachteten und starren Auges diesen Moment zu erwarten schienen. — „Zu Hilfe!" röchelte er, wagte es jedoch nicht, seinen Ruf zu wiederholen, da er in seiner furchtbaren Angst sich einbildete, daß schon das Vibrieren seiner Stimme hinreichen könne, um ... um ... um ... Bei diesem Gedanken bedeckte sich seine Stirn mit kaltem Schweiß; dann war es, als ob Ameisenschwärme über seinen Schädel zogen, denn das furchtbare Grauen vor dem ihm drohenden Tode und auch die häßliche Lächerlichkeit eines solchen Endes erregten ihn in einer Weise, daß sein Haar und sein Bart sich allmählich weiß färbten. Es ist dies eine Erscheinung, die man bei zum Tode Verurteilten während der Folterqual ihrer letzten Toilette öfters beobachtet hat. Die Minuten erschienen ihm länger wie Tage.

Bei einem plötzlichen Krachen des Holzes wurde er tief ohnmächtig. Als er nach etwa zwei Stunden wieder zu sich kam und sich seiner unverändert gebliebenen, schrecklichen Lage neu bewußt wurde, empfand er alle schon erlittenen Qualen mit erneuter Heftigkeit, und das Nagen einer kleinen Maus erfüllte ihn mit solchem Entsetzen, daß ihm abermals die Sinne schwanden und er das Bewußtsein verlor.

Als er endlich die Augen wieder öffnete, befand er sich halbnackt in einem Sessel des Museums, während Galeriediener und Arbeiter sich um ihn bemühten, ihn mit heißen Tüchern frottierten, Salmiakgeist und Essig einatmen ließen und seine Hände rieben.

„Oh! Oh!" stotterte er verwirrt beim Anblick der auf der Estrade stehenden Guillotine.

Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, murmelte er: „Welch furchtbarer Traum, o diese Nacht — unter ... dem entsetzlichen Messer."

Dann bemühte er sich, seinen Helfern eine glaubhafte Erklärung zu geben: von Neugierde getrieben, hätte er sich das Ding mal in der Nähe ansehen wollen, dabei sei er gestolpert, die Planke sei herabgeglitten, und so wäre er in den hölzernen Kragen geraten — und ... danach hatte er sich plötzlich sehr unwohl gefühlt.

„Aber, mein Herr," antwortete ihm der Museumsdiener — es war derselbe, der ihn am Abend vorher abgestäubt hatte — „Sie haben sich wirklich ohne jeden Grund aufgeregt."

„Ohne Grund?" stieß Redoux mühsam aus immer noch gepreßter Kehle hervor.

„Ganz gewiß; der hölzerne Halsring hat gar keine Springfedern, die einschnappen könnten, und es sind nur die Ecken, die, als sie sich berührten, ein Geräusch verursacht haben — und was das Messer betrifft ..."

Bei diesen Worten stieg der Diener auf die Estrade und nahm von den die Pfosten verbindenden Querbalken den Vorhang weg:

„Man hat es schon vor zwei Tagen fortgenommen, um es nachsehen zu lassen."

Als Herr Redoux das hörte, richtete er sich langsam auf, gewann allmählich seine Fassung zurück und lächelte gutmütig.

Ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn davon, daß er in dieser einen Nacht über mehr als zehn Jahre gealtert sei — schweigend, aber mit aufrichtigem Danke gab er seinen Befreiern drei Guineen.

Nachdem er das getan, nahm er seinen Hut und verließ das Wachsfigurenkabinett.

Er kehrte in sein Hotel zurück und packte sofort seinen Koffer. Am selben Abend kam er in Paris an — und sein erster Gang war zu einem Friseur, wo er sich das Haar färben ließ; dann erst ging er nach Hause, und niemals hat er nur mit einem Wort sein seltsames Abenteuer verraten.

Heute nimmt er eine hohe Stellung in einer der Kammern ein. Aber er hält sich an die Wirklichkeit und hat ein für allemal allen phantastischen Neigungen entsagt.

Nie aber hat der ehrenwerte Volksvertreter jene Nacht vergessen.

Vor ungefähr vier Jahren befand er sich in einem

Salon inmitten einer Gruppe, die die Klagen gewisser Journalisten über den Tod eines königlichen Verbannten zum Gegenstand einer Debatte machte. Da aber nun, wie es scheint, nichts ganz verborgen bleiben kann und unsere lieben Mitmenschen trotz aller Vorsicht immer ganz genau von unsern Erlebnissen unterrichtet sind, wandte sich plötzlich eins der Mitglieder der äußersten Rechten an unsern Exbürgermeister und sagte, ihn fest ins Auge fassend:

„Glauben Sie mir, mein Herr, die Könige — und selbst die toten Könige — haben manchmal eine etwas verächtliche Art, Possenreißer zu züchtigen, die es wagen, sich dem heuchlerischen Genusse hinzugeben, ihre Leiden nachempfinden und beklagen zu wollen."

Als aufgeklärter Mann lächelte Herr Redoux mild bei diesen Worten und lenkte geschickt das Gespräch auf ein anderes Thema.

# Moderne Legende

Es war an einem Winterabend, vor ungefähr dreißig Jahren. Ein junger Künstler, Ausländer und durch Zufall nach Paris verschlagen, ein Musiker — verhungert —, wie sich das von selbst versteht — und aller Hilfsmittel entblößt, hauste einsam und von Gott und der Welt verlassen in einer kalten Mansarde der Rue Saint Roch.

Die unerbittliche Not zwang diesen armen, unbekannten Bohémien allen Unbilden des Wetters Trotz bietend, durch die Straßen von Paris zu irren, um Musikstunden zu geben, zu zwei Franken die Stunde — ein Honorar, um das er in vielen Fällen dann noch schnöde betrogen wurde. Es war sogar so weit mit ihm gekommen, daß er Ouvertüren oder Präludien für Musikhallen komponiert hatte, die dann die Impressarios der Vorstädte vor den Bühnen von ihren Doppelquartetts herunterfiedeln ließen. Die meiste Zeit aber genoß er das Vergnügen, sich von den Vorübergehenden den Titel eines Narren nachrufen zu lassen, während andere ihn in herablassender Weise „mein Alter" oder „Kleiner" anredeten. Letztere waren die sogenannten ausgeglichenen Leute, Menschen, deren Gedankenarmut nur mit ihrer geistigen Überhebung gleichen Schritt hält, und die sich selbst für ganz besonders vernünftig halten.

Dieser traurige Geselle, den viele reif zum Selbstmord erklärt haben würden, saß also an jenem Abend vor einem angesehenen Kaufmann, der mit überein-

andergeschlagenen Beinen vor ihm Platz genommen und beim Schein einer ärmlichen Kerze mit aufrichtigem Mitleid den jungen Mann betrachtete und ihm in ermutigender Weise zulächelte.

Das Leben gefällt sich zuweilen in seltsamen Kontrasten, denn dieser Herr war ein ausgesprochener Epikuräer, dabei eine sympathische und hilfsbereite Natur, einer jener Menschen, dessen Namen die Herzen seiner Kompatrioten höher schlagen läßt. Dieser ausgezeichnete Mann hatte in der Tat seinen „armen Freund" lange gebeten, von ihm diese wenigen Pfennige anzunehmen, die, wenn sie einmal empfangen sind, dem Geber die Berechtigung verleihen, den andern von oben herab behandeln zu dürfen. Es handelte sich bei dieser Gelegenheit um die ungeheuere Summe von vierundfünfzig schönen Franken, die dieser allzu freigebige Millionär ohne Garantie dem Künstler in fünf Raten vorgestreckt hatte. Selbstredend, daß infolge einer so großmütigen Handlungsweise der reiche Herr den armen Schlucker als ein tief unter ihm stehendes Wesen betrachtete, einfach als ein „drolliges Subjekt", um mich seiner gut bürgerlichen Ausdrucksweise zu bedienen.

Da geschah es, daß der junge Künstler plötzlich die Augen aufschlug und, seinen Mäzen mit ruhigem kalten Blicke ansehend, ihm folgende Lächerlichkeiten vortrug:

„O du mein allzu gefühlsvoller und dienstfertiger, edler Freund, wer und was ich bin, um die Sympathie zu verdienen, mit der du mich überhäufst? Ein armer Musiker! Ein Violinkratzer! Der letzte

aller Sterblichen! Ein Ausgestoßener der Gesellschaft! Gestatte, daß ich diese Gelegenheit benutze, dir einen Beweis meines vollständigen Vertrauens zu geben. Aber höre mir aufmerksam zu, denn wenn du das nicht tust, wirst du den Sinn meiner Worte wahrscheinlich nicht verstehen, denn der Mensch begreift nur das, was zu erkennen er ernstlich bestrebt ist. Ich habe allen Grund zu fürchten, daß du mich nicht verstehen wirst, und daß meine Rede in den Wind gesprochen sein wird. Gleichviel, ich werde sprechen."

„Wie undankbar doch all diese Künstler sind," murmelte der Industrielle unwillkürlich.

„Also," nahm der Undankbare die Rede wieder auf, „ich beabsichtige dir darzulegen, was ich mir in den nächsten Jahren auszuführen vorgenommen habe. Vor allem also wisse, daß ich einer von denen bin, die der Unsterblichkeit angehören."

Bei diesen Worten wurde der Millionär sichtbar unruhig, und mit ängstlichem Mißtrauen, das sich von einem Augenblick zum andern vermehrte, ruhte sein forschender Blick auf dem bisher von ihm so bevorzugten armen Musiker.

„Es ist dir wohl nicht ganz unbekannt," fuhr dieser unbeirrt fort, „daß es in meinem Berufe große Männer gegeben hat, die Orpheus, Tyrtäus, Gluck, Beethoven, Weber, Sebastian Bach, Mozart, Pergolese, Palestrina, Rossini, Berlioz hießen — ich könnte dir außer ihnen noch manch andre berühmte Namen nennen. Diesen gottbegnadeten Naturen verdankt es die Menschheit, daß ihr der geheimnisvolle Zauber der Musik offenbart wurde. Und meine

Seele — erschrick nicht allzusehr über dieses dir altmodisch erscheinende Wort, lieber Bruder — meine Seele ist erfüllt von der schaffenden Kraft, die diese großen Männer bewegte, und ich weiß, daß es meine Bestimmung ist, das von ihnen begonnene Werk zu vollenden und musikalische Wunder zu vollbringen.

„Das aber ist der Grund, weshalb die Menschheit über kurz oder lang für mich, den man heute wie einen Narren behandelt, tun wird, was bisher für keinen meiner Vorläufer geschehen ist.

Ja, die größten, höchststehenden und mächtigsten unsres Geschlechtes werden stolz darauf sein, mir helfen zu dürfen, meinen Wunsch und stolzen Traum zur Verwirklichung zu bringen!

Zwinge dich, wenn dir dies möglich ist, deiner Güte gegen mich die Krone dadurch aufzusetzen, daß du meinen Worten Gehör schenkst, und dein Undankbarer wird dir, wie dies seine Pflicht ist, dafür eine Unterhaltung gewähren. Nicht als ob ich glaubte, dadurch auch nur einen Teil der dir schuldigen Dankbarkeit abtragen zu können, o nein — ich weiß sehr gut, daß dies in deinen Augen unmöglich ist, edler Freund, selbst wenn ich mein Leben hingeben wollte, um eine deiner Launen zu befriedigen.

So höre denn: die Stunde wird kommen, wo die siegreichen Fürsten, Kriegsherren und Herzöge, wo die Könige und Kaiser des Abendlandes der gewohnten Lieder ihres Landes vergessen und wo bei der Feier ihrer Feste nur die Melodien erschallen werden, die meinem Hirn entsprungen sind. Die Früchte meines nächtlichen Studiums, Jubelklänge von berau-

schender, alles mit sich reißender Kraft werden es sein, die man zu Ehren ihrer Siege in der Stunde des Triumphes anstimmen wird! Und nachdem dieser erste Erfolg errungen ist, werde ich einige Jahre später an all diese mächtigen Fürsten, Könige und Kaiser die Einladung ergehen lassen, zu kommen, um eins der Meisterwerke meiner Tonschöpfungen anzuhören. Und sie werden nicht zögern, sie werden ihre politischen, weltlichen Sorgen hinter sich werfen und sich an dem von mir bestimmten Tage einfinden. Und selbst einer eventuellen Hitze von vierzig Grad nicht achtend, werden sie in gespannter Aufmerksamkeit eng aneinandergedrückt das Parterre eines großen Theaters erfüllen, das ich nach meinen Angaben und auf Kosten meiner Freunde und Feinde erbauen ließ. Und diese ganze auserlesene Gesellschaft wird mit voller Hingebung viele Stunden lang andächtig meiner Musik lauschen. Um die Kosten zum Bau meines Theaters herbeizuschaffen, werde ich aus der ganzen Welt, aus Japan, dem Orient, aus Rußland, aus Nord- und Südamerika viele tausend Zuhörer herbeirufen, Freunde und Feinde, gleichviel! Und sie alle werden herbeiströmen, sie werden ohne Bedauern ihre Familie, ihren Herd, ihr Vaterland, ihre finanziellen Interessen (*finanziellen Interessen*, verstehst du das, mein würdiger Freund?) im Stiche lassen — sie werden nicht den weitesten Weg, nicht Gefahren scheuen und meinem Rufe folgen, zur bestimmten Stunde ihren Platz, der etwa vier- bis fünfhundert Franken kosten wird, einnehmen und *meiner Musik* lauschen.

Mein Theater wird irgendwo in Europa auf einem Berge erbaut werden, in der Nähe einer Stadt, der der Ruf meines Namens zu Ehre und Reichtum verhelfen wird. Wenn die von mir gerufenen Gäste dort ankommen, werden sie mit Kanonendonner, mit Hörnerklang, mit Pauken und Trommelschlag empfangen werden. Aus den blumengeschmückten, teppichbehangenen Fenstern wehen Fahnen und Banner, die ganze Stadt prangt in Festesschmuck. Zu Fuße dann, sich den Schweiß von der Stirne wischend, werden all diese Hoheiten und Majestäten den Berg ersteigen, auf dem der Tempel steht, in dem sich die Wunder der Musik ihnen offenbaren werden.

Da ich aber Ursache habe zu fürchten, daß der Enthusiasmus des Publikums alle Schranken durchbrechen und dem weihevollen Eindruck meines Werkes Abbruch tun könnte, werde ich es auf das strengste untersagen, nach den einzelnen Teilen meines Werkes Beifall zu klatschen und erst nach dem Schlusse des Ganzen ist es meinem Auditorium gestattet, seiner Begeisterung Ausdruck zu verleihen.

Ganz gewiß werden sich unter den Zuhörern viele Repräsentanten einer von meinem Volke besiegten Nation befinden, die aber, obwohl die ihnen geschlagenen Wunden noch nicht vernarbt sind, dennoch allen Harm vergessend, glücklich sein werden, an einem Feste teilnehmen zu können, das alle Nationen eint.

Die ersten Sänger, die berühmtesten größten Künstler, die sonst gewohnheitsmäßig ihre eignen Interessen in den Vordergrund stellen, werden ihrer Verpflichtungen und ihres Vorteils vergessen und glück-

lich sein, ohne jedes Honorar ihre Kunst in den Dienst meines Genies stellen zu dürfen. Und jedes Jahr wieder wird sich das Wunder dieses seltsamen Festes erneuern, und selbst wenn ich längst nicht mehr unter den Lebenden weile, werden die Völkerscharen wie Pilger fromm zu meinem Theater wallen, um meinen Festspielen zu horchen, und wenn diese verklungen sind, werden alle gehobenen und gestärkten Geistes in ihre Heimat zurückkehren, weil sie das Glück gehabt, meiner Musik lauschen zu dürfen. Im Augenblick des Scheidens aber werden alle das Versprechen ablegen — im nächsten Jahre wiederzukommen.

Und das allermerkwürdigste ist, daß niemand in allem diesem etwas ungewöhnlich finden, sondern daß man es für ganz selbstverständlich halten wird.

Ja, mein lieber Tröster, das ist der Traum, der, das versichre ich dir, in wenigen Jahren schon sich verwirklichen wird.

Und um dich dafür zu entschädigen, daß du die Gefälligkeit gehabt, mir ruhig zuzuhören, will ich — obwohl du mich natürlich nicht verstanden hast — dir auf der Stelle zu einem geringen von dir selbst zu bestimmenden Preise einen ausgezeichneten Logenplatz verkaufen, den du, wenn die Stunde gekommen sein wird, für eine unerhört hohe Summe wieder verkaufen kannst."

Bei diesen ihm völlig sinnlos erscheinenden Worten erhob sich der Millionär, der bis dahin mit offnem Munde zugehört hatte, schweigend und mit Tränen in den Augen. Denn gibt es selbst für den kalten

Blick eines nüchternen Kaufmannes ein traurigeres Schauspiel, als zu sehen, wie die Intelligenz eines Menschen, für den man einiges Interesse empfindet, durch Wahnsinn verdüstert wird? Der edle Mäzen litt aufrichtig. Zwischen zwei schmerzlichen Seufzern bat er den Bohémien sich sofort ins Bett zu legen. Als diese Aufforderung nur mit einem sanften Lächeln beantwortet wurde, verließ er so schnell wie möglich das Zimmer und eilte schweren Herzens, um mehrere Irrenärzte aufzusuchen, da er es für seine Pflicht hielt, seinen unglücklichen Schützling noch an demselben Abend nach Bicêtre schaffen zu lassen.

Als er zwei Stunden später in Begleitung von drei Ärzten und ein paar mit Zwangsjacke und Strikken versehenen Heildienern in dem Stübchen des jungen Musikers erschien, war der arme Narr verschwunden!

Die angestellten Nachforschungen verliefen resultatlos. Ein Polizist behauptete zwar, der junge Mann habe sich vollständig ruhig auf den Bahnhof von Straßburg begeben und sei von dort mit dem um neun Uhr vierzig abgehenden Zuge nach Deutschland abgefahren. Aber der Mann war jedenfalls nicht richtig informiert.

Natürlich hat man seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Sein Pariser Wohltäter erhielt nach einem halben Jahre eine Postanweisung über zweihundert Franken von einem anonymen Schuldner. Er fragte sich heute noch nicht ohne einen Seufzer und ein trauriges Lächeln, in welchem Irrenhause wohl sein armer

verrückter Schützling stecken möge, der ihn doch zuweilen amüsiert habe — dessen Namen er jedoch ganz vergessen hatte. — Er fügt wohlwollend hinzu, daß er es nicht bedauere, ihn eine Zeitlang vollständig erhalten und ein- oder zweitausend Franken für ihn verausgabt zu haben, die er natürlich nie zurückerhalten werde.

„Was tut's? Strich drunter, ich habe das längst verschmerzt," sagt er mit der liebenswürdigen Art seiner allzu großmütigen Natur, die ihm überall so viel wohlverdiente Sympathien einträgt.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

# Villiers de l'Isle-Adam Werke

Deutsch von Hanns Heinz Ewers

Band I

## Grausame Geschichten

*

Band II

## Geschichten aus dem Jenseits

*

Band III

## Tribulat Bonhomet

Roman

*

„Meisterstücke! Reine Meisterstücke! Die Welt sollte zu seinen Füßen liegen!" sagt Berlaine über Villiers Romane und Geschichten, und es gibt wirklich in der deutschen Literatur sowohl wie in der ausländischen wenig Erzählungen, die sich diesen Meisterstücken an die Seite stellen lassen. Villiers de l'Isle-Adam gehört zu den Größten, dessen Kunst im besten Sinne international ist, die nicht nur für ihr Volk, sondern für die Kulturnation geschafft haben. So ist in kurzem sein Ruhm auch in Deutschland begründet und befestigt worden, und all die zahlreichen Leser seiner „Grausamen Geschichten" wurden begeisterte Verehrer seiner eigenartigen Kunst.

---

Thespis-Verlag / München

# Villiers de l'Isle-Adam Werke

Deutsch von Hanns Heinz Ewers

Band IV

Isis, Roman / Morgane, Drama

•

Band VI

Axel

Drama

•

Band VII

Die Eva der Zukunft

Roman

•

Wiener Abendpost: „Villiers ist der Dichter geheimnisvoller seelischer Regungen. Das Unfaßbare der Seele ist sein Gebiet. Herkunft und Weltanschauung des Aristokraten bestimmen seine dichterische Natur, die von den düsteren Schatten und Geheimnissen vergangener Jahrhunderte durchpulst ist. Isis ist das mit lebhaften und zarten, blendenden und düsteren Farben virtuos hingemalte Porträt einer Frau, in der sich Geist und Schönheit, Leidenschaftlichkeit und Beherrschung, die bezauberndste Anmut und der höchste Liebreiz des Körpers mit der verbrecherischsten Grausamkeit der Seele zu einem berauschenden Gesamtbilde verschmelzen."

---

Thespis-Verlag / München

Die Bücher von

# Hanns Heinz Ewers

*

**Alraune** / Die Geschichte eines lebenden Wesens. Roman. 200. Tausend. Luxusausgabe in Ganzleder.

**Mit meinen Augen** / Fahrten durch die lateinische Welt. 25. Tausend.

**Mein Begräbnis** und andere seltsame Geschichten. 15. Tausend.

**Die Besessenen** / Seltsame Geschichten. 33. Tausend.

**Das Grauen** / Seltsame Geschichten. 33. Tausend.

**Indien und ich** / Mit zahlreichen Illustrationen. 34. Tausend.

**Moganni Nameh** / Gesammelte Gedichte. 4. Tausend.

**Der gekreuzigte Tannhäuser** und andere Grotesken. 28. Tausend.

**Der Zauberlehrling oder Die Teufelsjäger** / Roman. 47. Tausend.

---

Georg Müller Verlag München